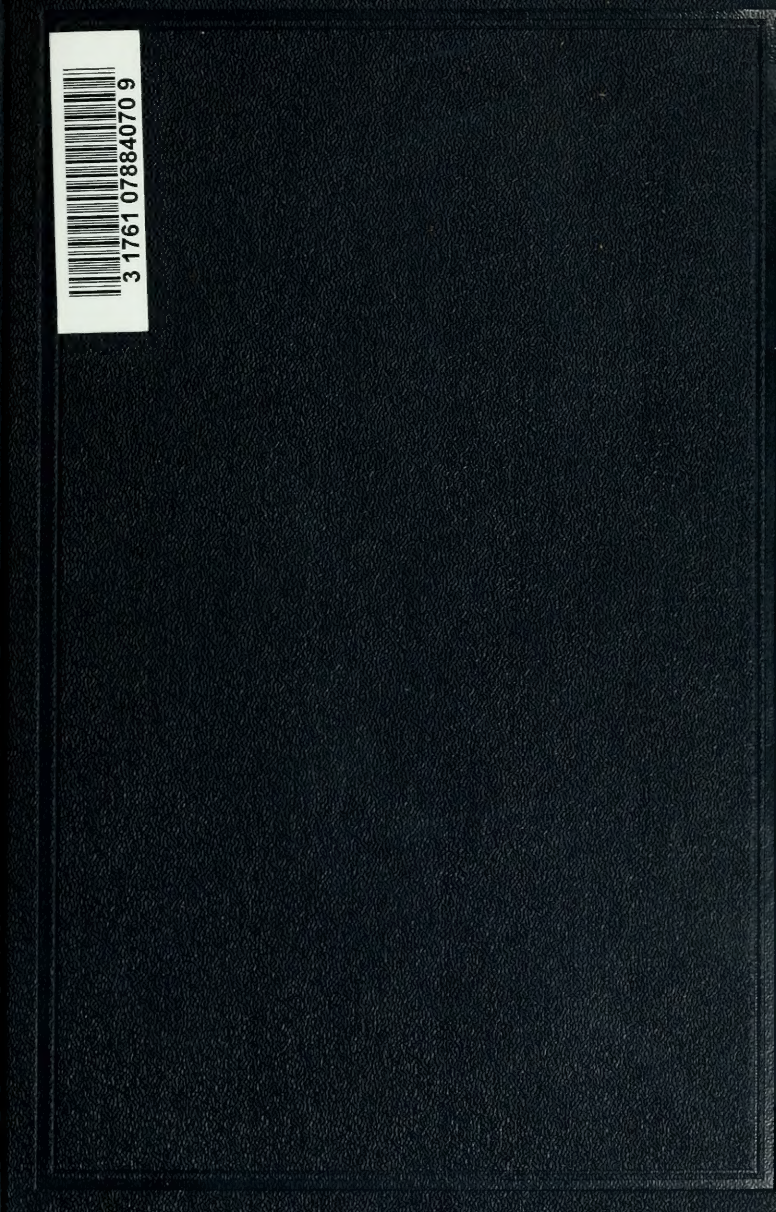


3 1761 07884070 9

Kulturgeschichte der Neuzeit

Vergleichende Entwicklungsgeschichte
der führenden Völker Europas und ihres sozialen
und geistigen Lebens

von

Kurt Breysig

Zweiter Band

Alterthum und Mittelalter

Erste Hälfte

Berlin
Georg Bondi
1901

Alterthum und Mittelalter

als Vorstufen der Neuzeit

Zwei Jahrtausende europäischer Geschichte im Ueberblick

Ein universalgeschichtlicher Versuch

von

Kurt Breysig

Erste Hälfte

Urzeit — Griechen — Römer



Berlin
Georg Bondi
1901

Zu

Jacob Burckhardts

Gedächtniß

Inhaltsverzeichniß.

Einleitung.

Alterthum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit.

Erste Hälfte.

Verbesserungen (vergl. auch Bd. II 2 am Schluß). S. 197 Z. 14 v. u. l. Lysistrata st. Lysistrate. — S. 323 Z. 10 v. o. l. *ἀνέμων*. — S. 326 Z. 5 v. u. l. *ὑπενδῶμεν*. — Z. 3 v. u. l. hinter *πολέμοις* noch *μεγίστοις*.

An den Druck des Textes von Band I wurde im Dezember 1899, von Band II 1 im Mai 1900 die letzte Hand gelegt.

Uebersicht der Zeitalter.

Entwicklungsstufen	Griechenland Athen	Rom	Germanisch-romanische Völker
Urzeit			bis gegen 400
Alterthum	(1500?)—1000		gegen 400 — um 900
Frühes Mittelalter	1000—750	(753)—500	um 900 — gegen 1300
Spätes Mittelalter	750—500	500—330	gegen 1300 — gegen 1500
Neuere Zeit	500—(400) 338[1])	330—(133)31[1])	gegen 1500—1789
Neueste Zeit	(400)338—30	(133)31—476	seit 1789

1) Die obigen Ziffern entsprechen der im Text innegehaltenen Eintheilung; sachlich folgerichtiger sind die in Klammern geschlossenen, durch die die römische Revolutionszeit, 133—31, und das Zeitalter der gefestigten und ununterbrochen herrschenden Demokratie in Athen, 400—338, der neuesten Zeit zugerechnet werden.

Erstes Buch.

Ein Blick auf die Urzeit.

Es ist unmöglich, von der sozialen Geschichte Europas in den neueren Jahrhunderten zu sprechen, ohne den Blick auf die älteren Zeiten zurückzuwenden. Mit dem Mittelalter verbindet die heute führenden Völker Europas die ununterbrochene Kontinuität der Entwicklung, die Stammeseinheit der jetzigen mit den damaligen Geschlechtern; daß die Darstellung der folgenden Blätter diese Jahrhunderte zu kurzer Uebersicht wird zusammenfassen müssen ist selbstverständlich. Aber bei ihnen wird man nicht stehen bleiben dürfen: auf das Altertum weist nicht nur die vielleicht noch höhere Einheit der Kultur, sondern auch ein Parallelismus der Geschichte — und der sozialen nicht am letzten — der dem modernen Historiker immer wieder den Vergleich mit der Antike als ein Mittel der reizvollsten und instruktivsten Anregung zu neuen Kombinationen aufdrängt, ein Parallelismus, der der universalen Historie vermuthlich noch unvergleichlich viel größeren Nutzen schaffen würde, wenn nicht die Kunde von der inneren Entwicklung der Hellenen und Römer so bedauernswürdig trümmerhaft überliefert wäre. Und selbst der Urzeit wird man einen Blick gönnen müssen. Stieße er doch nur nicht überall auf Nebelmassen, die, nirgends ganz gelüftet, nur hie und da minder dicht, kaum die allergröbsten Umrisse mehr ahnen als erkennen lassen! Wie unbeschreiblich großen Gewinn könnte unser Wissen daraus ziehen, wenn man die

primitiven Stadien der ältesten Kultur des Menschengeschlechts entschleiern könnte, wenn die rauhe Größe all dieser in ewigem Schweigen hinter uns liegenden Jahrtausende zu uns zu reden begänne. Die vergleichende Religionswissenschaft, die Sprachkunde, vor allem eine Aesthetik, die auf empirisch-historischem Wege die Räthsel der Künste und die Gesetze unserer feineren Sinnlichkeit aufzudecken trachtete, würde einen Löwenantheil von dieser Beute davontragen, aber auch die Soziologie bliebe nicht unbedacht.

Ganz anders als solch ein Traumbild nimmt sich freilich die nackte und nur allzu ärmliche Wirklichkeit unseres Wissens um die Urzeit aus. Aber merkwürdig, schon an der Schwelle historischer Betrachtung wird man gewahr, einen wie großen Bruchtheil von aller Sozialgeschichte die eine Frage ausmacht: wie verhält sich das Individuum zu den Gemeinschaften, die es von Anfang an rings umgeben und umfangen? Sucht es ihnen zu entrinnen oder schließt es sich ihnen an?

Zwar die Forschungen, die man neuerdings angestellt hat, werfen in das undurchdringliche Dunkel, das die Anfänge der sozialen Entwicklung des Menschengeschlechts umhüllt, nur flackernde Streiflichter. Man hat es unternommen, von den Zuständen der heutigen rohesten Naturvölker auf die Vergangenheit der Kulturnationen zu schließen und für diese, unter Zuhilfenahme sicherer Daten aus historisch beleuchteten Zeiten, eine soziale Vorgeschichte zu konstruieren. Man ist dabei, wie es unter solchen Umständen nicht Wunder nehmen kann, zu sehr verschiedenen Ergebnissen gekommen, doch läßt sich immerhin Manches mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuthen.

Die Anfänge eines einigermaßen entwickelten wirthschaftlichen und politischen Gemeinschaftslebens sind, wie es scheint, in lockeren Stammesverbänden zu suchen, die als Descendenz einer gemeinsamen Stammmutter zusammenhielten. Denn die Herkunft von einer Frau mag in dieser Zeit eines ganz ungezügelten Geschlechtsverkehrs die einzig sichere Grundlage für verwandtschaftlichen und vielleicht auch wirthschaft-

lichen Zusammenhalt abgegeben haben. Diese Muttersippen mögen dann auch auf den Gedanken der Einschränkung des Sexualtriebes gekommen sein, und für ihre Mitglieder, Männer wie Frauen, den Geschlechtsverkehr verboten und ihn nur mit Gliedern anderer Muttersippen gestattet haben. Schon aus diesem Grunde wird sich eine Anzahl solcher Großfamilien, die sich bei weiterem Anwachsen allmählich immer wieder gespalten haben, zu einander gehalten und einen weiteren, quasipolitischen Verband, eine Horde oder einen Stamm gebildet haben. Ernährung, gegenseitiger Schutz und das aufkeimende Verwandtschaftsgefühl mögen für sie die einigenden Bande gewesen sein. Man meint, die Großfamilien auf etwa 50 bis 500, die Stämme aber auf 500 bis 5000 Köpfe veranschlagen zu dürfen. Und diese Vermuthungen stützen sich nicht nur auf gewisse, noch heute nachweisbare Institutionen von Naturvölkern, sondern auch auf einige leise Spuren in den ältesten Rechtsüberlieferungen der Kulturvölker, nach denen dem Mutterbruder und nicht dem Vater eine besonders hohe Autorität zugesprochen wird.

Als eine zweite Stufe scheint sich der Uebergang von dieser ältesten Form eines für die Individuen verschiedener Muttersippen noch immer äußerst ungebundenen Geschlechtsverkehrs zur Gründung von wirklichen Familien, der Eintritt der Vatersippe an Stelle der Muttersippe darzustellen, d. h. einer neuen Art der Großfamilie auf dem Grunde des dauernden Geschlechtsverkehrs eines Mannes mit einer, anfänglich wahrscheinlich mit mehreren Frauen [1]). Der alte Umfang der

[1]) Diese hier nur angedeuteten Resultate der sehr umfangreichen und mannigfachen Forschungen, die man hierüber neuerdings angestellt hat, findet man am übersichtlichsten zusammengefaßt und zugleich durch eigene Konstruktion fortgebildet bei Schmoller: Die Urgeschichte der Familie; Mutterrecht und Gentilverfassung (Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft XXIII [1899] S. 1 ff.), S. 5 ff.; die Terminologie im Anschluß an die durchaus überzeugenden und sehr nachahmenswürdigen Vorschlage von Grosse (Die Formen der Familie und die Formen der Wirthschaft [1896] S. 9 ff.).

Muttersippen, das Zusammenleben von mehr als zwei Generationen mag noch beibehalten sein.

Zuletzt wird sich die auf poly- oder monogamischer Grundlage beruhende Sonderfamilie, d. h. der engere Verband von Eltern und Kindern, eingestellt haben; ein durch wirthschaftliche, wie sittlich-soziale Bedürfnisse gleich sehr geforderter Differenzierungsprozeß mag durch immer schneller eintretende Spaltung der Großfamilie und Emanzipierung dieser kleinen von den alten größeren Gemeinschaften, zu diesem letzten Stadium der Entwicklung geführt haben. Alle heutigen Naturvölker stehen schon auf dieser Stufe der Entwicklung, die poly- oder monogamische Sonderfamilie läßt sich in der Gegenwart bei allen, auch den mindest vorgeschrittenen Wilden nachweisen.

Man hat aus dieser Uebereinstimmung geschlossen, daß diese Form des Familien-, d. h. des elementarsten und ursprünglichsten sozialen Verbandes, auch die von jeher dagewesene sei, daß jene lockeren Formen des Zusammenlebens, zu deren Annahme man allerdings nur durch Analogieschlüsse und Vermuthungen gekommen ist, überhaupt niemals existiert hätten[1]. Aller Wahrscheinlichkeit nach mit Unrecht, denn

---

[1]) Westermark (Geschichte der menschlichen Ehe. Uebers. 1893) hat neuerdings mit großer Heftigkeit die bisher herrschende Ansicht, daß die geschlechtliche Promiskuität den entwickelten Eheformen vorangegangen sei, angegriffen. Ob seine Argumentation glücklich ist, scheint mir mehr als zweifelhaft. Sehr viel gründlicher ist die Beweisführung Grosses (S. 41 ff.), der sich eben so entschieden, aber mit größerer Umsicht und viel mehr Quellenkenntniß gegen die Promiskuitätstheorie gewandt hat. Er weist nach, daß auch bei den am meisten zurückgebliebenen Völkern der Gegenwart — er nennt sie die niederen Jägervölker — keine solche weitgehende Gemeinschaft des Geschlechtsverkehrs innerhalb einer Horde besteht, wie man früher annahm. Den obigen Einwand wird man trotzdem gegen seine Argumentation erheben dürfen. Bis zur definitiven Entscheidung des Streites, wenn sie überhaupt je möglich sein wird, wird man noch weitere ethnologische und urgeschichtliche Untersuchungen abzuwarten haben und nur unter diesem Vorbehalt möchte ich die obigen Zeilen schreiben.

auch die niedersten Naturvölker von heute können jene älteren Entwicklungsstufen schon zurückgelegt haben, ganz wie sie gewisse allerroheste Elemente geistiger Kultur, den Zahlbegriff z. B., auch nur auf einem langen Wege langsamen Vorwärtsschreitens errungen haben können.

Einen ähnlichen Verlauf sozialer Prähistorie aber müßte man von den europäisch-arischen[1]) Kulturvölkern annehmen, die bei ihrem Eintritt in die Geschichte schon die engere und strengere Form der Sonderfamilie, die monogamische, als vorherrschend aufweisen. Doch zuletzt wird es in allen diesen Punkten bei Vermuthungen sein Bewenden haben müssen. Wer will sagen, ob die Entwicklung sich immer in dieser Reihenfolge, in diesen, nicht etwa in anderen Formen vollzogen hat. Schenkt man ihnen aber ein gewisses, wohlverklausuliertes Zutrauen, so würde sich als allgemeine sozialgeschichtliche Beobachtung für diese urzeitlichen Stadien der Entwicklung ergeben, daß sich schon damals weitere Assoziationen differenziert und zugleich kondensiert, gespalten und verdichtet haben und daß das Individuum in den älteren lockreren Gemeinschaften mehr Bewegungsfreiheit gehabt hat, als in den jüngeren, engeren und geschlosseneren. Die älteste Muttersippe würde, falls sie existiert hat, den Geschlechtstrieb weniger gezügelt haben, als die Vatersippe und patriarchalische Großfamilie, die monogamische Großfamilie aber engt ihn wiederum, wenigstens beim Mann etwas mehr ein, als die polygamische. Und vielleicht hat die parallele wirthschaftliche Entwicklung, die man nebenher gehend vorstellen könnte, in ähnlichem Tempo immer engere Bande um das Individuum geschlungen. Denn so ungebunden und schweifend man sich auch das Leben dieser Zeiten darstellen mag, das man sich gern und wohl auch mit guten Gründen dem heutiger Jäger- und Fischerstämme ähnlich denkt, auch auf diesen rohesten Stufen mate-

[1]) Von der vielfach verschiedenen Entwicklung der arisch-asiatischen und semitischen Nationen soll hier ganz abgesehen werden.

rieller Kultur müssen sich Neuerungen, Revolutionen, Fortschritte vollzogen haben, die auf die Gestaltung der eigentlich sozialen Verhältnisse Einfluß ausübten. Gewiß ist es eine petitio principii der Verfechter materialistischer — besser ökonomistischer — Geschichtsschreibung, wenn sie besonders gern in diesen ältesten, ganz unbeleuchteten Stadien der Gesellschaftsentwicklung alle wirkenden Faktoren in den wirthschaftlichen Zuständen und Veränderungen suchen. Und jedenfalls ist ein solch' einseitiger, die eigentlich sozialen Zusammenhänge verständnißlos ausschließender Kausalnexus für diese Urzeiten noch weit schwerer mit Sicherheit nachzuweisen, als für spätere, besser kontrolierbare Perioden. Aber eben so gewiß ist auch, daß mit den eigentlich sozialen, insbesondere vom Geschlechts- und Familienleben ausgehenden Einflüssen, die wirthschaftlichen sich fort und fort verknüpften, und man darf vermuthen, daß sie sehr häufig zur Verdichtung der vorhandenen Verbände beigetragen haben. Kein technischer Fortschritt in der Form der Werkzeuge und in der Bewältigung der natürlichen Hindernisse ist eigentlich zu denken, den nicht ein engerer Zusammenschluß Mehrerer gefördert, keiner auch, der nicht einem solchen Zusammenschluß auch seinerseits unter Umständen leicht gedient haben könnte.

Schließlich aber müßte auch der Zustand der ersten, ältesten Stufe, der schon eine gar nicht geringfügige Beschränkung und Bindung des Individuums zu Gunsten seiner Sippe und seines Stammes zu bedeuten gehabt hätte, nur wieder als das Ergebniß langer voraufgehender Entwicklungen gedacht werden. Dürfte man hier deduktiv verfahren, so könnte man sich vielleicht einen noch anarchischeren Zustand vorstellen, in dem der Einzelne völlig für sich lebte, einen Zustand, mit dem verglichen selbst jenes Hordenwesen als der erste Anfang einer Assoziation und damit einer Verringerung der Rechte des Individuums erschiene.

Die Faktoren, die diese Umwälzungen gefördert haben könnten, lassen sich wiederum nur vermuthen. Nur darf das

gesagt werden, daß die Werke des Krieges und des Friedens dazu aller Wahrscheinlichkeit nach gleichermaßen beigetragen haben; die Auslese des natürlichen unablässigen Kampfes um das soziale Dasein, die die kriegerisch und wirthschaftlich tüchtigsten Gruppen emporbrachte, muß nothwendig, da beide Zwecke darauf hinwiesen, zu engerem Aneinanderrücken gezwungen haben. Und die gleiche Auslese mag auch innerhalb der Geschlechter oder Stämme die Schwachen zurückgedrängt, die Starken an die Spitze gebracht und so durch Zentralisierung von oben her den Zusammenschluß der Genossenschaften gefördert haben.

So ließe sich wenigstens vermuthen, daß schon an der Schwelle der Geschichte längst die eine von den beiden Triebkräften des sozialen Lebens wirksam gewesen ist, daß der Drang zur Assoziation schon damals weite Zeiträume hindurch den Einzelnen umklammert und ihn zum Verzicht auf gewisse Theile seiner Selbständigkeit gebracht hat. Nur an einem Punkte könnte man versucht sein, auch die Spuren des entgegengesetzten Triebes, eines ganz primitiven Individualismus nachzuweisen. Ist nämlich wirklich die Einzelfamilie erst durch Abbröckelung von der Vatersippe, der Großfamilie, entstanden, dann wäre das Motiv zu einem solchen Differenzierungsprozeß doch zum Theil auch in einem Drang nach Absonderung und Selbständigkeit des Einzelnen zu suchen. Denn wenigstens der Mann, das Haupt des neuen kleineren Familienverbandes, errang dadurch sich für seine jüngeren Jahre eine Unabhängigkeit des wirthschaftlichen und privaten Lebens, die ihm bei dem alten Zustand nur als Altem, als Patriarchen der Großfamilie zu Theil werden konnte, und auch nur dann, wenn er unter den Söhnen seines Vaters der zur Führung der größeren Gemeinschaft Berufene war. Sein Weib freilich, oder seine Weiber und seine Kinder geriethen nun vielleicht noch in engere Bande; aber das führende Geschlecht der Männer zeigt sich bei diesem Uebergang schon von dem Drang zur Absonderung beherrscht, der von der

sonstigen assoziativen Grundrichtung des sozialen Prozesses merkbar abweicht.

Wo in diesen dunklen Stadien der Entwicklung der Uebergang von der ungeordneten, nur durch den Geschlechtstrieb und allenfalls noch durch die Sorgen der Ernahrung zusammengehaltenen Horden zu staatähnlichen Stämmen zu suchen ist und ob er überhaupt überall schon in diesen Abschnitt der sozialen Prähistorie zu legen ist, wer will das entscheiden. Die Anfänge in Familie und Staat sind gleich verborgen: man war früher sehr geneigt anzunehmen, daß der Staat, oder sein Keim, der Stamm, aus Familien-Verbänden herausgewachsen sei, heute scheint es eher, als ob beide Entwicklungsreihen nach rückwärts in einem Punkte zusammenliefen, der als Keim nur eine ungestalte Masse aufweist, aus deren Material beide erst später geformt werden sollten. Jene älteren Horden oder wenn man will Stämme, die aus einer Anzahl von Sippen bestanden und zwischen diesen Sippen einen so zügellosen Geschlechtsverkehr aufweisen, waren einmal trotz ihrer Ausdehnung familienähnliche Gebilde, insofern zwischen ihren Theilen fortwährender Blutaustausch stattfand, das Ganze also durch Blutseinheit vermuthlich in allen seinen Einzelgliedern verbunden war. Andrerseits aber war die Horde doch schon ein staatähnliches Gebilde, insofern sie sich über den Sippen der engeren Blutsgenossenschaft erhob und insofern sie allen Zusammenschluß nach außen, vielleicht auch eine wirthschaftliche Einheit repräsentierte. Denn diese Hordenstämme mögen die Kriege geführt und die Jagdgründe unter sich verteilt haben.

Später erst, wenn die Mutter- zu Vatersippen wurden, oder wenn gar die Großfamilien sich in Sonderfamilien theilten, mögen sich Staat und Familie entschieden getrennt haben. Auch diese Wandlung müßte sich sehr langsam vollzogen haben, auch sie aber würde im Wesentlichen in ihrem fortschreitenden Wachsthum eine Minderung der Bewegungsfreiheit des Einzelnen bedeutet haben. Denn je stärker und

straffer diese neuen sozialen Gebilde waren, desto mehr engten sie nun auch ihrerseits das Individuum ein.

An der Existenz des ganzen Prozesses, dessen Geschichte freilich in das Dämmerlicht halbdunkler Zeiten gehüllt bleibt, kann doch nicht gezweifelt werden; die letzten Ausläufer dieser großen sozialen Wandlung ragen in das erste halbgeschichtliche Frühalter eines großen europäischen Kulturvolkes noch hinein. Und sollte man ihn sozialgeschichtlich werthen, d. h. soziologisch interpretieren, man müßte doch sagen, er bedeutete ein Fortschreiten der Assoziation: die lockeren Verbände der ältesten Urzeit müssen sich verdichtet, müssen sich enger geschlossen haben, um so weit zu kommen. Freilich hat das Individuum der ältesten Stadien schwerlich viel an Persönlichkeit zuzusetzen gehabt, aber so dumpf auch die Masse noch sein mochte, ihre Bewegungsfreiheit konnte doch vielfach noch weiter eingeschränkt werden.

Dennoch wird man, will man sich gewagter Weise von diesem Zeitalter überhaupt ein Bild machen, nicht übersehen dürfen, daß es auch an einer leisen, noch kaum merkbaren Unterströmung von entgegengesetzter Richtung nicht gefehlt haben kann. Wie in der Geschichte der Familie, so auch in der des keimenden Staates, mögen die ersten schwachen Wurzelfasern des späteren Individualismus, d. h. des Massen-Individualismus, der auch den Durchschnittsmenschen und nicht nur dem Starken, Höherragenden zu Gute kommt, bis in diese älteste Periode zurückreichen.

Man muß sich nämlich in diese ältesten Zeitalter auch solche wirthschaftliche Wandlungen versetzt denken, die oft die Macht der Genossenschaft über den Einzelnen nicht weiter verstärkten, sondern im Gegentheil das Band, das sie um ihn schlangen, leise lockern mochten. In dieser Periode, die man sich über Jahrhunderte ausgedehnt vorstellen mag, müssen Ackerbau, Handel und Industrie in ihren allerrohesten Anfängen entstanden sein. Zum Mindesten der Ackerbau ist aller Vermuthung nach zuerst in hohem Grade genossenschaftlich be-

trieben worden und so lange die ältesten Stämme noch herumschweiften, was selbst nach stärkerer Ausbildung der Bodenbestellung noch lange die Regel gebildet zu haben scheint, wird er die Rechte des Einzelnen nicht wesentlich verstärkt haben. Aber sobald sie auch nur für gewisse Zeit seßhaft wurden, muß darin ein partieller Umschwung eingetreten sein. Gewiß, auch dieser Ackerbau scheint in der Regel zuerst und auf lange Zeit hinaus von einem weitgehenden Kommunismus beherrscht gewesen zu sein. Dennoch mußte schon die vorübergehende Ansiedlung, der Privatbesitz von Werkzeugen, von einer, wenn auch noch so temporär aufgeschlagenen Heimstätte den Einzelnen ein klein wenig von der Genossenschaft absondern und emanzipieren.

Allerdings schlangen sich auch sogleich neue Bande um den Einzelnen: das Straffwerden des alten, hordenähnlichen Stammes, sein Heranreifen zu staatähnlichen Bildungen und die Entstehung von Ständen kann nicht anders gewirkt haben. Und daß es in der Urzeit schon dazu kam, ist nicht nur zu vermuthen, sondern eine der ganz wenigen historisch nachweisbaren Thatsachen dieser Epoche. Es giebt Stämme der europäischen Urzeit, die noch im Wandern begriffen waren und von deren staatähnlicher Organisation, Standesschichtung, wir durch zuverlässige Berichte unterrichtet sind. Gewählte Fürsten und Unterfürsten, Priester und Gefolgsleute tauchen auf. Sklaverei entsteht und es bildet sich unter der Schicht der Freien eine der Unfreien. Aber auch die Erhebung eines höheren, bevorzugten Standes, eines Adels, über die Masse der gemeinen Freien darf vielleicht in die Urzeit, in die Zeit der noch wandernden Stämme verlegt werden. Die fördernde Auslese des Kriegs wird in der Regel diese Aufhöhung ebenso herbeigeführt haben, wie die negative, herabdrückende Auslese des Kriegs zur Sklaverei geleitet hat. Nur mag diese Auslese vielleicht öfter — wenn nicht in der Regel — ganze Stämme, als bestimmte Schichten innerhalb eines Stammes betroffen haben. Denn noch in viel späteren, besser beleuchteten Zeiten ist oft ein siegreicher

Stamm in seiner Gesammtheit zum Adel erhoben, ein unterworfener aber auf eine minder berechtigte Mittelstufe oder gar in völlige Sklaverei herabgedrückt worden.

So überwiegen denn aller Wahrscheinlichkeit nach genossenschaftliche Anschauungen — oder besser Empfindungen — und Einrichtungen; in den ältesten Zeiten ist vielleicht nicht einmal von Keimen, sondern höchstens von Vorbereitungen und Ermöglichungen des Individualismus zu sprechen. Und auch was sich an analogen Bewegungen in der Entwicklung des Familien- und Wirthschaftslebens geregt haben mag, ist nur als leise Note in einem überlauten Konzert ganz anders gearteter Melodien zu vermuthen. Im Ganzen kann man sich die Masse der Einzelnen selbst am Ausgange dieses Zeitalters nur als durchaus von körperschaftlichen Tendenzen beherrscht vorstellen, jene anders gearteten Wirkungen aufkeimender wirthschaftlicher Differenzierung klingen nur wie erst aus weiter Ferne kommend an.

Ein Anderes ist es um die Leiter und Führer der großen Menge. Es kann nichts Thörichteres geben, als den aus mißverstandener Rousseau-Lektüre entstandenen Gedanken, die Urzeit sei die Zeit der Gleichheit der Einzelnen gewesen. Im Gegentheil, man muß annehmen, daß es ihr an großen, ja an gewaltigen Persönlichkeiten nicht gefehlt hat. Der erste König, der erste Priester eines Stammes kann nie ein kleiner Mensch gewesen sein, und um die wunderbaren Weltmärchen der Naturreligionen auszuspinnen, bedurfte es einer Phantasie, der gegenüber die späterer Religionsgründer zwergenhaft erscheint. Das erste wirkliche Lied zu singen, der Sprache Rhythmus und Stil zu geben, mag ebenso große Poetenkraft erfordert haben, als Aeschylus und Shakespeare besessen haben. Und Pflug und Hammer, Säge und Feuerzeug zu erfinden, kann das Ergebniß einer geistigen Spannkraft gewesen sein, die der Watts und Edisons gleichkommt.

Aber die große Masse der Menschen muß man sich für diese älteste Zeiten doch wesentlich undifferenzierter, gleich-

artiger, heerdenmäßig vorstellen: es gab zu wenig Anlässe zur Unterscheidung, zur Abstufung der Individuen. Um so übermächtiger aber waren die alten Genossenschaften, die von grauer Vorzeit her alle Kraft geheiligter Ueberlieferung für sich hatten, die sich sehr oft, wenn nicht immer, mit religiöser Weihe umgaben und so den Einzelnen an Leib und Seele umstrickten. Und zu den alten fügten sich neue Bande: je politischer, je staatsähnlicher ein Stamm sich organisierte, desto schärfer und geschlossener grenzte er sich in Krieg und Frieden von allen ihm nicht Angehörigen ab. Je mächtiger der Herrscher wurde, je regelmäßiger er sich vielleicht schon mit beamtenähnlichen Gefolgsleuten umgab, desto straffer wurde auch dieser neuartige Zusammenhalt, desto weniger erhielt sich Lockerheit der alten familienhaften Hordenzustände.

Der Prozeß der sozialen Entwicklung, der die Urzeit erfüllt haben mag, wird sich stoßweise und auf den verschiedenen Gebieten zu verschiedenen Zeiten vollzogen haben. Insbesondere die Wandlung des Familienlebens, die hier zuerst flüchtig angedeutet wurde, ist vielleicht in viel weiter zurückliegende Zeiten zu setzen, als die Entstehung staatähnlicher Gebilde, von der zuletzt die Rede war. So wenigstens lassen die vergleichsweise ältesten sicheren Nachrichten, die allerdings nur für den Abschluß dieses Stadiums bei einem der späteren großen Kulturvölker vorhanden sind, vermuthen; denn sie zeigen von den Formen der Familie, wie sie hier vorgeführt wurden, die jüngsten der vermutheten Reihenfolge schon völlig konsolidiert, während die Staatsbildung noch im Flusse begriffen ist.

Von der Periode, die man so leichthin Urzeit nennt und die sich über viele Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende erstrecken mag, läßt sich selbst für die Völker, die später die Träger der europäischen Kultur wurden, mit vorsichtig tastenden Vermuthungen nur ein kümmerliches und trotzdem noch immer sehr unsicheres sozialgeschichtliches Bild geben. Namentlich für ihre älteren Zeiten hat man nur aus den Zuständen der heutigen Naturvölker Analogieschlüsse ziehen und sie mit

leisen Spuren, die die Ueberlieferung späterer Zeiten .aus jener grauen Urzeit konserviert hat, kombinieren können. Besser steht es um die Ueberlieferung von ihren letzten Stadien, die bei Griechen wie Germanen bis zur ersten festen Ansiedlung gerechnet werden mögen. Freilich die Geschichte der Römer ist auch durch die kühnsten Hypothesen nicht bis in die Urzeit hinein zurück zu projizieren. Wo ihre Ueberlieferung sicher zu werden beginnt, sind sie längst seßhaft. Von der letzten Periode der germanischen Urzeit dagegen ist wenigstens ein Zeitausschnitt durch den römischen Historiker, der sie zum Gegenstand einer der großartigsten Kulturschilderungen aller Zeiten gemacht hat, in das hellste Licht gesetzt worden. Immerhin ist rings um diese Tageshelle wieder düsteres Dunkel gebreitet. Die griechische Urzeit aber ist nicht so gut gefahren; kein ägyptischer Tacitus hat sie uns geschildert. Und auch die stumme Sprache der Denkmäler versagt für sie; sie beginnt erst für die darauf folgende Zeit zu reden. Um so höher aber wächst die Bedeutung des römischen Berichts über die Germanen; es ist thatsächlich der einzige, der über dieses früheste Stadium der Kulturvölker Aufschluß ertheilt. Doch wird man ihm für eine universale und nicht allein auf die Germanen beschränkte Schilderung der Ausgänge der Urzeit nur die allerallgemeinsten Daten entnehmen können, da nicht abzusehen ist, wie viele von seinen besonderen Angaben nur spezifisch germanische Zustände schildern.

Ein Punkt in jeder, auch der flüchtigsten Skizzierung der sozialen Urgeschichte der europäischen Kulturvölker wird immer vor Allem dunkel bleiben: der Zusammenhang jener ältesten Zustände, die man so mühsam aus Schlüssen und Kombinationen konstruiert hat, mit diesen letzten, durch Berichte, Sagen, Dichtungen doch immerhin indirekt aufgehellten Ausläufern der Urzeit. Wer will sagen, ob sich bei den Stämmen, die später die Träger des griechischen Namens wurden, zwischen den Zeiten, in denen aus Horden staatähnliche Stämme, aus Muttersippen Vatersippen und später Sonderfamilien wurden,

und der homerischen Periode Jahrhunderte oder Jahrtausende gestreckt haben. Trotzdem leiten ganz leise Spuren vom Ende zu jenen vermutheten Anfängen zurück — gewisse Vorrechte der Mutterbrüder und -Neffen im germanischen Brauch und einzelne Eigenthümlichkeiten der römischen und attischen Gentilverfassung, die alle nur als Ueberbleibsel der Muttersippe erklärt werden können. Eine weitere Periodisierung wäre auch völlig willkürlich, so daß man bei gehöriger Vorsicht doch zuletzt von einem großen Zeitraum reden darf, der mit der festen Ansiedlung abschließt, d. h. mit einer Wandlung, die in jedem Falle von ungeheuerster Bedeutung für die soziale Kultur war.

Zweites Buch.

Persönlichkeit und Gemeinschaft, Schauen und Wirklichkeit bei den Griechen.

Chronologische Vorbemerkung: die Gliederung der europäischen Geschichte.

Wir Europäer erliegen leicht dem Aberglauben, als sei mit der Geschichte unserer Völker die der Menschheit erschöpft. Vielleicht wird ein kommendes Jahrtausend diese Vorstellung insofern rechtfertigen, als es die Welt von den Trägern der heutigen europäischen und der ihr affiliierten Kulturen beherrscht und alle fremden Bestandtheile ihr völlig amalgamiert zeigt. Für die Vergangenheit aber sollten uns die reichen Erbschaften, die erst den Griechen und später noch einmal der hinabsinkenden griechisch-römischen und der neu emporsteigenden germanischen Völkerwelt zugefallen sind, daran erinnern, daß zum mindesten der westliche Orient auch dann in den Nexus der Universalgeschichte eingegliedert werden muß, wenn man sie als einen nur auf unsere Gegenwart, unsere Zukunft abzielenden Prozeß auffaßt. Die Geschichte der Naturvölker, der untergegangenen und der abseits liegen gebliebenen, halb ausgeschiedenen Kulturen Amerikas und Ostasiens wird von einer entwicklungsgeschichtlich verfahrenden Welthistorie zwar einbezogen werden müssen, kann indeß von einer begrenzt-europäischen Geschichtsauffassung ohne Schaden ignoriert werden. Der Völkerkreis aber, der im zweiten und ersten Jahrtausend vor Beginn unserer Zeitrechnung Indien, Westasien und den Nordostrand von Afrika ausgefüllt und

beherrscht hat, sollte im Grunde auch den Ausgangspunkt jeder europäischen Geschichte bilden. Hier aber soll von ihm nur an einer Stelle die Rede sein — wo es sich um das wichtigste Kulturgut handelt, das dem Orient von diesen Nationen übergeben worden ist — sonst nicht. Gewiß, was die Griechen sich und der Welt, uns heute Lebenden und auch manchen Geschlechtern der Zukunft eigentlich gewesen sind, wäre nur dadurch deutlich zu machen, daß sich die Vorgänge auf dieser elektrisch hellen, fieberhaft lebendigen Bühne von dem feierlich starren, trägen und dunklen Hintergrunde des asiatischen Orients abhöben. Das Christentum würde erst recht begriffen, wenn man es als Ziel und Gipfel orientalischer Gedankenentwicklung ansähe, und noch die großen Zusammenstöße des mittelalterlichen und neuen Europas mit dem Araberthum und den Türken bedürften so weit zurückgreifender Perspektiven, um in den rechten universalhistorischen Zusammenhang gerückt zu werden. Aber diese Aufgaben sind viel zu groß und fern, als daß sie diesem Ueberblick über den letzten Abschnitt europäischer Geschichte aufgebürdet werden konnten. Denn mit den Königsreihen und den ganz elementaren Feststellungen, mit denen die heutige Forschung sich noch abmühen muß, wäre einem solchen Bedürfniß noch kaum gedient. Handelt es sich dabei doch weit mehr um den geistigen Kern, als die politische Schale dieser Völkerschicksale. Und wiederum müßte eine solche Gegenüberstellung der beiden wichtigsten Kulturgebiete ausgehen von jener tiefsten Verschiedenheit der Weltauffassung, die noch den heutigen Orientalen weit abrückt von den einfachsten und allgemeinsten Voraussetzungen unseres Innenlebens und unseres äußeren Verhaltens. Wir wunderlichen Bewohner des Westens schelten uns gegenseitig oft genug Eudämonisten und wissen nicht, wie spöttisch ein Weltweiser des Ostens darob lächeln würde, wir, die wir in seinen Augen nur unruhige Narren sind mit unserer fieberhaften Geschäftigkeit und unserer nie rastenden Neuerungssucht. Ihm aber ist, was wir an Orientalen Trägheit, Starrheit, Fatalismus

schelten, recht eigentlich die Voraussetzung jedes irdischen Glückes, ja des menschenwürdigen Lebens selbst.

Die Universalgeschichte einer späteren Zukunft, zu der die Versuche unseres Jahrhunderts nur die ersten tastenden Versuche darstellen, wird die Vergleichung und die Zusammenfassung der Geschichte des Orients und der Europas zu ihren vornehmsten Aufgaben rechnen müssen, heute ist ihr noch fast gänzliche Entsagung Pflicht: der vorliegende Versuch wenigstens muß sich in dieser Hinsicht völlig bescheiden und will — mit jener einzigen unumgänglichen Ausnahme — nur von Europa und Europäergeschichte reden.

Aber auch bei solcher Begrenzung können einige ganz allgemeine Vorfragen nicht unerörtert bleiben, die die universale Geschichte ebensowohl wie die jedes ihrer Theile angehen. Schon die elementarste Erwägung, die der Historiker seinem Stoffe gönnen muß, seine Eintheilung nämlich, stößt auf Bedenken und Schwierigkeiten.

Von der übel erschlaffenden Wirkung des Ordnungsprinzips, das der natürliche Verlauf der Ereignisse in Gestalt der zeitlichen Aufeinanderfolge der Historie darbietet, ist schon die Rede gewesen: sie hat die Geschichtsschreiber so vieler Jahrhunderte bewogen, sich bei diesem mühelos zu handhabenden Dispositions-Mittel zu beruhigen und nach anderen systematischen Kriterien gar nicht zu suchen. Was Wunder, daß diese methodische Versäumniß sich am ehesten da rächte, wo sie die generellsten und deshalb wichtigsten Gruppierungen und Eintheilungen des historischen Stoffes beeinflußte: bei der Zerlegung der Universalgeschichte in ihre Hauptzeitabschnitte.

Ueber den weiten Raum der Erde vertheilt, haben zahllose Völker und Stämme neben einander und zu gleicher Zeit das Leben der Menschheit gelebt. Alle mögen gleich alt sein

und also dasselbe Zeitmaß ihrer Entwicklung zurückgelegt haben, aber — und dieses Moment ist vielleicht der wichtigste Beitrag aller Geschichtschreibung zu allgemeiner anthropologischer und ethnologischer Erkenntniß — sie haben den gleichen Weg in sehr verschiedenem Tempo zurückgelegt. Niemand wird es beweisen können, aber die These, daß alle Stämme der Erde ursprünglich nicht allzu viel von einander verschieden gewesen sind, hat viele Wahrscheinlichkeiten für sich. Man müsste in diesem Falle annehmen, daß nur die Entwicklungsmöglichkeiten, die in den einzelnen Völkerformen dieses embryonalen Stadiums der Menschheitsgeschichte verborgen lagen, verschiedene waren. Die Differenzierung aber, die im Verlauf der Jahrtausende eingetreten ist und die heute zwischen dem Angehörigen der Kulturnationen und dem halbverthierten Australneger eine unabsehbar weite Skala von Graden und Unterschieden aufweist, ist, [illegible] betrachtet, zu einem großen Theile das Erzeugniß einer ebenso unabsehbaren Mannigfaltigkeit im Tempo der Entwicklung. Denn es liegt nahe genug, [illegible] anzunehmen, daß auch die am weitesten vorgeschrittenen Völker einmal die Stadien durchlaufen haben, auf denen die am meisten zurückgebliebenen Stämme sich heute noch befinden. Man gelangt in dieser Gedankenreihe leicht zu der Vermuthung, daß selbst jene [illegible] und [illegible], auf sich selbst [illegible], nach Jahrtausenden zu einer gewissen Zivilisation hätten gelangen können, und daß sich die Geschichte der Kulturnationen, mit der der Naturvölker verglichen, [illegible] [illegible]

[illegible]

Entwicklungstempos nur auf die Verschiedenheiten des Klimas und des Bodens zurückzuführen, und vielleicht gehen selbst alle jene Keimverschiedenheiten der ältesten Menschenstämme und ihrer Anlagen, falls sie überhaupt vorhanden waren, auch wieder nur auf diese terrestrischen Voraussetzungen zurück, die schon Aeonen hindurch wirksam waren, ehe überhaupt die Spezies Mensch entstanden ist.

Doch so bunt auch die Fülle der Bilder ist, die eine das Erdenrund umspannende Völkergeschichte vorführen müßte, überall werden sich Analogien finden, überall werden sich Entwicklungsstufen nachweisen lassen, die allen einzelnen nationalen Kulturgeschichten gemeinsam sind. Auf den tiefsten und tieferen von ihnen sind zahlreiche Stämme bis auf den heutigen Tag stehen geblieben — es sind die Kindheitsstadien der Menschheitsgeschichte und die Völker, die noch heute in ihnen verharren, haben ihren Weg unzweifelhaft am langsamsten durchschritten. Die asiatische und amerikanische Geschichte weiß sodann von Halbkulturen zu erzählen, die aller Eigenthümlichkeit voll sich doch wie Seitenstücke zu längst überwundenen Entwicklungsabschnitten des heutigen Europäerthums ausnehmen — man denke an Japan, dessen politisch-soziale Verhältnisse noch in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts mit denen des germanischen Mittelalters die merkwürdigste Aehnlichkeit darbieten. Erst die höchstentwickelten Nationen des Orients scheinen Kulturen hervorgebracht zu haben, die ganz eigene, ganz uneuropäische Elemente aufweisen, aber auch sie werden nach bestimmten Kriterien des sozialen und geistigen Zustandes mit gewissen Entwicklungsstufen der europäischen Geschichte in Parallele zu setzen sein.

Vielleicht ist die Zeit nicht mehr allzu fern, in der man diese Stufen zum Eintheilungsprinzip der gesammten Menschheitsgeschichte erhebt, und es werden sich dann beim Vergleich mit dem alten chronologischen Maßstab, der auch dann noch unentbehrlich, aber nicht mehr der einzige bleibt, die erstaunlichsten Zeitdifferenzen ergeben: man wird finden, daß die

begabtesten unter den Völkern, die Genies unter den Nationen zwei oder drei Jahrhunderte für Wegstrecken verbraucht haben, die anderen, vielleicht nicht minder befähigten, aber viel langsamer reifenden Nationen ein oder zwei Jahrtausende gekostet haben, mit denen noch andere, wirklich minder befähigte Rassen und Stämme heute noch ringen, während sie für eine letzte Gruppe, für die am schlechtesten ausgestattete, vielleicht nie erreichbar sind.

Ehe ein solcher Ueberblick möglich ist, wird indessen die europäische Geschichte nach demselben Prinzip verfahren und auf ihrem enger begrenzten Gebiete leichter zu einem Ergebniß gelangen können. Aber auch sie — und sie am meisten — wird bei solchem Unternehmen mit den bisherigen, rein chronologisch abgesteckten Zeitabgrenzungen zu kämpfen haben.

Auf die Urzeit, die prähistorische Epoche, folgte bei zweien von den großen Völkern, die später die Träger der europäischen Kultur wurden, d. h. bei den Griechen wie bei den Germanen, eine Periode, die man am richtigsten in jeder dieser historischen Entwicklungsreihen das Alterthum nennen wird. Nur in der römischen Geschichte kann von diesem Stadium, das sie natürlich auch schon gehabt hat, nicht die Rede sein, da sie in der entsprechenden Zeit noch in völliges Dunkel gehüllt ist. Leider ist aber die Bezeichnung „Alterthum" durch eine altfränkische, irreführende und deshalb im Grunde unwissenschaftliche Terminologie für die gesammte Geschichte der Griechen und Römer auf allen Stufen ihrer sozialen Entwicklung in Beschlag genommen, so daß es erst einer besonderen Rechtfertigung für eine von dem Herkommen abweichende Anwendung des Wortes bedarf.

Die Bedeutung, die man ihm heute gewohnheitsmäßig beilegt, ist das Produkt einer längst überwundenen Geschichtsschreibung und beruht auf dem alten Irrthum, als bilde die griechisch-römische und die germanisch-romanische Epoche der europäischen Geschichte eine kontinuierliche Einheit, von der jene den ersten, diese aber, die man wieder in Mittelalter

und Neuzeit zu zerlegen gewohnt ist, den zweiten und dritten Theil ausmachten. Daß für eine entwicklungsgeschichtliche Auffassung diese Meinung unhaltbar ist, hat schon der tief eindringende historische Sinn von Karl Wilhelm Nitzsch entdeckt: er hat vielleicht zuerst und doch schon wie selbstverständlich von der Analogie einiger einzelnen Stadien bei Griechen, Römern und Germanen gesprochen. [1]) Er hat damit die Emanzipation der Universalgeschichte von einem althergebrachten, äußerlich chronologischen Theilungsprinzipe eingeleitet, das in viel zu großer, ganz unverdienter Achtung steht. Es wurde in einer Epoche der Geschichtswissenschaft festgestellt, der jede tiefere Einsicht in historische Zusammenhänge und vor Allem jeder systematische, jeder theoretische Maßstab abging. Damals — es war im siebzehnten Jahrhundert, dem Zeitalter der haltlosesten Hingabe der Forschung an den Stoff — hat man die „Weltgeschichte", gleich als sei sie ein fortlaufendes Stück Tuch, in drei Stücke zerschnitten, Alterthum, Mittelalter und Neuzeit, ohne auch nur im Mindesten daran zu denken, daß damit dem merkwürdigen Parallelismus der beiden großen Epochen der europäischen Geschichte, der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen, die schlimmste Gewalt angethan wurde. Eine dieser Theilungen, die von Mittelalter und Neuzeit, ist durch den innersten Verlauf der sozialen wie der geistigen Geschichte vollständig gerechtfertigt, aber um so thörichter ist die Scheidung von Alterthum und Mittelalter. Nicht als ob der gewählte Zeiteinschnitt, früher die Regierung Konstantins des Großen, heute der Sturz des weströmischen Kaiserthums, nicht von höchster Bedeutung wäre: in Wahrheit verdrängten eben damals die germanisch-romanischen Völker die Römer aus dem Vordergrunde der europäischen

---

[1]) Geschichte des deutschen Volkes I (1883) S. 126, III (1885) S. 444. Aehnliche Gedanken über einzelne von diesen Parallelen hat dann Ed. Meyer (Die wirthschaftliche Entwicklung des Alterthums [1895] S. 5 f.) sehr mit Recht verfochten.

Geschichte, aber die Bezeichnung oder besser und genauer gesagt, die Reihenfolge der Bezeichnungen ist irreleitend. Sie läßt nämlich sogleich die Auffassung entstehen, als hätten die Griechen und Römer kein Mittelalter und keine Neuzeit, die Germanen aber kein Alterthum durchlebt. Und eben aus diesem Mißverständniß ergiebt sich, daß auch die andere Theilung, die zwischen Mittelalter und Neuzeit der germanisch-romanischen Völker, nicht aus einer tieferen Einsicht in die innere Verschiedenheit der beiden Entwicklungsstufen, sondern aus einem sehr äußerlichen chronologischen Bedürfniß entstanden ist. Für jene Zeit war selbst diese Eintheilung, die die noch absurdere der biblischen vier Weltmonarchien verdrängte, ein Fortschritt, aber unsere Epoche, die sich eben anschickt, dem Entwicklungsgedanken auch in der Historie volle Geltung zu verschaffen, hat nur noch die eine kümmerliche Entschuldigung für die Konservierung dieses alten, wurmstichigen Erbstückes, die schließlich von jedem solchen veralteten Besitz gilt: daß er sich zu fest eingebürgert habe.

Der Anlaß zu dieser Theilung ist nur insofern durch den thatsächlichen Geschichtsverlauf gegeben, als die germanisch-romanischen Völker erst zu einer Zeit in das Licht historischer Ueberlieferung traten, in der die griechisch-römische Geschichte in ihrer hauptsächlichsten Entwicklungsreihe ungefähr abgeschlossen war. Aber aus dieser Zeitfolge ist nicht der Schluß zu ziehen, daß die Entwicklung eine einheitliche sei; mit demselben Rechte hätte man dekretieren können, daß die „alte" Geschichte von der homerischen Epoche bis zum Tode Alexanders und dem zweiten Samniterkrieg Urzeit und erst von da bis auf Romulus Augustulus Alterthum zu nennen sei. Man hätte damit eine natürlich gedoppelte Entwicklung, die der Griechen und Römer, ebenso willkürlich zerschnitten, wie man es thut, wenn man die germanische Geschichte bis auf Odovakar dem „Alterthum" zuweist. Von der ähnlichen Inkonsequenz, mit der man heute auch die Geschichte der westasiatischen und nordafrikanischen Kulturvölker zuweilen unter die Bezeichnung

des Alterthums mitbegreift, wird man vermuthlich ebenfalls noch einmal abkommen. Die Kulturgemeinschaft der beiden Völkerkreise mit der südeuropäischen wird Niemand leugnen wollen, aber auch hier ist das Prinzip chronologischer Benennung noch nicht in wünschenswerthem Maße von dem rein entwicklungsgeschichtlicher Bezeichnung verdrängt worden.

Für die Geschichte Europas aber, die hier allein berücksichtigt werden soll, ist das Wirrsal dadurch angerichtet worden, daß Griechen, Römer, Germanen, d. h. die in den ersten drei Jahrtausenden historisch beleuchteter europäischer Entwicklung führenden Völker, zu sehr verschiedenen Zeiten in die Geschichte eingetreten sind und daß sich ihre Entwicklung in sehr verschiedenem Tempo abgespielt hat. Das heißt, vom Standpunkt der vergleichenden Entwicklungshistorie aus gesehen, haben alle drei zum Mindesten auf den ersten Stufen eine ähnliche Folge von sozialgeschichtlichen Stadien durchgemacht, aber sie haben diesen Lauf in ganz verschiedenen Zeitpunkten angetreten und haben überdies auch sehr verschiedene Zeitmaße zur Zurücklegung der einzelnen, oft an sich ganz analogen Strecken der Entwicklung verbraucht. Entscheidend aber wurde, daß nicht nur der Zusammenbruch des griechischen Staatslebens, sondern auch der sehr viel spätere des römischen Reiches und damit auch das Erlöschen ihrer Geschichte früher eintrat, als die germanische Urzeit abschloß und als die historische Epoche der Germanen eigentlich begann. So ist es möglich gewesen, zu einer Chronologie zu gelangen, die die europäische Geschichte als Ganzes betrachtete und die römische Geschichte und selbstverständlich auch die wenigstens politisch noch sehr viel früher abgeschlossene der Griechen einem „Alterthum“ zutheilte. Dies Alterthum aber läuft, als Entwicklungsstadium betrachtet, dem gesammten, von den germanisch-romanischen Völkern bis auf den heutigen Tag durchlaufenen Zeitraum, also der germanischen Urzeit, dem Mittelalter und der Neuzeit parallel und geht nur der Zeit nach ihm vorauf. Entwicklungsgeschichtlich richtig aber ist es, diesen Parallelismus auch

durch die Bezeichnung zum Ausdruck zu bringen und nicht nur, wie man schon begonnen hat, von einem griechischen und römischen Mittelalter, sondern auch von einer römischen Neuzeit oder einem griechischen Alterthum im eigentlichen engern Sinne des Worts zu sprechen. Und nur in so weit wird man an dem alten Theilungsprinzip festhalten dürfen, als man mit Wahrheit die vierzehn Jahrhunderte europäischer Geschichte, die dem Untergange des weströmischen Reiches voraufgegangen sind, als ihre griechisch-römische, die vierzehn Jahrhunderte aber, die seither verflossen sind, als ihre germanisch-romanische Periode bezeichnen mag. Denn es ist wohl erlaubt, die beiden Epochen nach den jedes Mal führenden Völkern zu benennen, und dabei zu ignorieren, daß es in dem ersten Zeitalter schon Germanen, und daß es in dem zweiten noch Griechen und Römer gab.

Erstes Kapitel.

Alterthum und frühes Mittelalter der Griechen.

Bei Griechen wie Germanen könnte man Alterthum die Jahrhunderte nennen, die von dem Zeitpunkt fester Ansiedlung bis zur Ausbildung wesentlich aristokratischer Verfassungsformen verflossen sind. Ist die plausibelste Vermuthung, die man neuerdings über diese Epoche der griechischen Geschichte aufgestellt hat, berechtigt, so hat sich der Zweig der Indogermanen, der später das hellenische Volk gebildet hat, schon im fünfzehnten Jahrhundert vor dem Beginne unserer Zeitrechnung auf seiner Halbinsel befunden.[1]) Aber von den Zeiten, die von da etwa bis zum Jahre 1000 verflossen sind, kann man sich nur eine sehr schwache Vorstellung machen. Nur die Großartigkeit der Königsburgen und der von ihnen ausstrahlenden Wegnetze, deren Trümmer und Spuren man

[1]) Für das folgende Kapitel stützt sich die Darstellung in allem Faktischen auf die Werke von Ed. Meyer, Busolt (Staatsalterthümer) und Beloch. Ed. Meyers Geschichte des Alterthums, die bisher leider nur für die Zeit vor 500 (Abschnitt 1 und 2 dieses Kapitels) in Betracht kommt, gewährt freilich auch dem, der nach soziologischer Werthung des Geschehenen sucht, schon nicht geringen Anhalt. Es ist ein Buch, das soweit einem Laien ein Urtheil zukommt von der größten Bedeutung ist. Jedenfalls steht es (Band I: 1884, Band II: 1893) am Anfange der neuen entwicklungsgeschichtlichen Bewegung in der deutschen Historiographie der achtziger und neunziger Jahre.

in Tiryns und Mykene, auf der athenischen Akropolis und an manchem andern Orte Griechenlands aufgefunden hat, läßt nicht nur feste Ansässigkeit des Volkes, sondern auch einen verhältnißmäßig hohen Stand politischer Organisation, namentlich ein starkes Königsthum vermuthen[1]), gegen das dann die Zustände der darauffolgenden Zeit, der homerischen Epoche vom Jahre 1000 ab, eine ebenso starke aristokratische Reaktion bedeuten würden.

In jedem Falle aber wird man sich die Zustände dieser Zeit noch unmäßig plump und roh vorstellen müssen. Denn wie wenig man auch auf den historischen Werth der Fabeln geben mag, die sich die Griechen späterer Frühzeiten vom Heroen-Zeitalter erzählen, ein halbwegs getreues Abbild dessen, was man damals als das Lebensideal der Vorfahren im Alterthum ansah, müssen sie doch darbieten. Und was von diesen Gestalten des Herakles, des Theseus und so fort ausgesagt und gerühmt wird, hat immer nur das eine Leitmotiv: übermenschliche Körperkraft und ungewöhnliche List im Kampf, sei es mit menschlichen Gegnern, sei es mit der Natur, d. h. die Eigenschaften, die in einem Zustand des Ringens mit Elementargewalten und grausamen Feinden als die begehrenswerthesten erscheinen.

Begiebt man sich einmal auf den Boden dieser Kombinationen, so kann man sich nicht enthalten, des in vielen Stücken analogen Stadiums der germanischen Entwicklung zu gedenken, so weit auch der Zeitabstand — es waren fast zwei Jahrtausende — sein mag. Um 500 nach Beginn unserer Zeitrechnung erst sind die Germanen zur endgültigen Ansiedlung und zur Gründung fester Reiche gekommen; und

---

[1]) E. Meyer II S. 160 ff. Daß man diese Monumente ebenso hypothetisch, aber, wie es fur die Fernerstehenden scheint, nicht mit demselben Grade von Wahrscheinlichkeit einer nicht-helleniischen Kultur, der der Karier, zuweist, sei hier wenigstens kurz erwahnt. Daß auch die Datierung ins 15. Jahrhundert bestritten ist, daruber vergl. Beloch, Griechische Geschichte I (1893) S. 84 f., Anm. 3.

so verschieden auch die Verhältnisse sonst sein mögen, die Epoche der Merowinger und Karolinger weist einige Aehnlichkeiten mit der Periode der Königreiche von Mykene und Tiryns auf. In beiden Fällen ist ein noch barbarisches Volk durch mannigfache Entlehnungen von älteren und reicheren Kulturen, hier der orientalischen, dort der römischen, gefördert worden; in beiden Fällen hat eine starke Monarchie sich gewaltig ausgewirkt; in beiden Fällen ist endlich diese Periode abgelöst worden durch eine Zeit viel stärkerer aristokratischer Regungen und viel schwächerer monarchischer Institutionen. Und wer würde nicht gern die ehrwürdigen Reste beider Zeitalter im Geist zu einander gesellen: die Trümmer der Königsburgen und Königsgräber von Mykene und Tiryns und die der karolingischen Kaiserpfalz zu Aachen athmen denselben Geist. Jene ältesten griechischen Bauten und ihre kyklopischen Mauern sind beseelt von der Idee wuchtiger Kraft, und wer heute in dem Achteck des Aachener Doms steht, das sicher viel weniger robust ist, als der zerstörte Palast gewesen sein mag, hat den Eindruck, als seien diese trotzig lastenden Säulenstellungen mit der Bärentatze gebaut.

Doch wie immer es sich damit verhalten mag, wenigstens einen Vortheil bietet diese Analogie für die Aufklärung des griechischen Alterthums, sie beseitigt ein inneres Bedenken, das wenigstens der Sozialhistoriker auf den ersten Blick wohl gegen eine Hypothese empfinden möchte, die in so alten Zeiten auf ein starkes Königthum ein schwächeres folgen läßt. Man ist geneigt, den umgekehrten Gang der Entwicklung, den wir so oft in der Verfassungsgeschichte sich wiederholen sehen, als den gleichsam natürlicheren zu betrachten. Jenes Seitenstück aber belehrt darüber, daß auch diese Abfolge sehr wohl möglich ist.

Wendet man sich indeß vom Alterthum zu der nächstfolgenden Epoche, die man bei Griechen wie Germanen mit demselben Recht das Mittelalter nennen dürfte, so findet sich ein ähnlicher Parallelismus. Die Periode der griechischen Geschichte, die etwa vom Jahre 1000 bis zum Ende des

sechsten Jahrhunderts reicht, hat jedenfalls in ihrer sozialen Tendenz eine gewisse Aehnlichkeit mit der deutschen von Anfang des zehnten Jahrhunderts ab. Mögen auch volle zwei Jahrtausende zwischen den Anfängen beider Zeitalter liegen, die Entwicklungsstufe, die beide Völker damals erreicht haben, ist doch dieselbe. Das Königthum im Kampf mit der vordringenden Aristokratie und deren schließliches Ueberwiegen; darauf das Emporkommen einer bürgerlichen Geldwirthschaft, dann das demokratischer Regungen, zuletzt eine Wiederbelebung des monarchischen Gedankens, das sind in beiden Fällen die Stichworte, unter die man die politische und materielle Entwicklung zusammenfassen kann. Erinnert man sich der mittelalterlichen Entwicklung Italiens, so könnte man die Parallele noch weiter treiben: in seinen Stadtstaaten ist wie in den griechischen die Form der von Neuem sich erhebenden Monarchie die Tyrannis, während es sich in den deutschen Theilstaaten nur um das Erstarken einer lang geschwächten Erbmonarchie handelt. Dazu aber kommt als das Wichtigste der soziale Gesammtcharakter der Epoche, den hier wie dort neben einem tumultuarisch brüsken Individualismus starker Persönlichkeiten im wesentlichen der Genossenschaftsgedanke beherrscht.

Und es bleibt nicht bei der einen antiken Parallele: wenigstens für das spätere Mittelalter kommt nunmehr auch die römische Entwicklung hinzu, die in der Zeit vom achten oder siebenten bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts vor Beginn unserer Zeitrechnung die ersten beiden von jenen Etappen, das Stadium des Königthums und das einer zuerst stark vordringenden, später aber durch demokratische Regungen beeinträchtigten Aristokratie, ebenfalls zurückgelegt hat, während allerdings der spätere Verlauf sich merklich von der griechischen oder gar der modernen Entwicklung unterscheidet.

Daß es auch überdies in allen drei Entwicklungsreihen nicht an vielfachen Unterschieden und Abweichungen mangelt, ist selbstverständlich und soll auf diesen Blättern noch oft genug auseinandergesetzt werden. Trotzdem wäre es ver-

lockend, diesen Parallelismus der drei nationalen Entwicklungsreihen noch weiter zu verfolgen und im Einzelnen die annähernd analogen Stufen trotz aller zeitlichen Entfernungen nebeneinander zu stellen. Aber das könnte nicht ohne große Umständlichkeiten geschehen und so sollen denn hier zunächst nur die beiden älteren nächstverwandten Reihen, die der griechisch-römischen Periode der europäischen Geschichte, betrachtet werden, und zwar zuerst die griechische, als die ältere und in mehr als einem Punkte typischere und charakteristischere.

Rechnet man das griechische Mittelalter vom Jahre 1000, über das auch die ältesten Bestandtheile der homerischen Gedichte nicht zurückdatiert zu werden pflegen, bis zum Emporkommen der Demokratie zu Ausgang des sechsten Jahrhunderts, so ergiebt sich bald ganz ungezwungen eine weitere Theilung. Der ganze Zeitraum ist in seiner sozialen wie im besondern seiner politischen Entwicklung beherrscht durch die Schicksale der Aristokratie: sie dringt anfänglich langsam vor, besiegt und beseitigt dann das alte Königthum, herrscht eine Weile und wird durch die Tyrannis und zuletzt durch die Demokratie selbst beseitigt. Jene frühere Zeit aber, in der sie sich noch mit der patriarchalischen Erbmonarchie verträgt, scheidet sich zunächst in politischer Beziehung sehr deutlich von der spätern Hälfte: die Abschaffung des Königthums in Athen um etwa 750 bis 682 macht offenbar Epoche. Daß aber auch die wirthschaftliche, ja selbst die allgemeine soziale Tendenz der nun noch folgenden zwei Jahrhunderte anders geartet war, wird sogleich darzulegen sein. Und so ist Grund genug, diesen Gesammtzeitraum in ein von etwa 1000 bis etwa 750 reichendes frühes und ein sich von da bis 500 erstreckendes spätes Mittelalter der Griechen einzutheilen, wobei allerdings vornehmlich auf die Schicksale Athens Rücksicht genommen ist.

Die sozialen Zustände der Griechen bei ihrem Eintritt in die Geschichte und während der ersten Hälfte ihres Mittelalters sind durch die homerischen Gedichte, die vermuthlich bald nach dem Beginn dieser Periode entstanden sind, zwar

nicht eigentlich historisch, aber immerhin nicht unsicher beleuchtet. Sie sind zumeist ein werthvolles Zeugniß für das Erbe, das diese Epoche, wie sicherlich auch die voraufgehende des Alterthums, von den Ausgängen der Urzeit überkam. Noch umschlangen den Einzelnen mannigfache Sippen- und Geschlechterverbände, in Attika spielten neben oder vielmehr über der Sonderfamilie noch lange die Geschlechter eine Rolle innerhalb des staatlich geeinten Gemeinwesens. Das Geschlecht umfaßte nicht nur die gesammte Descendenz eines Paares, sondern auch Geschwisterkinder und -Enkel[1]) und alle, die einen Ascendenten der nächst höheren drei Grade gemeinsam hatten; es entspricht durchaus der Vatersippe, die man für die höheren Stufen der Urzeit konstruiert hat. Bei einem besonders konservativen Stamm, wie den Spartanern, hat sich ein Brauch erhalten, der sich sogar wie ein wenn auch schwacher Nachklang aus den Zeiten der Muttersippe ausnimmt: dort galt der Ehebruch nicht als Objekt des Strafrechts und es kam wohl vor, daß mehrere Brüder eine Frau besaßen. Ferner kennt schon die Ilias Phratrien und Phylen, weitere Verbände, von denen der erste noch von wirklicher oder doch fingierter Schwägerschaft ausgeht, der zweite aber die alte Urform staatähnlicher Verbindung, den Stamm, auch da zu repräsentieren scheint, wo sich schon eine Vielheit von Stämmen zu einem größeren Ganzen zusammengeschlossen hat. In Attika, bei den Doriern, den Joniern finden sich solche vielleicht aufgesogene Stämme: selbst in einer einzelnen Kolonialstadt, in Ephesos, zeigt sich die Bevölkerung als aus fünf solchen Stämmen zusammengesetzt. Doch hat man auch sie für lediglich verwandtschaftliche Verbände, für Zusammenfassungen der Phratrien erklärt[2]).

[1]) Busolt, Die griechischen Staats- und Rechtsalterthümer (Handbuch f. Alterts.-Wiss. IV 1 [2 1892]) S. 20.

[2]) So Ed. Meyer, Geschichte des Alterthums II (1893) S. 85 ff., der die Phyle nur als Unterabtheilung des wirklichen Stammes angesehen wissen will. Anders Busolt S. 22 f.

Neben diesen altüberlieferten Korporationen, die sich als Rechts-, Hilfs- und Kultgemeinschaften darstellen, stehen die jüngeren, ökonomischen und politisch-sozialen. Am engsten geschlossen scheinen ursprünglich die wirthschaftlichen Körperschaften gewesen zu sein: mancherlei Anzeichen sprechen dafür, daß die Griechen noch nach der festen Ansiedlung der Gemeinde das Gesammteigenthum an Grund und Boden zugesprochen haben und daß die Loose, wie man noch in den spätesten Zeiten die Privatgrundstücke der Einzelnen nannte, ursprünglich wirklich nur Zutheilungen von Abschnitten des gemeinsamen Ackers an die Einzelnen waren. In Sparta wenigstens ist noch zu historischer Zeit bei jeder Neubegründung einer Familie so verfahren worden. Ob Umtrieb und Gemengelage, die besten Anzeichen solcher Vergangenheit, später herrschten, ist, wie es scheint, nicht recht genau zu erkennen, vielleicht aber zu vermuthen. Das Privateigenthum ist aber wohl besonders früh und schnell — jedenfalls noch in dieser Epoche — durchgedrungen.

Die politisch-sozialen Verbände, deren Entstehung, wenn nicht überall, so doch hier und da schon in ältere Zeiten zurückreichen mag, die Stände, scheinen von den Griechen sehr früh gebildet worden zu sein. Sei es, daß schon die wandernden Stämme der Hellenen standesähnliche Unterschiede gekannt haben, sei es, daß diese zur eigentlichen Ausbildung erst nach der Ansiedlung gekommen sind, jedenfalls finden sich schon in den ältesten, etwa dem zehnten Jahrhundert angehörenden Theilen der Ilias Adliche, Freie und Sklaven nebeneinander. Endlich ergiebt sich, vermuthlich im engsten Anschluß[1]) an Institutionen der Urzeit, an die Keimorganisationen des Staats, eine öffentliche Ordnung und Gliederung des Gemeinwesens, die doch schon über die rohesten Anfänge hinaus gediehen ist. An der Spitze des Stammes steht der König, der Inhaber

[1]) Der im Folgenden geschilderte Zustand in seiner Totalität wird sogar schon als im vorhomerischen Zeitalter, also im Alterthum bestehend angenommen (E. Meyer II S. 82).

einer Herzogsgewalt. Die Monarchie hat sich als die natürlichste Form der Leitung jeder primitiven Gemeinschaft vermuthlich schon von langen, langen Zeiten her auf den entstehenden Staat fortgeerbt; aber neben ihr haben die Edelleute — ihr Name „die Alten" erinnert vielleicht an noch frühere, patriarchalische Zustände — wesentlichen Einfluß auf das gemeine Wesen; die Freien geben wenigstens in der Volksversammlung durch Zuruf noch ihre Meinung kund, nur die Sklaven sind politisch rechtlos.

Der soziale Grundzug dieser Zeit ist derselbe, der mit einiger Wahrscheinlichkeit am ehesten für die Ausgänge der Urzeit angenommen werden mag; die Korporation ist namentlich in ihren engeren Formen, in den an Familien- und Verwandtschaftszusammenhang anknüpfenden Verbänden sehr stark, durch die mit ihnen verbundenen Kultgemeinschaften auch religiös gefestigt; der Genossenschaftstrieb herrscht vor.

Indessen fehlt es nicht an abweichenden Merkmalen. Denn einmal gewährt die, wie es scheint, unendlich große Zahl der staatlichen Autonomien sehr vielen Bevorzugten eine große Bewegungsfreiheit. Diese zahllosen Kleinkönige der homerischen Zeit unterscheiden sich doch nur wenig von den Dynasten des germanisch-romanischen Mittelalters, und sie mögen eben so wie diese in selten unterbrochenem Streit miteinander gelegen haben. Aber auch der Adel, der zuweilen, ähnlich wie der germanische, zu diesen Königen in einem Gefolgmannschafts-Verhältniß gestanden zu haben scheint, und selbst die Freien mögen in vielen Stücken unendlich viel ungebundener dagestanden haben, als in späteren Zeiten. Noch war der Einzelne von der nur langsam sich ausdehnenden Staatsgewalt durchaus nicht unterjocht worden; der Staat kennt noch nicht die Pflicht, gegen Rechtsbrüche, die nur den Einzelnen angehen, einzuschreiten; der Rechtsstreit scheint selbst in den schlimmsten Fällen, bei Mord und Todtschlag, erst eingeleitet worden zu sein, wenn der Staat von beiden betroffenen

Parteien angerufen wurde [1]). Der starke, rohe, wenig differenzierte Persönlichkeitsdrang, der so tumultuarischen Zeiten eigen zu sein pflegt, findet in diesen Verhältnissen mannigfaltigen und sehr deutlichen Ausdruck.

Zuletzt überwiegt freilich doch der korporative Grundzug: nur daß der altüberlieferte verwandtschaftliche Verband sich meist stärker erwies als der neuere politische. Das Recht der Blutrache, d. h. der gewohnheitsmäßige und als rechtlich erlaubt angesehene Krieg der Familien und Geschlechter untereinander, ist ebenso sehr ein Beweis für den wilden Drang des Einzelnen, in furchtbaren Kämpfen der überströmenden Körper- und Willenskraft Ausdruck zu verschaffen, als für die Stärke des Genossenschaftsgedankens. Und ist nicht zuletzt auch das gewaltigste Denkmal der geistigen Kultur dieser Zeit aus einer soziologisch ganz ähnlich zu werthenden Kombination großer individueller mit genossenschaftlicher Leistung entstanden? Die großen Heldengedichte, die drei Jahrtausenden als der Urquell aller Poesie gegolten haben, sind gewiß in ihrer Gesammtheit das Werk von mehr als einer Poetengeneration, vielleicht zum Theil geradezu von Sängerschulen, aber wer wird behaupten wollen, daß es Zufall war, daß all' diese Gesänge, mochten sie auch noch so verschieden sein, einem Einzelnen zugeschrieben wurden?

Und wie viel auch von den Zeiten ab, da die Helden noch selbst ihre Thaten besangen, die dichtende Kraft des Volkes selbst und später die der berufenen Sänger an poetischem Reichthum aufgehäuft haben mag, immer müssen es große Künstler gewesen sein, die in den Epen das Beste schufen und die später diese Schätze ordneten und aufbauten. Die getragene Kraft des ebenmäßigen Rezitativs dieser Gesänge mag durch die stetige Arbeit ganzer Generationen geschaffen sein, auch Rhythmus, Versmaß und die wundervolle Plastik vieler Wen-

---

[1]) So für das vorhomerische Zeitalter, offenbar aber auch auf die spätere Epoche bezogen bei E. Meyer (II S. 83).

dungen und oft gebrauchter Gleichnisse mögen denselben Ursprung haben. Aber die gewaltige Konzeption auch der ältesten Gedichte, wie des Sanges vom Zorn des Achilles, müssen schon ebenso wie die jüngsten Aventiuren der Odyssee, etwa die des Telemach, von großen Poeten, großen Menschen entworfen sein. Eine so erstaunliche Kraft der Schilderung von Thaten und Leidenschaften, von Natur und Leben, vom Heldenkampf herab bis zu dem holden Kindergleichniß auf den bittenden Patroklos, vom Orkan bis zur stillen Waldeinsamkeit der Kalypso, sie kann an der Schwelle aller Poesiegeschichte nicht der pflanzenmäßig fortschreitenden Arbeit Vieler, sondern nur dem Aufschwung starker Einzelner zugeschrieben werden.

Doch freilich, Alles bleibt in monumentalen und oft etwas starren Formen; viele Aufzählungen und viele formelhafte Wiederholungen, in denen sich diese Zeit mit naivem Behagen wiegte, erscheinen uns Heutigen wie todte Punkte im Fluß der Erzählung. Und es geht auch nicht an, die Vorzüge späterer Alter der Dichtung auf diese Anfänge häufen zu wollen, es ist im Innersten unhistorisch, von der feinen Psychologie dieser uralten Bardengesänge deshalb zu reden, weil in ihnen auch von Gemüthserregungen und Leidenschaften gesprochen werde. Zorn, Neid und Eifersucht sind doch wahrlich Bewegungen der Seele, die auch als primitiven Menschen nicht fremd gedacht werden müssen und die den Produkten anderer Völker auf ähnlicher frühmittelalterlicher Entwicklungsstufe — man denke an die Nibelungen — ganz ebenso geläufig sind. Weshalb auch der Unerfahrenheit des Jünglings die reife Einsicht des Mannes andichten? Die Begrenztheit und Undifferenziertheit des Empfindens wird man aus diesen Gesängen so wenig wegwünschen dürfen, wie die archaische Herbheit ihrer Sprachform oder die starre Typenhaftigkeit so vieler immer wiederkehrender Wendungen. Die Erzeugnisse dieser Frühzeiten werden immer etwas von der ungelösten Steifigkeit an sich haben, die den Verehrer

der weichen und glatten Formen späterer Kunststadien so hart und abstoßend dünkt und an der doch wieder der durch tausend allzu linde und leise Eindrücke Uebersättigte die elementare Einfachheit und die unfehlbare Sicherheit der Kunstmittel bewundert.

Gebundenheit und Freiheit, Konvention und Phantasie durchdringen sich im ästhetischen Ausdruck dieser Werke, ebenso wie der einzelne Künstler und die dichtenden Sängerschulen bei ihrer Entstehung zusammengewirkt haben mögen; wen aber wollte Wunder nehmen, daß der Geist der Gemeinschaft und also auch der Gemeinschaftskunst in beiden Stücken überwogen haben.

Zweites Kapitel.

Spätes Mittelalter.

Erster Abschnitt.

Staat und Stände.

Die einzige wesentliche Aenderung, die in der sozialen und politischen Ordnung der Dinge sich in dem frühen Mittelalter der Griechen vollzogen haben mag, ist vielleicht die Verstärkung der Aristokratie gewesen, und will man überhaupt eine Scheidelinie zwischen dem Zeitalter der homerischen Gedichte, d. h. der Zeit vom zehnten bis gegen Ende des achten Jahrhunderts, und dem späten griechischen Mittelalter ziehen, so muß es von demselben Gesichtspunkt geschehen. In dem griechischen Theilstaat, der der Träger aller sozialen und geistigen Kultur der griechischen Blüthezeit werden sollte, ist die Umwälzung, die nur aus jenem lang vorbereiteten Prozeß des Erstarkens der Aristokratie die entscheidende Konsequenz gezogen hat, im Laufe der zweiten Hälfte des achten und im Anfang des siebenten Jahrhunderts eingetreten: man schaffte in Athen das erbliche und selbstverständlich auch lebenslängliche Königthum um 750 ab und verwandelte es in ein zehnjähriges Wahlamt, auf das aber immerhin die alte Dynastie der Medontiden ein Vorrecht haben sollte. Vierzig Jahre später wird jedem Adelichen der Zutritt zu dieser leitenden Stelle eröffnet, und 682 endlich wird sie in ein jährlich neu zu besetzendes Amt umgewandelt und überdies ihrer wichtigsten Funktionen beraubt. Wie lange sich die Neuerung schon vorbereitet haben muß, geht daraus

hervor, daß diese grundstürzende Revolution der öffentlichen Ordnung sich sehr still vollzogen zu haben scheint und daß das alte Königsgeschlecht selbst nach seiner gänzlichen Absetzung ruhig seinen Platz unter den attischen Adelsfamilien eingenommen hat. Aber auch die Institutionen waren offenbar schon längst aristokratisch beeinflußt worden: die großen Staatsämter, von denen die athenische Verwaltungsgeschichte zu erzählen weiß, sind sehr viel ältern Ursprungs: der Feldherr und die sechs Richter, die auch 682 beibehalten wurden, sind sehr viel früher eingesetzt worden, als sich auch nur die Anfänge der Umwälzung zeigten. Sie sind zugleich das erste denkwürdige Beispiel dafür, daß eine Aristokratie den Apparat des Staats selbständig vermehrt, um ihren Einfluß auf ihn zu verstärken.

Mag aber auch dieser Umschwung sich nur sehr langsam vollzogen und sich in Athen selbst über mehrere Jahrzehnte, in Griechenland, das bis auf Sparta fast überall der attischen Entwicklung allmählich nachfolgte, über mehrere Jahrhunderte vertheilt haben, er ist doch als Zeichen sozialer und politischer Wandlung bedeutsam genug, um als Grenze zweier Zeitalter gelten zu können. Denn daß Sparta, der freilich zweitmächtigste Gliedstaat des griechischen Gesammtvolks, sich davon ausschloß, darf nicht irre machen. Dieses starke wehrhafte Bauernvolk, das unter den Hellenen sich an Art und Gesinnung den Römern am meisten angenähert hat, war so zäh-konservativ, wie Bauernstaaten immer zu sein pflegen, und hat sich nicht erst zu dieser Zeit von der sozialen und politischen Entwicklung der übrigen Griechen getrennt, sondern schon weit früher: denn es hatte keinen Adel bei sich aufkommen lassen, und so konnte hier auch die Abschaffung des Königthums nicht eintreten, die sonst die Folge des übermäßigen Anwachsens der Aristokratie war. Daß aber sonst überall früher oder später in so durchgreifender Rücksichtslosigkeit die politische Konsequenz aus dem sozialen Ueberwiegen eines Standes gezogen wurde, ist bezeichnend für eine der hervorstechendsten

Eigenschaften des griechischen Volkes, seinen Radikalismus, seinen brennenden Eifer, jede Neuerung, man möchte sagen, jede irgend offen stehende Entwicklungsmöglichkeit bis ans Ende auszuproben und auszufechten. Denn wie viele Völker, in denen der Adel noch mächtiger war als der damalige griechische, haben Jahrhunderte lang die Institution der Monarchie zwar auf jede Weise machtlos zu machen gesucht, haben sie aber doch ertragen, man denke nur an die langen Jahrhunderte des germanisch-romanischen Mittelalters.

Dabei war in vielen Stücken der Ursprung und die wirthschaftliche, soziale und politische Macht des Adels ähnlich wie in andern Zeiten und Völkern, gewissermaßen regulär geartet. Der Adel ist hier wie so oft ein grundbesitzender Stand, der schon frühzeitig, vielleicht noch vor Anbruch des griechischen Mittelalters, sich einen größern Antheil von dem ehemals gemeinsamen und gleichvertheilten Grund und Boden erobert zu haben scheint. Zugleich mit dieser wirthschaftlichen Grundlage hat sich aber auch, sei es nun als dessen Folge, sei es als dessen Ursache, oder in reziproker Beziehung dazu eine militärische Standes-, also eine Berufsbasis für den bevorzugten Stand herausgebildet: der Adel scheint in Attika und andern Theilen Griechenlands als Ritterschaft emporgekommen zu sein. Und die lediglich ökonomische Schwierigkeit, die kleinen Besitzer, den Heerdienst und die politischen Rechte in der Volksversammlung wahrzunehmen, hat vielleicht auch damals und hier die wirthschaftlich Schwächeren, die kleinen Besitzer zum Theil zu Halbfreien oder gar Sklaven herabgedrückt. Auch die Werthschätzung von Stammbäumen und möglichst auf einen Gott zurückgeleiteten Genealogien greift allmählich um sich und hat den geburtsmäßigen Abschluß des Adels vollenden helfen.

Die staatlichen Institutionen scheinen nun dem Bedürfnisse dieses herrschenden Standes vielfach angepaßt worden zu sein. In Athen hat er die höchste Gewalt im Staate nicht nur durch die jährliche Neuwahl, sondern auch durch

die möglichste Spaltung und Theilung der Regierung von sich abhängig zu machen gewußt: neben den stark eingeschränkten König, den Nachfolger des einstigen Alleinherrschers, den Staatsfeldherrn und die sechs Richter trat noch ein Archon, ein oberstes Regierungsmitglied; die ausgeschiedenen höchsten Beamten scheinen allmählich im Areopag einen Beirath der Regierenden gebildet zu haben und endlich wurde auch noch der Rath der alten Zeit, doch wohl als Vertretung des Adels, beibehalten. Der alten Volksversammlung wird wenig faktischer Einfluß geblieben sein.

Aber dieses Adelsregiment hat sich doch, so radikal es auch mit der Monarchie aufzuräumen und so übermächtig es sich durchzusetzen wußte, auf lange Dauer nicht behaupten können, es ist nach einer unvergleichlich viel kürzeren Zeit der Herrschaft gestürzt worden als die Monarchie. Und man wird doch sagen müssen, daß die Aristokratie sich ihr frühes Grab selbst gegraben hat. Der Zug in die Stadt, den sie mit den meisten Vollfreien in diesem Zeitalter antritt, scheint am meisten dazu beigetragen zu haben. Ursprünglich in Dörfern angesiedelt, haben die Griechen sehr frühzeitig, schon in der voraufgehenden, homerischen Epoche, Städte gegründet; die Ilias redet bereits von ihnen. Der Adel hat vielleicht, aus einem gesunden Instinkt, am längsten gezögert, in die nun entstehenden Zentren zu ziehen, aber er scheint z. B. in Attika schon lange vor Solon in die Hauptstadt übergesiedelt zu sein.

In den Städten aber erwuchs der Aristokratie ein neuer Rivale, der ihr bald indirekt, zuletzt selbst direkt ein schlimmer Feind werden sollte: das eigentlich städtische, das handel- und gewerbetreibende Bürgerthum. Handel und Schiffahrt sind es vor Allem, die durch Arbeitstheilung aus dem Bereich der primitiven Haus- und Hofwirthschaft ausscheiden und neue Klassen entstehen lassen. Die städtische Geldwirthschaft, ermöglicht durch die ersten im siebenten Jahrhundert in Lydien erfundenen Münzen, sucht die Naturalwirthschaft, die natürliche Form jeder wesentlich agrarischen Volksökonomie, zurückzudrängen;

der griechische Handel vertreibt im mittelländischen Meer den phönizischen. Das Gewerbe geht denselben Gang; aus dem alten Handwerk, das neben dem Eigenhandwerk der Einzelnen früher einen nur bescheidenen Platz einnahm, entwickelt sich eine Industrie, die mit Hülfe der Sklavenarbeit bald fabrikmäßig betrieben wird. Durch die Umwälzung wird mittelbar auch die alte Aristokratie in Mitleidenschaft gezogen: der auf diesen neuen Wegen erworbene Gewinn drückt den Werth der aus ländlichem Besitz fließenden Naturalrenten stark herab. Wie aber hätte diese wirthschaftliche Bewegung ohne soziale und weiterhin ohne politische Folgen bleiben können. Der Adel scheint es vielfach verschmäht zu haben, die ökonomische Wandlung mitzumachen, aber auch wenn er hier und da sich betheiligt, neben ihm wächst doch ein neuer Stand empor, das Bürgerthum, dessen führende Elemente, d. h. die Reichsten, sehr wohl in der Lage waren, ihm entgegenzutreten.

Am ersten offenbart im äußern Leben des Staats ein Wechsel der Rechtsordnung die innere Wandlung. Bis dahin hatte man das Strafrecht fast ganz den Geschlechtern und ihrer Blutrache überlassen, die bürgerliche Gerichtsbarkeit aber war, gleichviel ob sie von den aristokratischen großen Rathen oder von Einzelrichtern ausgeübt wurde, der Willkür und dem Gutdünken der Rechtsprechenden überlassen; es gab keine geschriebenen Gesetze. Eine stark fortschreitende Volkswirthschaft mußte einen solchen Zustand als unerträglich empfinden lassen, und es war wohl der erste Triumph des emporkommenden Bürgerthums, daß hier Abhülfe geschaffen wurde. Das siebente und sechste Jahrhundert sind voll von Gesetzgebungen. Hier und da sträubt sich die Aristokratie gegen den Fortschritt und erläßt wohl gar Gesetze, die Gewerbe und Handel schädigen sollen, zuletzt kommt es doch in vielen Staaten zur Reform. Das Strafrecht ist sehr hart, der Name Drakons, der in Athen im Jahre 624 zu diesem Werke als Gesetzgeber berufen wurde, hat seinen grausamen Klang nicht umsonst; wichtiger war, daß es die Blutrache nur zum Theil beseitigte, während es

sie in andern Fällen lediglich regulierte, aber die Sicherheit von Handel und Wandel muß es trotzdem aufs höchste gesteigert haben. Das bürgerliche Recht scheint mit ihnen nicht gleichen Schritt gehalten zu haben, aber immerhin wird z. B. ein Sklaven- und ein Obligationenrecht ausgebildet. Das Entscheidende bleibt, daß sich die Majestät des Rechts gegenüber der Willkür des Einzelnen erhebt. Aber ebenso offenbar ist, daß die politische Folge eines solchen Einschreitens eine außerordentliche Vermehrung der Staatsmacht auf Kosten des Einzelnen, oder besser des starken Einzelnen bedeutete. Und es ist sehr bemerkenswerth, daß das erste Lebenszeichen sozial- und wirthschaftsdemokratischer Tendenzen und ihrer politischen Konsequenzen nicht zu einer Verminderung, sondern vielmehr zu einer Steigerung der Staatsgewalt geführt hat. Der Zusammenhang ist leicht zu vermuthen: um größere Gleichheit vor dem Gesetze zu erlangen, dehnte man das Gesetz gern aus, und ein stärkerer Staat sollte das Bürgerthum schützen, das über seinem Erwerb schon begann unkriegerischer zu werden, und jedenfalls durch die Privatfehden der Familien nicht mehr in seinem Berufe gestört werden wollte.

Aber in Athen, wo wie in vielen andern griechischen Städten jene Gesetzgebung die immer stärker werdende Spannung beruhigen sollte, zeigte sich, daß auch damit nur ein Schritt zur Besserung, d. h. zur Ausgleichung des bestehenden politischen Zustandes mit den neu empordrängenden wirthschaftlichen und sozialen Gewalten gethan war. Die materiellen Gegensätze nahmen noch weiter zu; die Ueberflügelung des alten Erwerbs aus Ackerbau durch den neueren aus Handel und Gewerbe wurde möglicher Weise zuerst den Kleingrundbesitzern, den Bauern und Pächtern, fühlbar, die jedenfalls in tiefe Verschuldung geriethen. Der großgrundbesitzende Adel, der damals schon in der Regel in der Stadt ansässig war und zuweilen auch an Handel und Rhederei sich betheiligte, scheint an dieser Bedrückung des ländlichen Mittelstandes noch theilgenommen und sie durch Bauernlegen vermehrt zu haben.

Ja vielleicht handelt es sich, wie in dem analogen Stadium der römischen Wirthschaftsgeschichte, noch mehr um eine Auseinandersetzung zwischen Groß- und Kleingrundbesitz, zwischen Adel und Bauernstand, in der freilich die inzwischen aufgekommene Geldwirthschaft das Uebergewicht der schon an sich stärkeren Schicht noch vermehrt haben muß.

Diese Agrarkrisis vor Allem war es, die Solon, der Archon von 594, durch eine neue, vorwiegend wirthschaftliche Reform zu beseitigen suchte. Er war seiner Herkunft und seinem Berufe nach der geborene Vermittler der vorhandenen Gegensätze; er war ein Medontide, ein Abkömmling des alten Königsgeschlechts, und zugleich Rheder. Er hat vor einem einschneidenden Mittel nicht zurückgescheut: er hat — wenn auch nicht für den ganzen, so doch den bäuerlichen Mittelstand — die bestehenden Grund- und alle persönlichen Schulden, soweit sie die Person des Schuldners dem Gläubiger verpfändeten, mit einem Schlage aufgehoben. Er hat dem Güterkauf rechtliche Schranken gesetzt und das Anwachsen des — doch wohl noch vorwiegend adlichen — Großgrundbesitzes verhindern wollen. Vielleicht ist seine Maßregel auch gegen das reiche Bürgerthum gerichtet gewesen, das unter den Gläubigern auch schon vertreten gewesen sein mag, denn in der Steuer- und Wehrgesetzgebung, die er hinzufügte, macht sich ein konservativ-aristokratischer Zug geltend. Sie theilte nämlich die gesammte Bürgerschaft in Vermögensklassen, die für die Wehrpflicht, für den Zutritt zu den Staatsämtern und vielleicht auch für die — außerordentlichen und wahrscheinlich nur in Kriegszeiten erhobenen — Steuern maßgebend wurden. Aber die Einkommensätze, die sie zu Grunde legt, sind nur in Naturalbeträgen, also nur aus Acker-, Oel- und Weinbau stammenden Einnahmen angegeben: sollte er wirklich, wie man ohne Weiteres annimmt [1]), die Gewerbetreibenden und Kaufleute jenen ganz agrarisch abgegrenzten Stufen

---

[1]) E. Meyer II S. 655

eingegliedert haben? Doch für diese Epoche, über die nur sehr dürftige Nachrichten vorliegen, lassen sich, wie es scheint, Fragen nur aufstellen, nicht aber lösen. Wer will sagen, wie viel Bürger unter den Besitzenden es damals überhaupt schon gab? Jedenfalls aber bleibt soviel sicher, daß, auch wenn das Vermögen als solches, Grundbesitz wie mobiles Kapital, den Ausschlag gab, diese Theilung der Bevölkerung dem Adel immer zu gute kam. Denn wir hören noch ein Menschenalter später von ganz ungeheuren Vermögen bedeutender Aristokraten, so von dem des Miltiades, das auch nicht nur aus liegenden Gründen bestand. Und auch im Ganzen ist ein alter Großgrundbesitzerstand, der mit den reichsten sozialen und politischen Privilegien ausgestattet ist, nicht von heute auf morgen aus seiner wirthschaftlichen Position zu werfen.

Doch wie immer sich die Dinge verhalten haben mögen, diese Gesetzgebung entspricht durchaus dem Uebergangszeitalter, in dem sie entstanden ist. Hält sie auch an der Adelsherrschaft fest, sie ist doch schon plutokratisch angehaucht. Die reichsten Grundbesitzer werden zwar auch mit der schwersten Kriegspflicht, dem Reiterdienst und vielleicht schon der Schiffsgestellung für den Seekampf belegt, aber ihnen und den beiden oberen Klassen, Fünfhundertscheffler und Ritter genannt, werden auch allein die höchsten Aemter und der Areopag, der engere Rath, geöffnet, während die mittleren Grundbesitzer, die Zeugiten, d. h. spannfähigen Bauern, die als schwer gerüstetes Fußvolk zu dienen haben, sich mit der Wahlfähigkeit für den weitern Rath begnügen müssen. Daß der letztere, der Rath der Vierhundert, damals, wenn nicht schon früher [1], einem größeren und weit über den Adel hinausreichenden Kreis zugänglich gemacht wurde, ist endlich eine Annäherung an demokratische Prinzipien. Doch nur eine Annäherung; denn der Umstand, daß der großen Menge des Volkes, den ländlichen Kleinbauern

[1] Unter Drakon, so nach Aristoteles Busolt S. 138 ff.

und Tagelöhnern, den städtischen Handwerkern wenig Pflichten auferlegt, aber auch nur geringe Rechte — der Eintritt in die offenbar machtlose Volksversammlung — ertheilt wurden, bezeugt hinlänglich, daß man nicht allzu weit auf diesem Wege vorgehen wollte.

Man sieht diese Verfassungsreform schillert in mehreren Farben, was übrigens für sie als das Werk einer gährenden Zeit und eines vorsichtig vorgehenden Reformators eher ein Lob, als ein Tadel ist. Sie läßt die wichtigsten Grundlagen der Adelsherrschaft noch unerschüttert, aber sie ist demokratisch insofern sie die Zahl derer, die an der Leitung des Staats theilnehmen sollten, wesentlich erweitert. Anderseits ist ihr Demokratismus vornehmlich mittelstandsfreundlich: sie nimmt den Bauern in Schutz gegen das wirthschaftliche Uebergewicht der Großgrundbesitzer. Aber zuletzt fehlt ihr auch nicht eine plutokratische Tendenz, da sie für ihre Volkstheilung nicht die Geburt, sondern das Vermögen als Kriterium benützt. Wer weiß, vielleicht ist sie ein ähnliches Kompromiß aus sehr verschiedenen Tendenzen, wie die livinisch-sextischen Reformen, an die sie materiell in ebenso merkwürdig vielen Stücken erinnert, wie formal an die viel frühere sogenannte servianische Gesetzgebung. Eines aber ist sicher, daß sie sich weit mehr wie die Eröffnung, als wie der Abschluß einer verfassungsgeschichtlichen Aera ausnimmt, und Alles schien darauf hinzuweisen, daß die Richtung, die hier eingeschlagen wurde, zu einer weiteren Demokratisierung des Staatslebens führen mußte.

Dennoch ist die Entwicklung nicht so gradlinig verlaufen. Der Adel zwar scheint sich ohne Widerstand in die neue Lage gefügt zu haben, die von ihm doch allerlei materielle und politische Opfer forderte. Das emporstrebende Bürgerthum aber war hier wie anderwärts noch nicht mächtig genug, um nun weiter vorzudringen und aus eigener Kraft an die Stelle der aristokratischen Verfassung eine demokratische zu setzen. Zwischen die beiden politischen Tendenzen schiebt sich vielmehr eine dritte, neue: schon geraume Zeit vor Solon hat sich außer-

halb Athens — in den ionischen Stadtstaaten Kleinasiens und in Korinth schon im siebenten Jahrhundert — die Monarchie von Neuem erhoben, von kühnen Usurpatoren gegen den Adel eingeführt und meist gestützt auf das Bürgerthum. Fast überall sind solche Gewalthaber aufgestanden, die man Tyrannen nannte, ohne sie damit übrigens als die Emporkömmlinge unter den Königen kennzeichnen zu wollen, die sie waren. In Athen war schon vor Drakon ein Versuch gemacht worden, durch einen derartigen Staatsstreich die bestehende Verfassung zu stürzen, war aber mißlungen; Pisistratus hat ihn 561 noch bei Lebzeiten Solons mit mehr Glück wiederholt.

Eine erstaunliche Erscheinung, diese neue Monarchie, die sich auf den Trümmern der so rasch zusammengebrochenen Adelsherrschaft erhebt. Sucht man nach Analogien für sie, so ist man doch einen Augenblick versucht, an die Epoche des vordrängenden Absolutismus zu denken, die im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert im germanisch-romanischen Europa ebenfalls auf ein vorwiegend aristokratisches Zeitalter gefolgt ist. Gewiß, die Monarchie der Tyrannen war eine neue, nicht wie jene, althergebracht und erblich. Aber wie jede usurpierte Alleinherrschaft hatte sie durchaus die Tendenz sich legitim zu machen und es ist ihr in mehr als einem der Theilstaaten geglückt, ihre Gewalt zu vererben, man denke nur an Korinth und Athen. Und auch sonst hat sie verschiedene Eigenschaften bewährt, die sie mit der Monarchie jener Epoche wahlverwandt zeigt. Sie hat die Formen der alten Verfassung oft peinlich konserviert, wie es Pisistratus that, aber die Aemter wurden doch thatsächlich durch Ernennung besetzt. Das Wort, das ihm Aristoteles in den Mund legt: die Bürger sollen ihren Geschäften nachgehen und mir die Sorge für den Staat überlassen, ist das Seitenstück zu der Parole: alles für das Volk, nichts durch das Volk. Sie hat die Bürger durch gehäufte Fürsorge für die Wirthschaftspolitik zu gewinnen gesucht; in Attika sind damals Bauern angesiedelt und zahlreiche neue Landstraßen gebaut worden. Sie hat

zuerst in den an Ausdehnung und Volkszahl so wenig bedeutenden griechischen Theilstaaten große Politik getrieben: Periander, Pisistratus und Polykrates von Samos haben ein Netz weitgreifender diplomatischer Beziehungen um sich gesponnen, während noch das aristokratische Athen Solons seinen höchsten Ehrgeiz in die Eroberung des vor der Thüre liegenden Salamis setzte. Pisistratus hat, wie Polykrates, eine starke Soldtruppe gehalten, die ersten Anläufe zu einer Kolonialpolitik größeren Stiles getrieben und den Handel vielfach gefördert. Ja hier und da erinnert die Tyrannis sogar an den aufgeklärten Absolutismus einer etwas späteren Zeit; es sind Spuren einer Neigung zum Vielregieren überliefert, die eine auffällige Aehnlichkeit mit dem achtzehnten Jahrhundert aufweisen. Periander soll eine Behörde eingesetzt haben, die die Privaten in ihren Einnahmen und Ausgaben kontrollieren und dafür sorgen sollte, daß Niemand mehr verbrauchte, als er besaß, und das athenische Gesetz, das den Müßiggang verbot und das durch Vertheilung von Staatspensionen an Invalide ergänzt wurde, rührt vielleicht von Pisistratus her.

Doch in einem Punkte weicht freilich der Absolutismus des ausgehenden griechischen Mittelalters ganz von dem der germanisch-romanischen Neuzeit ab: er hat sich nur sehr kurze Zeit gehalten. Selbst die mächtigsten Tyrannendynastien, die des Kypselos und die des Pisistratus, umfassen nur zwei regierende Generationen; der Enkel des Kypselos und Neffe Perianders hat wenigstens nur drei Jahre regiert. Diese Epoche, die in Athen, noch dazu mit einigen Unterbrechungen, wenig mehr als ein halbes Jahrhundert — von 561 bis 510 — und auch anderwärts selten viel länger gedauert hat, erscheint wie ein kurzes Zwischenspiel. Und waren es auch oft genug, wie in Athen, die Anhänger des gestürzten alten aristokratischen Regiments, die die Tyrannis zu Falle brachten, der Erbe war doch die Demokratie, die jetzt zu ihren Jahren gekommen war und wenigstens in Athen auch sogleich eine neue Staats-

umwälzung herbeiführte. Damit aber brach für Griechenland die neue Zeit an.

Der Gang der politischen Entwicklung Athens ist vielfach typisch gewesen für die der zahlreichen anderen Theilstaaten Griechenlands; eine Partikulargeschichte aber unterscheidet sich von ihr aufs Schärfste, und zwar die nächst der athenischen bedeutendste, die Spartas. Daß sich hier auch im früheren Mittelalter kein Adel gebildet hat, und daß infolge dessen hier auch das ursprüngliche Königthum unangetastet blieb, davon ist schon gesprochen worden. Die natürliche Folge war, daß auch im siebenten und sechsten Jahrhundert die Verhältnisse sich nicht in ähnlicher Weise wandeln mußten, daß hier kein Adelsregiment bis zur Höhe seiner Macht aufsteigen und dann wieder herabgedrängt werden konnte. Aber man würde irren, wollte man die Abweichungen der spartanischen Entwicklung auf die Verschiedenheit der sozialen Schichtung beschränkt denken. Man könnte auch meinen, sie sei wesentlich agrarisch verlaufen, im Gegensatz zu der wesentlich städtischen Entwicklung Athens und der meisten anderen griechischen Territorien, aber das würde doch auch nur eine halbrichtige Erklärung sein. Denn in Sparta ist im Gegentheil die Konzentration der gesammten Volksgenossen an einem Mittelpunkt ebenso vollständig durchgeführt worden wie anderwärts. Dennoch blieb die wirthschaftliche Grundlage des spartanischen Staats noch sehr lange Zeit der Ackerbau. Aber — und das ist denkwürdig — nicht die vollberechtigten Bürger, die Spartiaten, trieben, wie es scheint, die Landwirthschaft, die sie nährte, sondern sie saßen in Sparta zusammen und überließen den Hörigen die Bestellung ihrer Aecker. Und zugleich hat sich hier der ursprüngliche Kommunismus der Urzeit in wunderbarer Stärke erhalten, noch ganz spät, noch im vierten Jahrhundert ist der Rechtsanspruch jedes Spartiaten auf ein Landlos anerkannt gewesen; die Sklaven, die den Pflug führen, sind Staats-, nicht Privateigenthum, die Knabenerziehung ist gemeinschaftlich, die Männer

wenigstens speisen zusammen und zum Theil auf Staatskosten. Die Lösung des Räthsels dieser absonderlichen Ausnahmebildung liegt in dem kriegerischen Charakter dieses Kommunistenstaats: das ganze Leben der Spartaner war auf steten Kampf zugeschnitten, wie sie denn auch in den zahlreichen Kriegen gegen ihre Nachbarn nicht oft genug zu Felde ziehen konnten. Von allen griechischen Territorien ist ihres allein durch fortwährende Eroberung vergrößert worden. Und wiederum mit ihrer Wehrverfassung hängt auch der Mangel jeder Standestheilung zusammen: die Reiterei ist bei ihnen nicht recht aufgekommen, und deshalb auch keine Ritterschaft, kein Adel, dem sonst in Griechenland wie in alten Zeiten der Wagenkampf, so später die Stellung der Reiterei zufiel. Das Fußvolk blieb vielmehr der alleinige Grundstock des Heeres und wurde es noch viel mehr, noch viel ausschließlicher in den arkadischen, argivischen, messenischen Kriegen, die die Spartaner im achten und siebenten Jahrhundert geführt haben. Das Elitekorps der Reiterei, das es auch hier gab, focht schließlich ebenfalls zu Fuß.

Im weiteren Verlaufe der allgemeinen griechischen Entwicklung hat die wirthschaftliche Wandlung der Zeit auch an die Thore dieses kommunistischen Kriegerstaats gepocht; da aber hat man, was zuerst ursprünglich und naiv entstandene Eigenart war, mit Absicht aufrecht erhalten. Man wehrte sich gegen das Eindringen der Edelmetallmünzen und des Handels und man war ängstlich bestrebt, die überkommene Einfachheit der Lebenshaltung durch strenge Vorschriften festzuhalten. In diesem Stamme ist es zu einer Stilisierung des Lebens gekommen, die ihresgleichen sucht in aller späteren Sittengeschichte.

Und merkwürdig, dieses Volk, das in den eigenen Reihen eine so seltsam konsequente, halbsozialistische Kriegerdemokratie ausgebildet hat, ist später doch der Hort aller aristokratischen Stadt- und Staatsverfassungen im übrigen Griechenland geworden. Der Grund für diese scheinbar so widerspruchsvolle Kombination ist sicherlich in der inneren Entwicklung

Spartas und auch schon in diesen Zeiten zu suchen: durch die Unterjochung benachbarter, minder kriegstüchtiger Stämme, die schon damals nicht nur begonnen, sondern zu einem großen Theile durchgeführt worden ist, ward nämlich offenbar aus dem Volke der Spartiaten ein Stand, eine Kaste. Denn indem man den Besiegten ihr Land ließ und sie nur als Hörige behandelte, ergänzte sich der soziale Organismus dieses merkwürdigen Staats nach unten, und es kann nicht Wunder nehmen, daß der Herrenstand der Vollbürger aristokratisch empfand, mochte er auch noch so eifersüchtig darauf bedacht sein, unter seinen eigenen Mitgliedern keinen bevorzugten Sonderstand, keinen wirklichen Adel aufkommen zu lassen. Er war sich Adel genug und den Periöken gegenüber bildete er in der That auch einen Adel. Ihr demokratischer Kommunismus im eigenen Lager mag dieser Aristokratie ein so viel längeres politisches Leben verschafft haben, als es den anderen Griechenstaaten beschieden war, die Aufrechterhaltung der alten Monarchie mag ebenfalls dazu beigetragen haben und noch mehr die künstliche Ausschließung höherer Volkswirthschaftsformen, die ein ebenso künstliches Hintanhalten weiterer sozialer Differenzierung, insbesondere der Bildung eines durch Reichthum mächtigen Bürgerthums bedeutete.

Dennoch hat sich wenigstens die Verfassung Spartas beim Herannahen der neuen Zeit durch einige leise Schwankungen von den Tendenzen der Epoche beeinflußt gezeigt. Das Zeitalter der Tyrannis reflektiert insofern auch auf die spartanische Staatsleitung des ausgehenden sechsten Jahrhunderts, als wenigstens das eine der beiden verfassungsmäßig nebeneinander herrschenden Königsgeschlechter, die Dynastie der Agiaden, ähnlich wie die großen Usurpatoren eine weitausgreifende auswärtige Politik befürwortete, im Inneren aber nicht so ängstlich auf die Wahrung der Rechte der Vollbürgerschaft gegenüber den unterworfenen Periöken und den leibeigenen Heloten bedacht war. Zeigte sich hierin eine demo-

kratische Regung, die sogar zu noch tieferen Schichten des Volkes herabstieg, als die Tyrannen sonst wohl thaten, so war das zweite Königshaus, das der Eurypontiden, und noch mehr die Behörde der von den Vollbürgern damals seit einiger Zeit jährlich gewählten fünf Ephoren um so peinlicher auf die Erhaltung dieser Rechte und auf eine Vermeidung allzu weit führender auswärtiger Konflikte bedacht.

So weit aber auch die spartanische Entwicklung abweicht und so wichtig sie ist, für die übrigen Theilstaaten maßgebend und typisch ist doch die athenische in viel höherem Grade, ganz abgesehen davon, daß sie auch an sich von unvergleichlich viel größerer Bedeutung ist. Eine generelle sozialhistorische Würdigung dieser Epoche der griechischen Geschichte wird deshalb von dieser und nicht von jener auszugehen haben. Auf die auffälligste Eigenschaft der Periode, von der schon die Rede war, auf die Kürze dieses Zeitalters absoluter Monarchie, wird sie zunächst zurückkommen müssen. Denn mag man sich auch noch so oft daran erinnern, daß zwar nicht die eigentlich griechische, wohl aber die macedonisch-hellenistische Epoche der Geschichte Griechenlands noch ein zweites, viel längeres Stadium unumschränkten Königthums kennt, mag man sich auch vergegenwärtigen, daß die vielfach auch schnell wieder gestürzten Regierungen der Usurpatoren des spätmittelalterlichen Italien eine viel geeignetere Analogie darbieten[1], man wird sich doch des Gedankens nicht entschlagen können, daß innerhalb der eigentlichen griechischen Geschichte — die zu Ausgang des vierten Jahrhunderts nach der Schlacht von Chäronäa abschloß — die Tyrannis die einzige Epoche absoluten und einigermaßen modern gearteten Königthums darstellt. Selbst der Vergleich mit den italienischen Stadtstaaten der Renaissance führt doch nur darauf, daß auch dort die unumschränkte Monarchie der Tyrannis, wie in dem toskanischen

[1] Diese Parallelen hat E. Meyer gelegentlich (Wirthschaftl. Entwicklung S. 47, Geschichte des Alterthums II S. 618 Anmerkung) mit gutem Recht gezogen.

Arno-Athen, unvermerkt in das sehr lange Stadium einer dauerhaften und erblichen unumschränkten Monarchie hinüberleitet. So kann man denn die Frage nicht umgehen, warum das griechische Volk auf dieser Entwicklungsstufe nur so gar kurze Zeit ausgeharrt hat.

Zur Antwort wird man zuerst doch darauf hinweisen müssen, daß das Königthum damals sicherlich deshalb so schwach war, weil es erst so neu war. Hätte das voraufgehende, vorwiegend aristokratische Zeitalter auch im siebenten und sechsten Jahrhundert die Monarchie formell bestehen lassen, sie hätte sich, wie schwach sie auch immer damals und selbst schon zuvor in der homerischen Epoche gewesen sein mochte, doch nimmermehr so schnell von Neuem entwurzeln lassen. Auch der emporstrebende Absolutismus des späten Mittelalters und der beginnenden Neuzeit der germanisch-romanischen Völker hat hart genug zu kämpfen gehabt, aber er hatte die ununterbrochene Kontinuität der Vererbung und der Tradition für sich; der Adel wurde von ihm zwar ganz außerordentlich in seiner politischen Macht beschränkt, aber er wurde nicht aus dem Regiment geworfen. Und wo die Monarchie ganz neu war, wie etwa in Florenz, da wurde sie durch die Analogie der Verfassungen ringsum gestützt und getragen. In Athen und in den andern Tyrannenstaaten aber war der Aristokratie der furchtbare Stachel der Erinnerung an eine Zeit, da sie selbst den Staat leitete, eingedrückt.

Und damit hängt ein zweiter Umstand zusammen: eine starke Aristokratie ist keiner absolutistisch gerichteten Monarchie von vornherein willkommen und auch die des fünfzehnten, sechzehnten, siebzehnten Jahrhunderts hat gegen sie ihren erbittertsten Kampf geführt. Aber immerhin besteht zwischen dem erblichen Königthum und dem auf demselben Prinzip beruhenden Adel eine gewisse innere Wahlverwandtschaft, die früher oder später zum Durchbruch kommt und den ursprünglichen Gegensatz in der Regel zu Gunsten der Monarchie abmildert, wie es denn auch in der hier zum Vergleich heran-

gezogenen Periode fast überall der Fall gewesen ist. Ganz anders die Tyrannis: die Monarchie der Emporkömmlinge muß der Aristokratie von Grund aus verhaßt sein und sie selbst würde langer Zeiträume bedürfen, um diese Abneigung zu überwinden: sie pflegt sich in einem natürlichen Gegensatz zum Adel in anderen, tiefer stehenden Schichten der Bevölkerung ihre Stütze zu suchen. Sie verfolgt dann auch sehr häufig ihrerseits die Aristokratie, aber das Schwert, mit dem sie gegen diese ficht, ist ein zweischneidiges. Es wendet sich eben so oft gegen den, der es führt, als gegen den, den es treffen soll. Pisistratus und sein Sohn haben das niedere Volk in Stadt und Land sichtlich begünstigt, doch nur ganz wenige Adliche scheinen damals sich ihrem Hofe genähert zu haben. Die vertriebenen Aristokraten aber haben die Tyrannis hier, wie noch vielfach anderwärts, gestürzt.

So mußte denn diese Selfmade-Monarchie eines der festesten Fundamente entbehren, die eine Krone haben kann, die Anhänglichkeit des Großgrundbesitzerstandes, den sie weder völlig zu vernichten, noch für sich zu gewinnen Zeit genug behielt. Aber noch ein drittes Moment drängt sich auf: dieselbe Aristokratie, die in Athen dies ephemere Königthum zu Falle gebracht hat, ist bald darauf von der Demokratie zwar nicht beseitigt, aber um einen großen Theil ihres verfassungsmäßigen Einflusses gebracht worden. Wer will sagen, ob die Monarchie sich nicht doch gehalten haben würde, wenn sie den in ihrer Lage so natürlichen Bund mit den führenden, besitzenden Schichten des Bürgerthums eingegangen wäre. Dazu aber scheint es durchaus nicht gekommen zu sein, und es giebt keine bessere Erklärung dafür, als daß das Bürgerthum dieses lästigen Protektors nicht mehr zu bedürfen meinte. Ob sich im Einzelnen, etwa in Athen, die Dinge wirklich so verhalten haben, bleibe völlig dahingestellt; die allgemeine Entwicklung aber war sicherlich die, daß die Tage einer gemäßigten Demokratie jetzt gekommen waren und daß der höhere Bürgerstand so wenig wie die erbitterte Aristokratie durch monarchische

Fesseln gehindert sein wollten. Das niedere Volk, für das z. B. Pisistratus am meisten gesorgt zu haben scheint, war politisch noch nicht mündig genug, um schon eingreifen zu können.

Daß die beiden höheren Stände aber so enragierte, so leidenschaftliche Politik trieben, ist am letzten Ende darauf zurückzuführen, daß die griechische Entwicklung schon damals in Athen, Korinth und sonst eine fast allein städtische geworden war. In Athen waren Aristokratie und Bürgerthum zusammen und in einer großen Hauptstadt entwickelt sich bei völliger Konzentrierung nicht allein des politischen, sondern auch des wirthschaftlichen und sozialen Lebens eine viel größere Hitze politischer Leidenschaft, als in einer weit und breit vertheilten, für sich dahinlebenden ländlichen Bevölkerung. Alle leitenden Persönlichkeiten sind bei einander, treffen sich und debattieren Tag für Tag, große Bevölkerungsmassen bilden den empfänglichen Chorus: so entsteht die Treibhausluft großstädtischer Centralisation, die wie nichts Anderes Wachsthum und Tempo der politischen Entwicklung befördert. Am letzten Ende läßt sich die Schnelllebigkeit und Erhitztheit des Staatslebens schon dieser Periode, wie mancher spätern, vor allem auf diesen einen Grund zurückführen.

Die Bedeutung dieser innerpolitischen Verhältnisse für die griechische Geschichte ist aber um so größer, als die auswärtige Politik die Geister nur sehr viel weniger beschäftigt. Das frühmittelalterliche Griechenland wird man sich am richtigsten als von lokalen Fehden und kleinen Kriegen aller Art erfüllt denken. Aber sie so wenig wie die etwas tiefer eingreifenden Kämpfe der nächsten Periode haben die äußere Gestalt der griechischen Kleinstaatenwelt sehr wesentlich geändert. Es war eine große Anzahl territorial sehr wenig ausgedehnter Staatsgebilde, in die sich das eigentliche Griechenland, wie die jonischen Kolonien auf den Inseln und Küsten des ägäischen Meeres spalteten. Die Halbinsel Attika mißt nach heutiger Abgrenzung etwa 2600 Quadratkilometer, d. h. wenig mehr

als das Herzogthum Sachsen-Meiningen, Lakonien 4200, d. h. ein Sechstel mehr als der Flächeninhalt des Herzogthums Braunschweig. Allerdings mögen auch diese Zwergstaaten — viele waren kleiner — meist erst das Ergebniß mehr oder minder gewaltsamer Verschmelzungsprozesse gewesen sein, aber diese Neigung zur Zusammenballung hat später nicht in demselben Maße angehalten. Es hat auch im späteren Mittelalter nicht an Eroberungskriegen und an Einigungsbestrebungen gefehlt, aber diese blieben auf nicht verwirklichte Pläne beschränkt, wie der Bund der ionischen Städte, den man vorschlug, als die Lydier diese Kolonien bedrohten, und jene zielten auf sehr kleine Objekte ab, wie Salamis, dessen Eroberung Athen so viel Anstrengung gekostet hat. Die Tyrannen hatten dann wohl den besten Willen, eine stärkere Expansionspolitik zu treiben, haben aber auch nicht viel Größeres durchgesetzt, ausgenommen Pisistratus, dessen überseeische Politik vorsichtig tastend, aber immerhin erfolgreich die Grundlage für die spätere Kolonialmacht Athens schuf. Aber das war nur ein Anfang, systematisch ist allein Sparta nach beiden Richtungen vorgegangen: es hat im siebenten Jahrhundert ein gut Theil des Peloponnes erobert und den Rest gegen Ausgang des sechsten Jahrhunderts zu einem Bunde vereinigt, in dem es die unbestrittene Hegemonie besaß. Aber über die Grenzen der griechischen Staaten- und Kolonienwelt griff man bis dahin doch nur mit vorübergehenden diplomatischen Beziehungen hinaus. Die Einheit des gesammten Volkes endlich scheint nur bei den großen nationalen Festspielen, an denen sich auch die entferntesten Kolonien, die sizilischen und unteritalienischen, betheiligten, greifbar in die Erscheinung getreten zu sein.

Die sozialgeschichtliche Analyse all dieser Thatsachen der inneren und äußeren Geschichte ist in wenigen Worten aufzustellen. Noch ist der assoziative genossenschaftliche Gedanke, und zwar der der organischen, von unten herauf gewachsenen, freiwillig-instinktiven Gemeinschaft der überwiegende, aber er erleidet schon von mehreren Seiten her Angriffe und Beeinträchtigungen.

Daß die äußere Staatenbildung so zerklüftet ist, darf an der Haupttendenz des Zeitalters freilich nicht irre machen. Im Gegentheil, je stärker das Prinzip der Genossenschaft ist, desto enger pflegt — im politischen ganz wie im ständischen Leben — der Kreis von Mitgliedern zu sein, den die einzelne Körperschaft umfaßt. Kleine Staaten sind die natürlichen Zeitgenossen straffer Standes- und Geschlechtsverbände. Wo vollends ein geographisch so zerrissenes, durch Meer und Berge gleich zertheiltes Land von einem noch primitiven, noch mittelalterlichen Volk eingenommen ist, wo noch keinerlei äußere Bedrängnisse zur künstlichen Einheit gezwungen haben, da ist solche Spaltung durchaus gegeben. Daß man zu erobern oder vielmehr zu annektieren begann, bedeutete schon den Triumph einer moderneren Regung: der Gedanke der freiwilligen, organischen Genossenschaft fing an dem der erzwungenen, von oben her oktroyierten zu weichen. Gewiß, auch Barbaren erobern, doch sie pflegen wie eine Windsbraut über die Länder zu fahren oder sie setzen sich wohl fest, aber sie vermögen sich die alten Bewohner nur schwer anzugliedern, sie überziehen sie wie eine neue geologische Schicht, behandeln sie als Unterworfene, behalten aber für sich und ihre eigenen Verbände die alte Gliederung bei. Die ältesten spartanischen Kriege gegen Messenien scheinen noch mehr barbarischer Natur gewesen zu sein, sie zielten wohl mehr auf Erwerbung von Landlosen für die Spartiaten, die Vollbürger, ab als auf Annexion, und die unterworfene Bevölkerung mußte in ein Unterthanenverhältniß treten. Die athenischen Eroberungen, so klein sie auch waren, und namentlich die Gründung des peloponnesischen Bundes sind aber offenbar schon ganz anderer Natur gewesen; hier handelte es sich wirklich um eine Erweiterung der Staatsmacht, die die Eroberten und Bundesgenossen in den engeren oder weiteren Staatsverband einzutreten zwang: ein paradigmatischer Fall nach außen gekehrter Zwangsassoziation.

Und auch die innere Staatsentwicklung läßt es dazu nicht an Seitenstücken fehlen: die Einführung von Münzen, die der

Staat prägt, ist eine leise, die Einführung des staatlichen Straf- und Zivilrechts eine sehr laute und deutliche Regung derselben Tendenz. Die Majestät des Staats wächst sichtbar empor und legt den Gliedern der politischen Gemeinschaft ihr Joch von oben her sehr fühlbar auf. Und es ist offenbar, daß dieser Vorgang insbesondere die bestehenden innerstaatlichen Verbände in ihrer Bedeutung herabdrücken mußte. Als er sich politisch zu seiner letzten Konsequenz in einer faktisch absolutistischen Monarchie zuspitzte, war damit von den Ständen der mächtigste, der Adel, aufs stärkste betroffen. Und wenn die drakontische Strafgesetzgebung sich anschickte, die Verbrechen gegen das Leben der Gerichtsbarkeit des Staates zu unterwerfen, so wurden damit die Kreise der Geschlechter gestört, denen bisher die Blutrache oblag. Doch von den beiden bis dahin, wenn auch ungleich herrschend gewesenen sozialen Strömungen wurde nicht nur die eine überwiegende, die korporative, sondern auch die andere nebenher laufende, der Individualismus der starken Einzelnen gestört. Auch die über den Durchschnitt hinausragenden Persönlichkeiten, die, wie es in noch tumultuarischen Zeiten die Regel ist, ihre Ueberlegenheit vornehmlich durch Gewaltthätigkeit zur Geltung zu bringen suchen, waren durch die straffere Rechtsordnung getroffen und diese hatte die Tendenz, sie herabzudrücken. Die Gleichheit vor dem Gesetz, die jetzt proklamiert wurde, mußte wie jede Nivellierung nicht nur die Niederungen der Gesellschaft aufhöhen, sondern ebenso auch ihre Berge und ragenden Gipfel einebnen. Und daß die Tyrannis den großen Partei- und Geschlechterhäuptern auch ihre politische Wirksamkeit tödlich einengte, bedarf keines Wortes. Pisistratus selbst war einer von ihnen gewesen, und es war selbstverständlich, daß er nun alle Rivalen unterdrückte. Die Tyrannis selbst stellt sich zwar dar, wie ein letztes Aufflammen dieses alten brüsken Persönlichkeitsdranges, aber auch ihr Erlöschen hat diese Periode noch gesehen.

Damit aber ist im Grunde schon gesagt, daß auch da-

mals der Individualismus der Masse, der Vielen sich zu regen begann, nicht der Wenigen, Starken, von dem soeben die Rede war. Die Ausdehnung und Verstärkung der Staatsgerichtsbarkeit kam jedem Einzelnen auch dem Schwachen, Niedriggestellten und ihm insbesondere zu Gute. Und ferner, wurden die Stände wie die alten auf Verwandtschaft beruhenden Verbände der Geschlechter in ihrer Geltung herabgedrückt, so erhielt dadurch ebenso jeder Einzelne mehr Bewegungsfreiheit; mag sich diese Aenderung auch nicht sogleich durchgesetzt haben, die Tendenz ist unverkennbar.

Selbstverständlich aber sind alle diese Wandlungen der Verfassung und des Rechts nicht als abgesonderte, politische Vorgänge anzusehen, sondern als Manifestationen tieferer sozialer Grundströmungen. Und auch das Wirthschaftsleben ließ es nicht an ähnlichen Aeußerungen derselben Tendenz fehlen. Das Emporkommen des Bürgerthums, das Umsichgreifen von Handel und Gewerbe trug einen ganz verwandten Charakter. Daß Reichthum und mit ihm soziale Vorzüge auf diesen Wegen schneller erworben werden, ist offenbar; damit aber war dem wirthschaftlich Tüchtigen die Möglichkeit gegeben, die Schranken der geburtsmäßigen Geschlechter- und Standesverbände hie und da zu durchbrechen. Und da in so lebhaften Handelszentren, wie eine sehr große Anzahl der bedeutendsten griechischen Stadtstaaten sie darstellten, diese Wohlthat Vielen zu Theil zu werden pflegt und da sehr große Kaufleute und Industrielle erst auf höheren, noch kapitalistischeren Stufen der Wirthschaftsentwicklung emporzukommen pflegen, so mag es sich hier um eine Regung des Massenindividualismus gehandelt haben.

Immerhin wird man für das innere Leben der griechischen Staaten gerade wie für ihr äußeres in dieser Epoche nur eine Komplikation dieser verschiedenen Neben- und Unterströmungen mit der immer noch vorherrschenden genossenschaftlichen annehmen müssen. Denn noch waren die alten Verbände der Stände, der Geschlechter, der attischen Phylen

vorhanden und von stärkster Bedeutung. Noch hielt die athenische Aristokratie eng zusammen, von der eisern-festen Gemeinschaft der spartanischen Vollbürger zu geschweigen. Noch war der größte Theil des staatlichen wie des privaten Lebens korporativ gebunden. Die neue Zeit hatte sich nur erst vorbereitet.

Zweiter Abschnitt.

Geistiges Leben.

Für diese Grundzüge des sozialen Lebens der Epoche bietet endlich auch die gleichzeitige geistige Bewegung[1], ein in manchen Punkten, wie natürlich, abweichendes, im Hauptergebniß aber übereinstimmendes Zeugniß. Dem systematisch verfahrenden Historiker kann es Freude machen, beim Vergleiche ganz verschiedener, zeitlich und örtlich weit von einander getrennter Nationalentwicklungen auf vielfache Aehnlichkeiten zu stoßen. Doch diese Freude ist nicht ungetrübt, der wehmüthige Nebengedanke schleicht sich ein, daß solche Feststellungen nur überzeugen von einer Uniformität des Menschengeschlechts, die in auffälligem Gegensatz zu der nationalen Buntheit und Mannigfaltigkeit steht, an die man zuvor geglaubt hatte. Man sagt sich, die Schaubühne und das Kostüm wechseln und mit ihm die Ausdrucksformen der sozialen Grundtriebe, aber diese selbst bleiben. Wer möchte sich da nicht gern trösten lassen durch den unvergleichlich viel größeren Farbenreichthum der geistigen Entwicklung, die in der That in sehr viel höherem Grade verschiedene und originale Werthe

[1]) Für die geistesgeschichtlichen Theile dieses wie der folgenden Abschnitte sind außer den oben genannten allgemeinen Darstellungen als Unterlage benutzt worden die Litteraturgeschichten von Bergk, Sittl, Christ, die kunsthistorischen Werke von Overbeck (Plastik) und Zimmermann, die wissenschaftsgeschichtlichen von Zeller und Gompertz.

schafft. Man kann die politischen und wirthschaftlichen Zustände des griechischen Mittelalters mit denen des römischen oder germanischen vergleichen, aber ihre Litteratur, ihre Kunst sind den individuellen Leistungen nach durchaus singulär. Nur eines dürfte verglichen werden: die großen Tendenzen dieser Entwicklungreihen und freilich auch der sozialgeschichtlich verwerthbare Kern, der diesen zunächst rein geistigen Faktoren der geschichtlichen Bewegung innewohnt.

Von diesem Kern soll hier allein noch gesprochen werden, und auch zu keinerlei Vergleichszwecken, sondern nur als von der Folie und Begleiterscheinung der eigentlichen sozialen Vorgänge. Die jüngsten Theile der unter dem Namen Homers vereinigten Heldengedichte scheinen, wie man heute annimmt, bis in die Mitte des siebenten Jahrhunderts hinabzureichen, also noch über die Grenzen des älteren Mittelalters hinaus. Da man überdies Jahrhunderte lang nicht müde wurde, diese großen Werke archaischer Poesie zu pflegen und in immer neuen Wandlungen an die Nachkommen zu überliefern, so ist um so mehr anzunehmen, daß im Anschluß an sie sich eine starke Tradition bildete, die in ihrem Sinne fortdichtete. Und in der That hat es auch noch lange eine in diesem hergebrachten Sinne wirkende Epik gegeben. Aber schon gegen Anfang des späten Mittelalters, vielleicht gegen Ende des achten Jahrhunderts ist ein Dichter aufgetreten, der die Bande dieser Konvention brach. Hesiod hat nicht mehr nur Mythen und Sagen der Vorzeit gesungen, sondern auch schon den Blick auf das gegenwärtige, ja das private, alltägliche Leben gerichtet. Er ist in gewissem Sinne der erste Realist, aber auch der erste Rationalist der europäischen Poesie. Seine Dichtung bleibt dem Gegenstand nach zu einem Theil noch bei der Tradition, aber indem er die Mythen der Väter lehrhaft ausgestaltet, mischt er ihnen ein rationales Element bei, das mit der Naivität primitiver Zeiten nichts mehr zu schaffen hat. Und wenn er weiter die Mühe und Arbeit des Tages, wenn er das Schaffen des Bauern und Hausvaters besingt, will er

offenbar ebenso sehr belehren, als beschreiben. So bedeutete Hesiods Wirken wohl ein Loslösen von der überlieferten Dichtweise, ein gewisses Sichfreimachen von alten Banden aber was er nun selbst Neues fand und weitergab, entspricht doch noch in hohem Maße der Gebundenheit seiner Epoche; darin ist noch wenig Athemzug einer neuen freien Zeit. Gewiß, wer zum ersten Mal die Dinge zu sehen wagt, wie sie wirklich sind, kann nur ein Starker sein, aber wer nun Alles was er leistet, so ganz in den Dienst der engen Genossenschaften stellt, die sein Leben rings umgeben, der ist noch kein Bahnbrecher des geistigen Individualismus. Aller Realismus ist, wie wir sahen, an sich durchweht vom Geist der Gemeinschaft, der Hingebung des Herzens an die nächste Umgebung, sei es die menschliche oder natürliche, ist er nun aber gar dazu bestimmt, den Genossen in Gemeinde und Haus gute Lehren über Haus- und Ackerwirthschaft zu geben, so ist er vor Allem ein Zeugniß für die Stärke der alten Ideen des Zusammenhaltens und körperschaftlicher Geschlossenheit.

Und auch die Anfänge der Lyrik scheinen doch ähnlichen Charakter zu tragen. Wenn um die Wende des achten und siebenten Jahrhunderts zuerst ein Name auftaucht, so mag auch das als ein Zeichen von stärkerer Regung und größerer Werthschätzung der Persönlichkeit ausgelegt werden, aber es heißt von Olympos, der nachweislich in der zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts lebte, daß er der Reformator und Neugründer der griechischen Musik gewesen sei. Und alle Musik dieser einfachen Zeiten war, so weit sie kunstmäßig geordnet auftrat, sicherlich ganz dem Leben der Gemeinschaft gewidmet; gemeinsame Todtenfeiern und gemeinsame Kultfeste mögen die einzigen Träger trauriger und freudiger Lieder gewesen sein. Und auch die anderen Lyriker dieser und der nächstfolgenden Zeiten scheinen mehr Hymnen- und Sangeskomponisten, als Poeten gewesen zu sein, nur wenige von den rührend einfachen Versen, die sie ihren Weisen unterlegten, sind überliefert worden. Wie ganz aber all diese halb singende, halb

sagende Kunst aus der Geselligkeit, aus dem Gedanken trauter Gemeinschaft herausgeboren ist, zeigt noch deutlicher die Ausbildung der Tanzweisen, die einen großen Theil der Leistungen dieser ältesten, ganz rhythmischen Lyrik ausgemacht zu haben scheint.

Auch da, wo die Liederdichtung des späteren Mittelalters der Griechen ernsthafteren Zwecken dienen will, als dem geselligen Zusammensein, ist sie zu Anfang noch ganz getragen vom Geist der Genossenschaft; der Sänger, der die Spartaner in ihren messenischen Kämpfen begeistert haben soll, hat ausgesprochener Maßen seine glühenden Verse in den Dienst des tapferen Kriegervolkes gestellt.

Dennoch hat sich der Lyrik dieser Tage zuerst die Persönkeit entschleiert; die Poetenkraft all der großen Meister, die jetzt emporstiegen, des Alkman und Archilochos, des Alcäus, der Sappho und Anakreons ist doch nicht allein in den berückend weichen Formen zu suchen, in die sie die Sprache zu gießen wußten, sondern ebenso sehr in der königlichen Freiheit, mit der sie alles, was ihr Herz erfüllte, in Worten und Versen der Welt zu künden wagten. Alle wirklich persönliche Dichtung ist Selbstenthüllung, die Poesie naiver Zeiten weiß wohl große Thaten zu schildern und sie findet auch schon den Weg zu den allerelementarsten Regungen der Seele, man denke an das Epos vom Zorn des Achilles, aber sie weiß noch nichts von dem zergliedernden Spürsinn, mit dem die Dichter individuellerer Zeiten die Zuckungen des eigenen Herzens erlauschen. Es war schon viel, wenn Sappho ihre sehnsüchtige Liebesklage in dem Gebet an Aphrodite so ganz ohne Scheu in die Welt hineinsang, vollends wie ein Wiederhall aus tiefbewegtem Herzen und wie eine Vorahnung modernerer Seelendichtung nehmen sich die Zeilen aus, mit denen Archilochos seinem bekümmerten Gemüthe Trost zuspricht. Es ist das erste Selbstgespräch, in dem ein Poet seine Kämpfe mit dem Leben und die Leiden seines Inneren künstlerisch objektiviert, d. h. erst erkannt und dann der kühlen Beobachtung fremder Augen preisgegeben hat.

Gewiß, von da bis zu ganz moderner Subjektivität ist noch ein weiter Weg, aber eine lange Strecke von diesem Pfad, der von Homer zu Euripides führt, hatten die Lyriker des siebenten Jahrhunderts doch schon zurückgelegt. Einige von ihnen gehören noch ein wenig zur alten Zeit, so Theognis, wenn er neben den feurigen Liedern auf die schönen Jünglinge, die er liebte, in seinen Elegien doch auch der Dichter eines Standes wurde, der sinkenden Aristokratie seiner Tage. Da erscheint er wie der letzte Sänger des mittelalterlichen Genossenschaftsgeistes.

Fast wichtiger aber als diese Persönlichkeitsoffenbarungen, die nur dem Inhalt dieser Poesien angehören, sind die Neuerungen der Form. Allerdings, schon das frühmittelalterliche Epos hatte sein eigenthümliches Metrum ausgebildet und auch Jamben und Trochäen mochten längst im Volksgesange gebraucht sein, nun aber wurden die ersten künstlichen Maße erfunden: eine ganze Anzahl zierlich verschränkter Rhythmen kam auf. Der breit und etwas salopp dahinfließende Strom des Epos wird nun in die viel engeren und zugleich viel kunstvoller geleiteten Kanäle der Lyrik abgelenkt. Und wo die Redeweise und die Gleichnißformen des Epos zu einer Konvention geworden waren, da wurden diese Fesseln abgeschüttelt und aus den frischeren Quellen der lebendigen Sprache neue Redeformen geschöpft. Immer aber, gleichviel ob sie veraltete Formen brachen oder ob sie neue schufen, war in diesen Lyrikern ein Schöpferdrang wirksam, der stärker gewesen sein muß als der vieler nachfolgender Poetengenerationen. Denn diesen kam alle damals zuerst gewonnene Errungenschaft der Maß- und Sprachform zu Gute. Und solcher Schöpferdrang ist nur der Ausfluß starker Persönlichkeit.

Schwieriger ist es, die Entwicklung der bildenden Künste dieser Epoche für die Sozialgeschichte auszubeuten. Denn sie hat damals ihr Bestes in der Architektur geleistet, d. h. in demjenigen ihrer Zweige, der als am meisten an das Bedürfniß des Lebens gebunden, auch dem Wehen des geistigen Hauches der Zeiten am wenigsten nachgiebt. Immerhin fehlt es auch hier nicht

an leisen Zeichen für einen Parallelismus mit der Entwicklung des praktisch-sozialen Lebens. Falls man mit Recht annimmt, daß die Beschreibung des Schilds in der Ilias gegen Ende des achten Jahrhunderts abgefaßt ist, so wäre durch sie in jene Epoche ein plastisches Werk versetzt, das ein ähnliches Erstarken der Naturbeobachtung bezeugte, wie etwa Hesiods Gedichte. Denn eine Fülle von Scenen des Lebens in Krieg und Frieden seien, so schildert das Epos, auf diesem Meisterwerk dargestellt gewesen. Und mag auch da der singende Künstler das Werk des bildenden allzu eifrig gepriesen und über die Wirklichkeit hinaus gesteigert haben, so muß die Skulptur damals doch schon ein wenig über die primitiv-stilisierende Ornamentenkunst der voraufgehenden Zeiten hinausgedrungen sein. Und es mag erlaubt sein, diese ersten Wagnisse der Weltbetrachtung und Weltschilderung auch hier auf die sich regende Kühnheit starker Einzelmenschen zurückzuführen. Hier und da hatte sich sogar schon zuvor auch bei den Empfangenden eine größere Werthschätzung für die Individualität des einzelnen Künstlers gezeigt, an einzelnen Stellen beider homerischer Epengruppen finden sich bereits die Namen von Bildnern köstlicher Waffen und Hausgeräthe aufgeführt.

Und wenn im Laufe dieser Jahrhunderte an die Stelle der hölzernen und allenfalls mit Erz ausgeschmückten Kulthäuser der homerischen Zeiten der steinerne Tempel tritt, so kann dieses höchste Produkt griechischer Baukunst nur angesehen werden, als eine Manifestation flügelstarker Phantasie, die von der niederziehenden Schwere der Wirklichkeit und Nützlichkeit fort und empor zum freien Aether strebt. Die unerhörte Schönheit dieser an sich so einfachen und doch in ihrer Wirkung so sublimen Bauanlage ist nicht von heute auf morgen entstanden: schon der Holztempel des früheren Mittelalters scheint auf einen Unterbau gestellt und mit einem Säulenumgang umgeben worden zu sein, aber erst die Ausführung in Stein, die im siebenten Jahrhundert begonnen haben mag, gab dieser Urform Stil und scharfes Gepräge. Was diese Bauwerke so

köstlich macht, die freien Säulen, die zuletzt die Starrheit der ebenen Mauerflächen fast ganz verdecken, und die edlen Abmessungen, durch die man dem von ihnen getragenen Dachkörper, dem Architrav und seinem Friese, trotz aller lastenden Wucht ästhetischen Reiz zu geben wußte, dies Alles war in dem leichteren form- und profillosen Material der Holzzeit nicht möglich gewesen. Nur das Dach, das dritte wirkende Element in dieser so unsäglich klaren und leicht übersehbaren Komposition, mag schon zuvor ausgebildet worden sein, wie es denn auch in großen Tempeln hölzern blieb, selbst nachdem man sie sonst in steinerne verwandelt hatte.

Der dorische Tempel, das aller Vermuthung nach ältere Erzeugniß dieser spätmittelalterlichen Baukunst, ist das wundervollste Zeugniß ringender, Fesseln abstreifender Künstlerschaft, das sich denken läßt. Und es waren doppelte Bande, von denen sich damals die Kunst lösen mußte: zuerst die natürlichen, die alle lastende Erdenschwere dem Architekten unter allen Künstlern am drückendsten auferlegt. Seht ihn an den Poseidon-Tempel von Pästum: auf uns Spätlinge, denen sich schon hundert Filigranstile ins Auge gestohlen und mit ihren Formen, uns unbewußt, auf die Netzhaut eingegraben haben, wirkt er wie von Kyklopenhänden erbaut. Es ist als hätten die ersten Monumente großen Stiles, die man seit den nun längst verschollenen Zeiten mykenischer Baukunst nach einer langen Pause architektonischer Ermattung wieder aufrichtete, in ihrer Erdhaftigkeit nur da wieder beginnen müssen, wo jene aufgehört hatten. Die Säulen des dorischen Tempels wachsen so breit und so unvermittelt aus dem Unterbau, als entsprössen sie dem Boden, die Kannellierung der Säulen schont ihre starke, feste Rundung so sehr und gliedert sie so zurückhaltend, wie nur möglich. Echinus und Abakus, die abschließenden Endglieder am Kopf der Säule, vermitteln nur mit festen einfachen Konturen den Uebergang zu dem schweren Simsgebälk der Architrave und dies liegt so wuchtig und schwer auf, daß andere als so gigantische Säulen es nicht zu tragen vermöchten.

Noch stärker aber bringt das Mauerwerk des Tempelkerns den gewaltig lastenden Charakter dieser fest im Boden wurzelnden Bauart zum Ausdruck. Es ist als hätte man sich hier für die leichten strebenden Formen des Peripteros, des Säulenumgangs rechtfertigen wollen, der den starren Kern des dorischen Tempelbaus rings umschloß; denn hier kommt die starre Geschlossenheit ununterbrochener Mauerflächen doch zur Geltung. Das Dach selbst endlich mit seinem weitgespannten, stumpfwinkligen Giebel, ist so ruhig und breitet sich so weit und niedrig aus, als wolle es den himmelanstürmenden Trotz der Säulenstellungen doch wieder an die Erde fesseln.

Aber jeder einzelne von diesen Bautheilen ist schließlich ein Triumph gliedernder, verfeinernder, schmeichelnder Kunst über die Plumpheit der Materie. Die Schwere der gewaltigen Säulentambure hätte auch die überlegteste, raffinierteste Baukunst späterer Zeiten nicht folgerichtiger und zugleich nicht zielsicherer zu einem Theil wieder aufheben können, als durch diese unmittelbar vom Boden aufschießenden, unaufhaltsam emporstrebenden Kanäle in der Säulenschale. Man denke sich die Länge ihres Weges zu Beginn verkürzt durch die Plinthen und Basen des ionischen Stils und diese befreiende Wirkung wäre fast ganz dahin. Aehnlich wirksam aber ist das Verhalten des gesammten Säulenumgangs zu dem Kern des Gebäudes, der Tempelcella. Hat man wohl einmal darüber nachgedacht, daß hier ein ganz anderes Prinzip der Gliederung der Mauermassen waltet, als in fast allen andern Bauweisen späterer Zeiten? Vom römischen Palaststil ab haben Gothik und Renaissance, Barock und Roccoco, kein anderes Mittel der Belebung einer Fassade gekannt, als das der Durchbrechung, durch Fenster, durch Gesimse und hundert andere architektonische Hilfsmittel. Nur der romanische Stil macht in gewissem Maße eine Ausnahme. Hier aber behielt man, gleich als wollte man die Festigkeit der primitiven Grundlage nicht verlassen, die starre Mauerfläche bei, schob ihr aber den heiteren, durchsichtigen Säulenumgang vor. Man trennte gleichsam

die beiden Tendenzen der Festigkeit und der lebendigen Gliederung und ließ sie nebeneinander bestehen und wirken. Mag auch Klima und innerer Zweck dieser heiligen Gebäude die Bauweise in derselben Richtung beeinflußt haben, die ästhetische Wirkung ist doch unvergleichlich und muß, nach allen anderen Merkmalen des Stils zu schließen, auch seinen Baukünstlern als solche vorgeschwebt haben; hier haben sich Material und Kunst aufs beste ergänzt und aus der Noth ist eine Tugend geworden. Wer der Baukunst die Aufgabe zumißt, zuerst durch imposante Ruhe, dann erst durch maßvolle, wenn auch immer noch freie Phantasiebethätigung zu wirken, der wird durch die Getheiltheit der Mittel in diesem Stil so sehr wie durch keinen anderen befriedigt. Greifbarer und mehr an der Oberfläche liegt die belebende, den Stoff zwingende Thätigkeit der Künstler, wo sie die breite Fläche des Dachgebälkes theilt und sie in Architrav und Fries gliedert, denn die nicht mehr nur wuchtige, sondern ermüdende Breite dieses Steingebälks wird dadurch völlig überwunden und in Vergessenheit gebracht. Das Epistyl, der eigentliche Architrav, der der Gliederung der Säulen am nächsten benachbart ist und zunächst die Einheit der Fassade für das Auge sichern soll, bleibt ruhig, der Fries aber, durch die ornamentalen Triglyphen getheilt, öffnet seine Metopen bildnerischen Darstellungen, die buntes Leben hier zuerst zum Worte kommen lassen. Sie bereiten vor auf den Giebelfries, dessen noch weitere Fläche durch neue größere, nicht unterbrochene und zu einer Einheit zusammengefaßte Skulpturgruppen überwältigt wird und nun freierem Walten der Phantasie Raum gewährt. Weit unmerkbarer, aber deshalb vielleicht noch preiswürdiger hat die ordnende Kraft der schaffenden Künstler da sich bethätigt, wo sie im Kleinen und Kleinsten eher Mängel und Irrungen vermied, als Positives hinzusetzte. Auf gerade Linien und rechte Winkel ist dieses System gebaut, aber die Pedanterie und Steifheit, der es bei konsequenter Durchführung dieses Prinzips verfallen wäre, hat es fein und klug zu meiden gewußt: so wenn es die

Säulen sich merklich nach oben verjüngen ließ, wenn es die Wände des inneren Tempelbaus, der Cella, nach oben rückwärts, das Gebälk der Architrave in der Mitte nach einwärts und an der Unterkante zugleich nach oben ein wenig zurückbog. Die köstlichste, in Wahrheit ätherisch zarte Wirkung dieser Bauwerke aber ist die Musik ihrer Formen, die die Harmonien ihrer Abmessungen und Verhältnisse nun schon fast hundert Geschlechtern der um sie wandelnden Menschen zugesungen haben. Damals zuerst sind Verhältnisse zwischen Stärke und Länge der Säulen, zwischen Breite und Länge der Bauten, zwischen der Höhe der Säulen und der Breite der Architrave gefunden worden, deren Abgewogenheit noch heute, nach zweieinhalb Jahrtausenden als unübertrefflich gilt, — von vielem Anderen zu geschweigen.

In jedem Kampf ist der erste Sieg der schwerste und die Baumeister des dorischen Stiles haben ihn davongetragen. Der Feind aber, den sie niederrangen, war nicht nur die Plumpheit und Sprödigkeit der Materie, sondern ebenso sehr auch die Gewalt der Tradition. Denn was sie auch an Mustern und Anregungen der orientalischen, in Sonderheit der ägyptischen Kunst vorfinden mochten, es neigte sich mehr der Erde zu, als dem freien Aether, dem sie zustrebten. Man hat im Peloponnes die Reste uralter Pyramiden gefunden, aber athmeten sie nicht den Geist der Schwere, der ungeheuren Ebene, der afrikanischen Wüste aus? Waren hier nicht fast so viel neue Hindernisse, als Förderungsmittel gegeben? Sie zu überwinden, bedurfte es vielleicht ebenso starker Kraft, als um der Materie selbst Herr zu werden. In jedem Fall aber war es die starke Persönlichkeit, die den Sieg davon trug; kein Architekten-Name ist aus diesem dorischen Zeitalter zu uns hinüber gerettet, und doch waren es die größten Baumeister aller Kunstgeschichte, von deren Schaffen diese Werke erzählen. Wer diese Tempel betrachtet und der Jahrtausende gedenkt, die von ihrem Vorbild gezehrt haben, der wird inne, daß ihre Urheber die τύραννοι des geistigen Lebens ihres

Zeitalters gewesen sein müssen, an Wuchs des Genius nicht geringer, als ihre Zeitgenossen auf dem Herrscherthron.

Unabhängig von diesem eigentlichen Stil des späten griechischen Mittelalters ist in den kleinasiatischen Kolonien sein ionischer Nebenbuhler emporgekommen, ohne doch in diesem Zeitalter das Mutterland zu erobern. Er änderte das alte Verhältniß von Höhe und Breite der Tempel zu Gunsten der Höhe; die Säulen wuchsen ihm unter den Händen, sie wurden schlanker und zierlicher und um sie leichter dem Boden entsprießen zu lassen, schob man ihnen Basen und Plinthen unter. Oben aber trugen gefällig geschwungene und verschnörkelte Kapitäle die Last des Quergebälks, an Stelle des schweren Echinus und Abakus der dorischen Bauart. Leichter und freier als der dorische, erscheint er wie dessen Steigerung und Verfeinerung, ohne daß er ihn doch irgend in den Schatten zu stellen vermöchte. Ja, wer das Wesen der Architektur in Kraft und Ruhe und in edlem Maß des Formentriebes sucht, wird ihn für die graziösere, aber nicht für die größere Bauweise halten. Neben dem herben Quattrocento der dorischen Kunst nimmt er sich ein wenig aus, wie eine anmuthigere, aber minder starke Spätkunst. Er ist westasiatischer Herkunft und vermuthlich nur in seiner Ausbildung Griechenwerk.

Man betrachte nur die typischen, ionischen Basen mit ihren endlos gehäuften Wulsten und Hohlkehlen; hier zeigt sich schon eine Steigerung der Formengliederung, die ein barockes Element in sich trägt. Und wenn der Torus — so hieß eben der untergeschobene Wulst — wie am Heratempel zu Samos[1]), nun nicht nur fast so viel Kanäle in der Horizontale erhält, wie die Säule in der Vertikale, sondern auch noch nach einwärts ausgeschweift wird und darüber eine ähnlich profilierte, aber nach außen ausgebauchte Lage von Wulsten angeordnet wird, so zeigt sich schon ein offenbarer Ver-

[1]) Vgl. Fig. 163 bei Durm, Die Baukunst der Griechen (Handbuch der Architektur II; 1892), S. 243. Ueber Ursprung und Jugend des ionischen Stils vergl. ebenda S. 237 f.

fall der Formensprache, ein Uebermaß von Wirkenwollen, ein Zuviel der Kontur, das dem innersten Wesen der Architektur widerspricht und das vielen Zeitaltern geistig unselbständiger Epigonenkunst verderblich werden sollte. Der ionische Stil ist vielfach dieser Auswüchse wieder Herr geworden, aber die Schneckenschnörkel seiner Kapitäle blieben und sie athmen zumal in nimmer müder Wiederholung mehr süße, allzusüße Glätte, als herbe Kraft. Daß aber auch hier, ja hier vielleicht noch erfolgreicher, der kühne Wagemuth der Phantasie und einer ganz individuellen Schöpferkraft sich regte, wird Niemand verkennen dürfen. Der ionische Stil ist noch moderner, bedeutet ein noch freieres Sichlosreißen des Einzelnen von den Fesseln der Materie und des Herkommens. Und es darf nicht irre machen, daß er, wie es scheint, fast gleichzeitig mit dem dorischen aufkam. Denn es geschah in den kleinasiatischen Kolonien, die die Anregungen des Orients nicht nur viel zahlreicher und in viel bunterer Mannigfaltigkeit erhielten, sondern auch in mehr als einem Stück in diesem Zeitalter dem Mutterland als Kulturpioniere vorangegangen sind. Für die persönlichkeitsgeschichtliche Deutung dieses Stils, als einer besonders ausgesprochenen Regung individualistischen Dranges aber ist vielleicht bezeichnend, daß aus dem sechsten Jahrhundert die Namen einiger ionischen Architekten auf uns gekommen sind, während die der großen Meister, die den ersten dorischen Tempel geschaffen haben, auf ewig in Nacht und Dunkel verschwunden sind.

Der Aufschwung der Baukunst ist nicht ganz ohne Nachwirkung auf die andern Künste geblieben. Die Tönung der Tempelfassaden, die man mit Stuck zu überziehen liebte, mußte den Farbensinn reizen, der freie Raum der Metopen und der Giebel lud zur Ausfüllung mit Reliefs. Und in der That scheinen die ersten, weiter reichenden Anläufe der griechischen Skulptur schon in das sechste Jahrhundert gefallen zu sein. Und da sie von noch viel stärkeren orientalischen, ägyptischen und assyrischen Einflüssen und Vorbildern zuerst gehoben, aber sogleich auch gehemmt wurde, so ist hier der-

selbe Kampf der die Flügel regenden Persönlichkeit gegen Stoff und Ueberlieferung gekämpft worden. Die Skulptur und Vasenmalerei haben diese Hindernisse gewiß nicht mit demselben großen Erfolge überwunden, sie scheinen noch in den technischen Schwierigkeiten aller beginnenden Bildnerei und Zeichnung befangen geblieben zu sein, aber ihr Wagen war trotzdem kühn und hat die Voraussetzungen für alle spätere Kunstreife erst geschaffen. Auch Einzelnen unter den glücklichsten Bildhauern ist es gelungen, ihren Namen aus dem Dunkel der Vergangenheit zu retten. Es zeigt sich schon in dieser Epoche, daß von allen Künstlern der Baumeister sein Werk am schwersten mit seiner Persönlichkeit verketten kann: noch heute bringt ihr Name ja nicht halb so weit, wie der eines Malers oder Bildners, und wir gehen an einem Palast zehn Mal vorüber und freuen uns seiner, ohne nach dem Architekten zu forschen, da wir doch kein Bild ansehen, ohne uns seinen Urheber nennen zu lassen. Denn zuletzt verblaßt ja alles, was jene Periode geschaffen hat, vor ihrer Architektur — auch dies freilich keine Ausnahme von der Regel. Denn aller archaischen Kunstübung wird die Gestaltung der großen, breiten Formen der Architektur leichter, als die der feineren, die Bild und Bildwerk vom Künstler fordern. Dort überwiegt die Linie, das Ornament, die Kontur; hier aber gilt es das schwere Werk der Nachbildung von Mensch und Thier zu leisten. Nur die dekorativen Künste des Zeitalters scheinen deshalb auch in etwas sich mit den Triumphen der Architektur messen zu können. Die wundervoll edlen, zart geschwungenen Linien der Vasen und vieler Geräthe, deren süße und doch nicht süßliche, sondern sicher abgegrenzte Formenakkorde alle spätere antike Zierkunst beibehalten hat und deren Grundnoten noch in aller Renaissancedekoration nachtönen, sind doch wohl damals im Wesentlichen entstanden.

Nichts ist bezeichnender für das innerste Wesen der hellenischen Kultur als der innige Zusammenhang, in dem die Entwicklung ihrer Kunst und die ihres Glaubens mit einander

stehen. Schon die ältesten Göttervorstellungen, die personifizierter Naturkräfte, konzentrieren sich wohl in materielle Gegenstände und ein Fluch des Fetischismus klebt dieser Verehrung von Bildern aus roh behauenen Steinen, in die man die Götter herabgelockt hat, an; aber sehr schnell hat die bildende Kunst diese Figuren kunstvoller, immer menschenähnlicher gestaltet und an jenen vergotteten Naturgewalten hat schon die Dichtung des frühen Mittelalters, des homerischen Zeitalters, rasch denselben Prozeß fortschreitender Anthropomorphisierung vollzogen. Sicher haben dieser Einwirkung noch ältere Sagen und Mythenbildungen vorgearbeitet, aber man kann nirgends deutlicher als hier verfolgen, daß Religion und Kunst nur zwei verschiedene Zweige desselben Stammes sind — der menschlichen Phantasie. Denn während in älteren Zeiten religiöses, dichterisches, bildendes Schauen unklar in einander verschwimmen, zeigt das homerische Zeitalter Männer am Werke, die wirklich nur Dichter, nicht mehr dichtende Priester sind, wie sie der religiösen Glaubenswelt neue Gegenstände der Verehrung, neue oder gewandelte Götter schaffen. Und die Künstler folgen den Dichtern nach; wie jene die geistigen, so gestalten sie die körperlichen Bilder der Götter um. Für die Eigenart des griechischen Volkes ist die heitere Welt von Menschengöttern, die da entstanden ist, unsäglich charakteristisch, aber für die sozialgeschichtliche Deutung und Abstufung der Zeitalter bleibt zunächst nur wichtig, daß der Glauben Jahrhunderte lang auch diesen so offensichtlich von Menschenhand gebildeten Göttergestalten treu blieb. Niemals freilich scheinen die Griechen dieser Zeiten sich vor ihren Gottheiten so tief gedemüthigt zu haben, wie die Semiten und die Germanen, nachdem sie das religiöse Erbe des jüdischen Volkes angetreten hatten, dazu waren sie viel zu sehr von heiterem Erdensinne und frohem Sinnengenuß beherrscht. Sie haben bis dahin kein übermächtiges, anmaßendes Priesterthum aufkommen lassen, sie haben sich bis dahin noch nicht die Lust am Dasein verbittert durch die Vorstellung eines übleren oder besseren Fort-

lebens nach dem Tode — im Grunde ist ja die Annahme eines gesteigerten Seins, irgend eines Himmels, fast ebenso erdfeindlich, wie der noch niederdrückendere Gedanke einer ewigen Pein. Der griechische Glaube von einer schattenhaften Fortexistenz der Psyche ist noch ganz neutral und enthält keine Vorstellungen von ewiger Strafe. Noch hatten sich die Griechen auch keine systematische Theorie von Lohn und Strafe aufgebaut, wenn sie auch wohl den Zorn der Götter und die Verhängung irdischen Unheils in bestimmten Fällen schwerer Vergehung fürchteten. Trotzdem haben sie in diesen einfacheren Zeiten des ausgehenden Mittelalters noch mit einfältigem Glauben an ihren Göttern gehangen und sie haben ihn durch mannigfachen Aberglauben ausgestattet, der nicht vernünftiger, wohl aber anmuthiger war, als der der meisten anderen Völker. Und so entsprach der sonstigen Geschlossenheit des Lebens auch in diesem Punkt eine nicht beklemmende, aber immerhin wohl eingegrenzte Enge der Geister. Auch an zahlreichen Kultgenossenschaften, die das greifbare Mittelglied zwischen der sozialen, korporativen und der geistigen religiösen Gebundenheit darstellen, fehlte es nicht.

Doch im sechsten Jahrhundert ist hier eine Aenderung eingetreten, die äußerst merkwürdig ist. Es scheint, als hätte die poetische Willkür, mit der die Dichter den Götterkreis immer willkürlicher, zuletzt fast novellistisch ausgestalteten, die Gemüther dem überlieferten Glauben etwas entfremdet, oder sie doch soweit erkältet, daß man sich nach neuen, gemüthstieferen, stärker anregenden Diensten sehnte. Da entwickelte sich nun aus den ältesten primitivsten Götterkulten, die halb noch der Stufe roher Naturreligion angehörten, eine neue, mystische Religion, die ganz anders geartet war. Der Dionysosdienst mit seinen Mysterien und der aus ihnen entspringenden orphischen Gotteslehre ist ein erstaunliches Gemisch von derbem Naturdienst und weitausgreifender Spekulation, von tiefer Mystik und thörichtem Aberglauben, von pantheistischer Philosophie und einem quälenden Jenseitsglauben, von wildem

Sinnenkultus und asketischen Bußgelüsten. Es war, als wären alle guten Geister der Erdfreude vom Griechenthum gewichen; der Begriff der Sünde und der der Strafe nach dem Tode hatte nun doch bei ihm Eingang gefunden, selbst in die Odyssee sind diese Schauergemälde von späteren Dichtergenerationen eingeschleppt worden. Man machte sich das Leben schwer mit Fasten und aberwitzigem Tagewählen, man führte Weihen und Mysterien ein, man begann sich ein sakrosanktes, abergläubisches Priesterthum heranzuziehen, man glaubte an ewige Strafen in dem Sumpf des Tartaros oder in der Form der Seelenwanderung und an ewigen Lohn in Gestalt einer Aufhöhung und Steigerung der alten Hadesvorstellung, man grub sich in einen religiösen Pessimismus ein, der die Erde für einen Sündenpfuhl und die Menschen für Schatten erklärt, die unfähig seien, Gutes von Bösem zu scheiden. Ja man ging soweit, den Gott, den man zwar nicht alle anderen verdrängen ließ, den man aber vornehmlich verehrte, zu einem duldenden zu machen: hier zum ersten Mal ist in den Leiden des Dionysoskindes das Martyrium eines Gottes verehrt worden. Aber auch jetzt noch bewährt sich die wunderbare Gestaltungskraft der griechischen Phantasie; man fand für die neue Mythologie, die man ersann, die köstlichsten Wunder symbolischer Religionsdichtung: man sang von der Mutter Nacht und ihrem Gespräch mit Zeus und wie jede Mystik gelangte auch diese zu großartig-pantheistischer Gedankenpoesie.

Die soziale Deutung dieses welthistorisch denkwürdigen Vorganges wird doch sehr vorsichtig vorgehen müssen. Gewiß hat sich auch in ihm die so stark sich anbahnende Tendenz des folgenden Zeitalters geregt: das Individuum suchte nach einem engen und persönlichen Verhältniß zu den göttlichen Gewalten, wie es ihm die älteren Kulte nicht boten und wie es diese wie jede andere Mystik zu verschaffen versprach. Aber der geistig-reaktionäre, mittelalterliche Zug der Bewegung trügt doch nicht, auch wenn es sich um die soziologische Interpretation handelt. Eine Religion, die den Menschen so tief

vor der Gottheit demüthigt, ist der starken Persönlichkeit nie förderlich; es kann sich nur um eine Manifestierung massen-individualistischer Triebe handeln. Darauf deutet vor Allem die Nivellierung aller, auch der starken Menschen, vor den überirdischen Gewalten, die alle solche Anschauung voraussetzt und die der Dichter aufs greifbarste symbolisiert hat, wenn er auch den gewaltigsten der Sterblichen, Herakles, in der Unterwelt als ein Sinnbild der Eitelkeit alles Erdenschaffens schildert. Ein so gedämpfter, nur nach demüthiger Hingebung schmachtender Individualismus hebt sich selbst auf und in der That weist die Bewegung auch in eigentlich sozialer Hinsicht reaktionäre Merkmale auf: sie bedeutete doch unzweifelhaft eher eine Stärkung als eine Schwächung des korporativen Zusammenhalts der Kultgemeinschaften. Das Sekten- und Mysterienwesen, der esoterische Charakter dieser Religion, die ihre Dienste nächtens zu begehen liebte, schloß ja die Genossen des neuen Glaubens, der sich überdies noch vielfach spaltete, sicherlich weit enger zusammen als die alten Götterdienste.

Doch eben über diese Vereinzelung ist die Bewegung nicht hinausgekommen, sie war und blieb eine Unterströmung die sich damals und später vielfach auch an der Oberfläche geltend gemacht hat, die aber, ungriechisch, wie sie ihrem innersten Wesen nach war, niemals die Herrschaft über den ganzen Fluß der hellenischen Kultur gewonnen. Und man hat sicherlich mit Recht angenommen, daß das stärkste Hindernis für eine solche Wendung die fast gleichzeitig entstandene Wissenschaft dieses überreichen Volkes gewesen ist.

Nicht als ob die großen Denker, die damals zuerst die Wirklichkeit zu beschauen begannen, irgendwie der überlieferten Religion der Väter zu Hilfe gekommen wären. Im Gegentheil: sie haben sie schnell genug bekämpft, aber indem sie eine ganz rationale, unreligiöse Weltanschauung verbreiteten, mußten sie dem aufkommenden Mysticismus noch viel mehr Abbruch thun.

Wie gewaltig die geistige Leistung jener Männer war, ist kaum zu sagen. Daß sie Dinge fanden, die heute jedem

Kinde mitgetheilt werden, erschwert diese Würdigung ebenso sehr, wie der Umstand, daß die Geschichtsschreibung gerade diesen elementarsten Fortschritten gegenüber in Gefahr ist, für sie nicht den ihrer Wichtigkeit angemessenen Nachdruck des Tones, nicht die nötige Stärke des Accentes anzuwenden. Man hat früher zwar sehr oft und eingehend von diesen ältesten Forschungen berichtet, aber man hat bis vor kurzem zumeist durchaus nicht eindringlich genug darauf hingewiesen, daß es sicher viel mehr Denkkraft erforderte, diese ersten Schritte zu thun, als sehr viele spätere. Wer von den großen Menschen, die für das Gebäude menschlicher Forschung den Grundriß entworfen haben, nur mit derselben äußerlich eifrigen, innerlich im Grunde etwas gleichgültigen Sorgfalt spricht, wie von den Kleinmeistern, die später hier oder dort einen Stein herzugetragen haben, nimmt im Grunde jenen ebenso viel Ehre, wie er diesen zu viel anthut. Wenn diese Forscher die ersten Elemente der Himmelskunde und der Geometrie fanden, so erscheint heute klein, was sie leisteten, und kindisch, worin sie noch irrten, aber es bedurfte trotzdem des höchsten Scharfsinns, auch nur so weit hinauszukommen über den irreführenden Augenschein und den Wust altüberlieferten und geheiligten Aberglaubens. Dazu dann das Erwachen der Skepsis den halb poetischen und halb religiösen Mythologien gegenüber, zuweilen in naiv-nüchternem Rationalismus, wie bei Hekataeos, der die Fabeln Homers und Hesiods verwarf, zuweilen in willkürlich phantastischer Vermittelungstheologie, wie bei Pherekydes, der zwar die alten Mythen beiseite schiebt, aber neue, etwas rationalere an ihre Stelle setzen will, zuweilen in monotheistischer, dem Pantheismus entgegenführender Läuterung, wie bei Xenophanes, der nicht nur gegen die Vielgötterei eifert, sondern auch schon gegen die Menschenähnlichkeit des von ihm postulierten höchsten Gottes protestiert. Was Wunder, daß diese geistige Bewegung sich zuletzt sogar gegen sich selbst, gegen das Schauen und Denken gekehrt hat, wenn Parmenides, als der erste von Erkenntnißtheorie ausgehende Metaphysiker, Zweifel

in die Ergebnisse der Sinne setzt und nur der Vernunft vertrauen will, indem er meint, daß sie dem Seienden, dem ewigen und unvergänglichen Grundstoff alles Wirklichen am nächsten komme und wenn Zeno auf diese Skepsis seine nicht eben sehr fruchtbare, ja oft aberwitzige, aber formal starke Dialektik aufbaute.

Zu dem umfassendsten Denken über die Dinge aber gelangte Heraklit. Seine spekulative Physik war in ihren Grundzügen zwar noch sehr phantastisch und willkürlich, aber wenn sie von der Beweglichkeit der allerkleinsten Bestandteile der Dinge sprach und wenn sie von der Hypothese einer feurigen Urgestalt der Erde ausging, nahm sie einige der allgemeinsten Ergebnisse der um zwei Jahrtausende späteren empirischen Naturforschung vorweg. Der pythagoreisch-nietzschische Gedanke der ewigen Wiederkehr alles Seienden taucht in seiner Idee des Weltjahres im ersten Keime auf und seine allgemeine Naturerkenntniß drang nicht nur zu der Idee des fortwährenden Fließens und Sichwandelns aller Dinge, sondern von da, viel weiter, zu dem Begriff der Gesetzmäßigkeit alles Geschehens vor — eine Ueberzeugung mit der er manchen Gelehrten noch unserer Tage überholt hat. Seine Erkenntnißtheorie findet das erste und wichtigste Fundament aller systematischen Wissenschaft, die Voraussetzung für Vergleich und Typus, Induktion und Abstraktion in den Satz: „Wer vernünftig reden will, der muß von dem ausgehen, was das Gemeinsame in Allem ist!" Ihm erschloß sich die tiefe Einsicht in die komplementäre Natur aller Gegensätze, zu der jede, aber auch jede logische Durchdringung der Wirklichkeit heute[1] wie zu allen Zeiten führt. Und er war endlich der erste unter den Philosophen der es wagte von seinen Naturbeobachtungen Schlüsse auf das Leben der Menschheit zu ziehen, und da er, wie selbstverständlich,

[1] Man vergleiche als ein naheliegendes Beispiel die obigen Ausführungen über Persönlichkeitsdrang und Gesellschaftstrieb (I S. 110), über Idealismus und Realismus in der Kunst (I S. 173 f.), über empirische und induktive Wissenschaft (Bd. I S. 237).

ihre gesellschaftlichen Beziehungen in Betracht zog, wurde er der erste Soziolog und Ethiker in der Geschichte der griechischen Philosophie. Ueber die Tiefe dieser seiner Schlußfolgerungen kann man sich nicht genug verwundern. Das „Alles fließt" seiner Naturerkenntniß wird ihm der Ausgangspunkt für den ersten starken Protest, der allem Historismus, allem Vergangenheitskultus entgegengeschleudert worden ist. Er behauptet die Nothwendigkeit und die Berechtigung des Wandels aller menschlichen Institutionen und Meinungen. Und die Relativität aller Gegensätze führt diesen revolutionären Denker dazu, wie alle Unterschiede so auch den von Gut und Schlecht zu leugnen. Als Soziologe und Staatstheoretiker aber hat er schon den Lieblingsgedanken Kantischer Gesellschaftsanschauung, daß der Streit die Menschheit fördere, aufgestellt.

Eine Uebersicht über diese ältesten Ergebnisse griechischer Forschung läßt in einem modernen Betrachter leicht den Gedanken aufkommen, als sei ihr wesentlicher Kern in den zwar sehr fragmentarischen, doch immerhin weitführenden positiven Einsichten in Wirklichkeit und Naturbeschaffenheit zu suchen. Die, wenn nicht nothwendige, so doch naheliegende Folgerung aber wäre, daß diese Resultate auf dem Wege empirischer Wissenschaft gefunden wäre. Und doch käme man so zu dem denkbar irrthümlichsten Schlusse: jene Erkenntnisse des Naturgeschehens waren wohl gewaltige Errungenschaften des Denkens, aber die Methoden, mittelst deren man zu ihnen vorgedrungen war, waren noch wichtiger, denn sie eröffneten die Aussicht auf noch sehr viel weiter reichende Eroberungszüge der Forschung, und sie waren zum größeren Theile deduktiver Natur. Hier und da konnte man an die von den viel älteren Kulturvölkern Vorderasiens und Nordafrikas überlieferten Ergebnisse ganz konkreter Einzelforschung anknüpfen und selbst manches spekulative Element dieser Philosophen mag von dorther Nahrung gezogen haben, wie etwa Heraklits Lehre vom periodischen Weltuntergang aus der babylonischen Theorie der Weltjahre. Aber in allem Wesentlichen scheinen diese ersten großen Ge-

lehrten, deren Namen die Kulturgeschichte aufbewahrt, doch selbständig gewesen zu sein, und ihre Methode — das ist wichtig für die Beurtheilung der Wissenschaftsentwickelung — war überwiegend deduktiv und spekulativ. Wie jede Deduktion, so konnte auch die ihre, nicht gewisser empirischer Ausgangspunkte entbehren, aber ihre Systeme, wie die meisten ihrer einzelnen Lehren erhalten ihr charakteristisches Gepräge durch die Kühnheit, mit der hier auf dem Grund einer sehr schmalen Erfahrungs-Unterlage hohe Bauten menschlicher Wissenschaft aufgerichtet wurden. Und dieser konstruktive Grundzug zeigte sich auch da, wo man der Beobachtung am nächsten blieb: jener Heraklitische Satz von der höheren Geltung aller allgemeinen Eigenschaften der Dinge birgt im Keim schon alle Grundsätze einer systematischen Methode. Diese Wissenschaftslehre vertritt also auch da, wo sie für die Empirie sorgt, den aufwärts, zur Deduktion führenden Zug; denn alle Systematik hebt die empirische Forschung wenigstens über das Stadium der rohen Beschreibung hinaus. Der leidenschaftliche Heraklit ist sogar bis zu einer freilich gehässigen Mißachtung alles Vielwissens vorgeschritten; was er unter dem Namen der Polymathie geißelt, das sind die doch wahrlich bescheidenen Anfänge empirischer Wissenschaft, die zu seiner Zeit erst vorlagen. Was hätte er wohl zu den Alexandrinern oder den Deskriptoren des neunzehnten Jahrhunderts gesagt!

All' solche Wissenschaft ist subjektiver Natur, ist schon ihrer geistigen Grundrichtung nach ein Erzeugniß starken Persönlichkeitsdranges, aber auch was von direkten sozialen Wirkungen und Anwendungen dieser Lehren überliefert ist, spricht für diese ihre Richtung. Heraklits Stellungnahme ist auch hier die ausgesprochenste: er war nicht nur als Staats- und Gesellschaftstheoretiker der feindseligste Verächter des großen Haufens, sondern hat auch in der Praxis als harter Aristokrat die Demokratie seiner ephesischen Mitbürger mit schlimmen Scheltworten angegriffen.

Die geistes- und schließlich auch sozialgeschichtlich wichtigste

Folge dieser wissenschaftlichen Bewegung war die Zurückdrängung jener neuen religiösen Strömung[1]), die gegen Ende des Mittelalters das griechische Volk einen Augenblick so stark hinzureißen begann, daß fast die Neugründung einer Religion, ja vielleicht einer Kirche nahe schien. Wer da weiß, wie viele von den Bausteinen, aus denen der hohe Dom des christlichen Dogmas und des christlichen Kultus errichtet worden ist, hellenisch-mystischen Ursprungs sind, kann wohl zu dem Gedanken kommen, es hätte sich auch bei den Griechen ein neuer religiöser Verband von unerhörter Geschlossenheit bilden können. Hier und da sind nun auch die beiden, einander ursprünglich so entgegengesetzten Bewegungen in Verbindung getreten; der Pythagoreismus, das wunderbarste Erzeugniß eines zugleich wissenschaftlichen und religiösen Schauens steht mit seinem Gemisch von großartig mathematisch-physikalischen Entdeckungen und Induktionen und von abergläubischem Mystizismus auf der Grenze zwischen beiden. Immerhin mag wenigstens zu Anfang in ihm das selbständige Element der wissenschaftlichen Forschung überwogen haben; die Anhänger des Philosophen haben in ihrer ordensmäßigen Organisation, ähnlich wie Heraklit, Partei für die Aristokratie genommen. Aber wie ihr Glauben an den Mysterienkult anknüpfte, so trachtete auch ihr Zusammenschluß die sozialen Traditionen des korporativen Mittelalters von Neuem zu beleben und deshalb hat die demokratische Strömung des nächsten Zeitalters wenig mehr als trümmerhafte Sektenbildungen des Pythagoreerthums übrig gelassen. Heraklits Meinung, daß von dem neuen Mysterienwesen so wenig zu halten sei, wie vom Bilderdienst der Väter ist auch hier das für die Zukunft entscheidende Stichwort geworden. Und es war selbstverständlich, daß vor ihr auch das Zwitterwesen der pythagoreischen Lehre keine Gnade fand.

Eine wunderbare Verflechtung der Gegensätze: die starken Menschen, die die Träger dieser entscheidenden geistigen Be-

[1]) So E. Meyer II S. 751.

wegung waren, bekämpfen ganz folgerecht die neue religiöse Lehre, die dem Schwachen und Kleinen zu Hilfe gekommen wäre, die den Individualismus der Masse gefördert haben würde, und hierin sind sie siegreich, sie ersticken den neuen Glauben im Keime. Und es war ebenso konsequent, wenn sie sich im Staatsleben auf die Seite der Aristokratie stellten: denn an ihr mochte sie nicht der korporative Zug und auch am letzten Ende, trotz mannigfacher entgegengesetzter Versicherungen nicht die alte Autorität dieser überlieferten Ordnung anziehen, das hätte Beides ihrer Grundrichtung nicht entsprochen. Was ihr kongenial an der Aristokratie war, war vielmehr die Ausbildung starker, herrschender Persönlichkeiten. Sie mußte einem Mann, wie Heraklit, im Innersten sympathisch sein, ihm, der selbst seinem Denken die dunkle Form gab, um es der Menge unzugänglich zu machen. Jedoch die Gesellschaftsform eines jeden Entwickelungsstadiums ist an gewisse geistige Begleiterscheinungen gebunden, eben weil diese den gleichen soziologischen Keim haben wie jene und man kann nicht willkürlich die soziale Ueberlieferung annehmen und die geistige oder die religiöse verwerfen. Das aber versuchten diese großen Forscher: sie wollten die staatliche Autorität der Aristokratie erhalten und die religiöse der alten Götter zerstören. So ist zu erklären, daß ihr Werk gelang, soweit es negativer Natur war; in einem engen, aber geistig einflußreichen Kreis ihres Volkes haben sie den Glauben an den homerischen Götterkreis ebenso zerstört wie sie den orphischen Kulten den Lebensfaden abgeschnitten haben; aber die Aristokratie konnten sie nicht aufrecht erhalten. In gewissem Maße gleichen auch sie den Tyrannen im politischen Leben, denn diese gingen nicht nur aus der Aristokratie hervor, sondern dachten auch sicher viel weniger an das — schon im Kern demokratische — Staatsprinzip, dem sie faktisch oft dienten, als an den Grundgedanken aller Aristokratie: die Durchsetzung des starken Einzelwillens mächtiger Persönlichkeiten.

Wie herrlich aber war, trotz aller solcher Widersprüche

dies Zeitalter! Wohl sah es die Institutionen und die Meinungen einer wahrlich auch großen Vergangenheit zur Rüste gehen und es hat viel dazu beigetragen, ihr Absterben zu beschleunigen, aber es fehlte ihm nicht am zäh beharrenden Festhalten alter Ueberlieferungen und vor Allem nicht an gewaltigen Neuerungen. Im staatlichen wie im geistigen Leben blieben die unteren Fundamente noch unerschüttert. Die Möglichkeit eines völligen Gegensatzes zwischen den oberen und niederen Schichten eines Volkes und eines Zeitalters tritt hier zum ersten Male sehr deutlich zu Tage. Die alte korporative Gliederung blieb bestehen und der alte Glauben, auch wohl die alte naive Unwissenheit der Menge war nicht erschüttert. Aber auf den Höhen, wie in den Niederungen der Nation erheben sich neue geistige, neue soziale Mächte.

Einmal regt es sich von unten: im wirthschaftlichen, sozialen, politischen Leben kommt der demokratische Gedanke empor und das Mysterienwesen mit seiner leidseligen Parteinahme für die Schwachen unter den Göttern und den Menschen nimmt sich aus wie eine demokratische Religion, die im Innern des alten Kultus entsteht, ihn zu sprengen und durch Revolution zu verderben droht. Ja zuweilen kam es zu einer Vereinigung beider Bewegungen: hier und da hat die Tyrannis als Trägerin und Wegebahnerin der Demokratie sich der orphischen Kulte angenommen und zu ihren Gunsten die älteren Götterdienste eingeschränkt[1]); es giebt kein Faktum, der den innern Zusammenhang dieser beiden konkreten Bewegungen, wie der sozialen und geistigen Entwickelung überhaupt, besser offenbaren könnte.

Weit stärker aber sind die Erschütterungen, denen der altüberlieferte Bestand der Institutionen und Meinungen von obenher ausgesetzt ist. In Staat und Wirtschaft wagen starke Einzelne die alten genossenschaftlichen Bande zu lockern und den bis dahin allgewaltigen Adelskorporationen das Gesetz

---

[1]) Gompertz, Griechische Denker I (1896) S. 111.

ihres eigenen stärkeren Willens aufzulegen. Glückliche Kaufherren, die sich ein übermächtiges Vermögen gesammelt, und Aristokraten, die die Ueberlieferung des eigenen Standes durchbrochen und den Adel, dem sie noch eben angehörten, unterworfen haben, erneuern sie die alte Monarchie. Aber, da sie kein ererbtes Recht und keine altüberlieferte Verfassung schützt, müssen sie immerdar auf der Wacht stehen, müssen Schwert und Thatkraft scharf erhalten, um nur von dem steilen Gipfel, den sie erst eben erklommen haben, nicht gestürzt zu werden, der murrenden Aristokratie oder einem neidischen Nebenbuhler zum Opfer zu fallen. Wahrlich es war nie vorher und nie nachher gefahrvoller, aber auch nie kühner und größer König zu sein!

Noch Gewaltigeres aber begiebt sich in den Reichen des Geistes. In Kunst und Wissenschaft stehen überstarke Persönlichkeiten auf, geben sich ganz den Eingebungen ihrer inneren Stimme hin, und lassen sich aufwärts tragen von ihrer bildenden und bauenden Phantasie. Sie errichten Tempel und überwinden die Schwere des noch eben so drückenden Stoffes, sie singen und sagen von Liebe und Leid ihres Innersten und überwinden die Starrheit des eigenen, noch eben so stummen Herzens; sie locken der Natur ihre Geheimnisse ab und überwinden die Last der alten noch eben so unlösbar erscheinenden Welträthsel. Ueberall setzen sie die starke Kraft ihres herrischen Ichs ein gegen die großen Gewalten des Lebens und sie werden auf Schlachtfeldern Sieger, auf denen bis dahin noch Niemand auch nur zu fechten gewagt hatte. Ueberall brechen sie die Traditionen, in denen sich die Demuth und die Schwäche der Völkerjugend noch zu Bundesgenossen der so viel stärkeren Mächte der Natur gemacht hatte. Ueberall sind ihre Erfolge nicht nur Erfolge des Geistes, sondern eben so sehr eines starkwilligen Persönlichkeitsdranges. Ueberall triumphieren sie durch die fessellosefte, die willkürlichste, die persönlichste der Geisteskräfte — die Phantasie.

Zwischen den beiden Bewegungen der Neuerung, der

dumpfen der Massen und der kühnen führender Menschen, kommt es zuweilen zu Verständigungen. Pythagoras und seine Jünger suchen die Tapferkeit bauender Wissenschaft und die Demuth der Mysterien in eines zu schmelzen, und die Tyrannen machen sich oft zum Anwalt der Rechte des emporbringenden Volkes. Aber am hellsten leuchten doch die Sterne der unerbittlichen Denker, die von Heraklitischem Geiste beseelt zu keinem Kompromisse sich verstanden, und der Gewalthaber, die in dem hohen Spiel der Macht alle Güter Leibes und der Seele außer ihrer Größe um nichts mehr achteten, als einen Würfelbecher.

Welches Mittelalter könnte sich diesem vergleichen, selbst das der Germanen verliert allen Glanz neben ihm! Es nimmt sich neben den griechischen aus wie ein reicher junger Erbe, der seinem Vater zu viel dankt, als daß er alle Kräfte seines Wesens auch nur zeigen könnte. Und auch was die Griechen später geworden sind, zeigt im Vergleich mit dem Strahlenschimmer dieses nur all zu rasch dahin geschwundenen Uebergangsalters öfter blassere als sattere Farben. Der Ansprung verlangt von dem edlen Rosse die stärkste Sehnenkraft, viel stärkere als der schnellste Lauf. Wer einen spätionischen Tempel eintauschen möchte gegen einen dorischen, wer Heraklit gegen Plato, Periander gegen Perikles hingeben würde, der mag anders urtheilen.

Drittes Kapitel.

Die griechische Neuzeit.

Erster Abschnitt.

Staat, Wirthschaft, Familie.

Die Feststellung der Thatsache, daß gegen Ende des griechischen Mittelalters die Emanzipation der geistigen Persönlichkeit so gewaltige Fortschritte gemacht hat, bereitet vielleicht noch wirksamer, als eine Analyse der eigentlichen Sozialgeschichte dieser Epoche, auf die immerhin erstaunlich rasche Wandlung vor, die nun die politisch-soziale Machtvertheilung in dem ersten Theilstaat der Griechen, in Athen, sogleich nach dem Sturz der Tyrannis erfahren hat. Der Sohn und Nachfolger des Pisistratus war gestürzt worden durch die verbannten Aristokraten und durch die Spartaner, die damals zuerst als die natürlichen Vorfechter jeder konservativen Staatsordnung in die inneren Verhältnisse Athens einzugreifen wagten. Aber schon ein Jahr darauf, 509, ist eine Verfassung erlassen worden, die, wenn nicht den Sturz, so doch eine stark-demokratische Modifizierung der Verfassung bedeuteten. Ein Alkmäonide, also ein Angehöriger des ältesten und vornehmsten Adels, hat sie vorgeschlagen, aber sie ist gar nicht von aristokratischem Geiste beherrscht. Kleisthenes begann mit den Grundlagen der Volkseintheilung: er hob die alten, an die Blutsgemeinschaft anknüpfenden Verbände der Phylen auf und durchkreuzte selbst die Grenzen der engsten Genossenschaftskörper, der Geschlechter, indem er neue rein lokale Verwaltungseinheiten, die Demen, schuf und diese zu zehn neuen Phylen zusammenfaßte, die nur wie aus Courtoisie gegen das uralte Herkommen, Heroennamen erhielten,

um eine Blutsgemeinschaft wenigstens vorzutäuschen. Die lokale Eintheilung wurde in dieser höheren Instanz indessen nicht durchgeführt; wohl aus Sorge vor der Entstehung eines landschaftlichen Partikularismus hat man Attika in drei Theile, Stadt, Küste und Binnenland zerlegt und zur Bildung einer Phyle Demen aus allen drei Bezirken zusammengelegt. Die Wirkung dieser Maßnahme war nach mehr als einer Seite bedeutend: die Abstammung, das festeste Band der alten korporativen Gesellschaftsordnung, wurde wie etwas Nebensächliches bei Seite geschoben; das allein die Person angehende Kriterium des Wohnsitzes wurde als das entscheidende angesehen. Ferner wurde bei dieser Gelegenheit einer großen Anzahl von Zugewänderten, freigewordenen Sklaven und ihren Nachkommen das Bürgerrecht verliehen — auch dieser Gedanke war individualistisch im demokratischen Sinne. Andererseits ließ man doch den Genossenschaftsgedanken nicht völlig fallen, sondern belebte ihn sogar auf eine neue Weise: den Demen, den jetzt geschaffenen Lokalbezirken, wurde ein nicht geringes Maß von Selbstverwaltung ertheilt. Schließlich behandelte man Stadt und Land bei dieser Eintheilung ganz gleichförmig, eine Maßnahme, die, soziologisch gewerthet, ein Janusgesicht aufweist: denn einmal wurde auch dadurch das Individuum als das überall gleich zu behandelnde Mitglied des Staates anerkannt, zum zweiten aber wurde dadurch die rein städtische, zentralisierte, und ihrer Natur nach individualistisch-demokratische Entwicklung auch für die Zukunft durch die Heranziehung und Gleichberechtigung der agrarischen Elemente der Bevölkerung einigermaßen gehemmt.

Dieses letzte Moment ist deshalb um so mehr der Beachtung werth, weil der größere Rath, der nunmehr 500 statt 400 Mitglieder zählen sollte, aus Loosungen der Demen hervorging, unter Berücksichtigung ihrer Größe. Damit war der parlamentarische Charakter dieser Versammlung deutlich, sehr viel deutlicher vermuthlich als früher zum Ausdruck gebracht, und da man nicht Wahl sondern Loosung unter allen

den Angehörigen eines Stammes, die sich zur Annahme eines Mandates bereit erklärten, festsetzte, so war dieser Versammlung ein eminent demokratischer Charakter aufgeprägt. Es ist doch denkwürdig, daß keine noch so radikale Demokratie der Gegenwart auf den Modus des Looses an Stelle der Wahl verfallen ist, obwohl er in der Richtung auf die vollkommene politische Gleichberechtigung unzweifelhaft noch sehr viel konsequenter ist, als diese. Ein Schutz gegen das Eindringen allzu unbefähigter Rathsmitglieder war hier offenbar nur in plutokratischem Sinne durch die starken Ansprüche eines solchen parlamentarischen Amtes an die Zeit seines Inhabers gegeben. Solchen Ansprüchen hatte nur der etwas mehr Bemittelte genügen können.

Die selbe plutokratische Modifizierung der demokratischen Tendenz der Reform trat unverhüllt und sehr viel wirksamer in ihrem Verhältniß zu den höheren Organen der Staatsordnung zu Tage. Allerdings, die Kompetenz der Volksversammlung, also der Gesammtbürgerschaft, scheint bestätigt, ja — durch Verweisung der Hochverrathsprozesse vom Areopag an sie — vermehrt worden zu sein, und dem Volke hat man auch das eigenthümliche Recht, durch das man die Wiederkehr der Tyrannis für immer verhüten wollte, übertragen: der Scherbenbann, der einen übermächtigen Staatsmann auf zehn Jahre des Landes verweisen konnte, wurde in seine Hand gelegt. Die Vorrechte der Fünfhundertscheffler, der ersten Vermögensklasse der solonischen Schichtung, in Hinsicht auf den Zutritt zu den höchsten Aemtern wurden beibehalten, ebenso die Stellung des engeren Rathes, des Areopags, und die Wahl der höchsten Beamten, der Archonten, — sei es durch den engeren oder durch den weiteren Rath[1]).

Das Gesammtbild, das die Verfassung bietet, ist dennoch nicht das einer plutokratisch geleiteten Demokratie, das man nach dem Allem vermuthen könnte. Dazu war die alte soziale

---

[1]) Busolt S. 141 (für die Zeit Drakons.)

Machtvertheilung noch zu wenig erschüttert. Man kann heute ja zwar offenbar für diese Epoche so wenig, wie für die solonische auch nur muthmaßen, wie viele Vermögende damals grundbesitzende Adlige und wie viele handel- und gewerbtreibende Bürger gewesen sind. Immerhin scheint soviel klar, daß der adliche Großgrundbesitz, dessen materielle Basis noch vorhanden war, auch sein politisches Uebergewicht noch zu einem Theil faktisch behalten hat. Ein staatskluger Adel kann ja auch einem ländlichen und städtischen Mittelstande viel formelle Zugeständnisse machen, ohne dabei die Leitung des Staats aus den Händen zu geben.

Aber das demokratische Prinzip war anerkannt, die Aristokratie mußte um die Führung zum Mindesten fortwährend ringen. Und daß man in diesem jugendfrischen und gesündesten Zeitalter der athenischen Demokratie dem Volke, d. h. dem höheren Bürgerthum und dem städtischen und ländlichen Mittelstand nicht nur Rechte in den Schooß werfen, sondern auch schwere Pflichten auf die Schultern legen wollte, deß ist die Wehrverfassung Zeuge, die sich um diese Zeit ebenfalls herausgebildet zu haben scheint. Allerdings lehnte sie sich an das Vorbild an, das der eigentliche Militärstaat Griechenlands, Sparta, gegeben hatte; aber es wollte viel sagen, daß die an sich nicht so kriegslustigen Athener dieses Muster sich zu eigen machten.

Bei den Spartanern hatte sich, wie bereits angedeutet ist, schon in den Kriegen des siebenten und sechsten Jahrhunderts, eine Umbildung der Wehrverfassung und der Gefechtsweise vollzogen, die wahrscheinlich mit der homogenen Zusammensetzung ihres Vollbürgerthums in einem ähnlichen Kausalzusammenhang steht, wie in früheren Zeiten die besondere Bewaffnung und Taktik des Adels mit seiner politischen Uebermacht. Wie damals anderwärts und im homerischen Zeitalter überall die Adlichen, zuerst als Wagenkämpfer, später als Ritter, das noch wenig ausgebildete und in der Schlacht nicht allzusehr ins Gewicht fallende Fußvolk der großen Menge, der

Gemeinfreien weit hinter sich ließen, so trat bei den Spartanern sehr bald eine ganz entgegengesetzte Ordnung des Heer- und Schlachtwesens ein: die Vollbürgerschaft bildete zu Fuß eine große fest geschlossene Masse, die allmählich sich zu erstaunlicher Diszipliniertheit und damit zu einer damals ganz unerhörten taktischen Sicherheit durcharbeitete. Solche unter Flötenmusik langsam anrückenden Schlachthaufen, sollen zuweilen allein durch ihren Anblick den erschreckten Feind geworfen haben.

Diesem Muster nun eiferte jetzt der athenische Demos nach; die Reiterei, die noch unter Solon eine große Rolle gespielt zu haben scheint, trat gänzlich zurück; die schwere Infanterie der Hopliten wird auch hier der bei Weitem überwiegende Bestandtheil des Heeres. Natürlich hängt auch diese Entwicklung mit der materiellen und politischen zusammen: die Bürger und Bauern jetzt mehr bemittelt als einst, da sie noch ganz hinter dem Adel zurückstanden und ein wenig werthgeschätztes leichtes Fußvolk abgaben, bewaffnen sich besser und die großen politischen Rechte, die ihnen jetzt zugefallen sind, verstärken auch ihr militärisches Pflichtgefühl. Das Prinzip der allgemeinen Waffenpflicht war in Griechenland wohl nie erstorben. Auch die äußere Organisation des athenischen Heerwesens entspricht diesen im besten Sinne demokratischen Anschauungen. Als Befehlshaber des Aufgebots der zehn Phylen, die auch als Rahmen für die Heeresordnung dienten, wurden damals — zuerst im Jahre 502 — zehn Strategen gewählt. Sie waren die Inhaber des älteren Staatsfeldherrnamtes und bildeten den Kriegsrath.

Diese Verfassung hat bald, nachdem sie geschaffen worden war, die furchtbarste Probe zu bestehen gehabt, die man sich für sie hätte erdenken können. Daß die übermenschlich großen Heere, die die orientalische Weltmacht der Zeit gegen das winzige Griechenland heranwälzte, in vier Feldzügen zurückgeschlagen wurden, ist mehr noch dieser jungen Militärdemokratie Athens, als dem alten Kriegerstaate Spartas zu

danken. Freilich die athenische Aristokratie hat die Führer zu diesem Kampfe gestellt: Miltiades und sein Sohn Kimon, aus dem Geschlecht der Philaiden, Aristides, aus einer, wie es scheint nicht reichen, aber vornehmen Familie, Themistokles aus dem altadlichen Geschlecht der Lykomiden[1]), sämmtliche athenische Feldherrn also, die sich in den griechischen Freiheitskriegen Ruhm erworben haben, gehören der alten Aristokratie an. Und man wird doch schwerlich fehlgehen, wenn man vermuthet, daß ein großer Theil ihrer Offiziere derselben Herkunft war und daß der Geist, der die Heerführer zu großen Thaten geführt hat, auch auf ihre Schaaren gewirkt und ihnen zum Siege verholfen hat. Die Perser-Feldzüge sind ein Ruhmesdenkmal für die Art und Gesinnung des athenischen Adels wie des Demos, die beide noch so ganz zusammengingen. Wie die ersten Verfassungskämpfe, die die Demokratie von Athen ausgefochten hat, so sind auch ihre großen Schlachten unter aristokratischer Führung geschlagen worden.

Wenn der Alkmäonide Kleisthenes sich an die Spitze des vordringenden dritten Standes gesetzt hatte, so ist für ihn persönlich schwerlich die Erwägung maßgebend gewesen, daß auch ein herrschender Stand gegen eine ihm ungünstige Strömung der Zeit seine Position dann am leichtesten und würdigsten noch eine Zeit lang wahrt, wenn er freiwillig auf einen Theil seiner Rechte verzichtet. Ihn wird der Ehrgeiz auf diesem Wege politischen Einfluß auszuüben wahrscheinlich viel stärker angetrieben haben, die Tradition seines Hauses wies ihn gerade auf solches volksfreundliche Verhalten am meisten hin. Und die Feldherrn der Perserkriege folgten sicherlich demselben natürlichen Drange sich Ruhm zu erwerben. Trotzdem hat dieses Zusammenwirken eines herabsteigenden mit einem empordringenden Stande in seiner Totalität

---

[1]) Für Miltiades s. E. Meyer II, S. 646 Anm., für Aristides Judeich, Aristides (Paulys Real-Encyklop. II [1896] Sp. 880), für Themistokles Busolt, Griechische Geschichte II (1895) S. 639.

etwas Großartiges: nicht viele Aristokratien der Weltgeschichte haben so weise Mäßigung besessen.

Die ungeheuren Gefahren, die dem Staate bei den ersten Einfällen der Perser drohten, scheinen, wie nur naturgemäß ist, die Stellung der Aristokratie auch in der Staatsverwaltung befestigt zu haben. Der Areopag, der als der Sammelpunkt aller gewesenen hohen Beamten, die Hauptstütze faktischen Einflusses der Aristokratie war und blieb, trug damals auch formell von allen Institutionen am allermeisten den Charakter einer standesmäßig gefärbten Behörde, denn die alte Bestimmung der solonischen Verfassung war aufrecht erhalten, die den Zutritt zu allen hohen Staatsämtern und also auch zu diesem Staatsrath von der Zugehörigkeit zu den zwei obersten Vermögensklassen abhängig machte. Und gerade diese Behörde hat in den schlimmsten Zeiten durch ihr natürliches Ansehen fast eine Diktatur im Staate ausgeübt; sie hat ohne besondere Ermächtigung siebzehn Jahre lang de facto die Regierung allein geleitet.

Aber das Zeitalter der großen Kriege hat nicht allein auf die Aristokratie günstig gewirkt, der außerordentliche Aufschwung, den damals unter Themistokles Leitung die athenische Flotte nahm, gab auch ihrer sehr zahlreichen Mannschaft, die aus der niedersten Stufe der Demos, aus den Theten, hervorging, größeres Selbstbewußtsein und stärkeren politischem Ehrgeiz: die niedere Schicht des attischen tiers-état drängt der höheren nach, die Matrosen des Kleinbürger- und Kleinbauernthums folgen den Hopliten des Mittelstandes auch auf den Wegen politischen Ehrgeizes nach. Vielleicht daß die großen Siege auch die Anfänge des nach den Perserkriegen einsetzenden hohen wirthschaftlichen Aufschwunges schon sofort nach sich gezogen haben; jedenfalls wurde das Schwergewicht der Demokratie und zwar einer radikalen Demokratie durch die mittelbaren Folge-Wirkungen des Krieges verstärkt.

Denn kaum war das gefährliche Stadium der Kriege vorüber, so ist der Gegensatz der beiden vorhandenen Strö-

mungen des Verfassungslebens auch zu unverhülltem Ausdruck gekommen. Daß noch vor dem dritten und schlimmsten Ansturm der Perser nicht nur einige Alkmäoniden, sondern auch einer der großen Heerführer, Aristides, durch Scherbenbann des Volkes verbannt wurde, lag vielleicht ebensosehr im Interesse seiner aristokratischen Standesgenossen, namentlich seines Rivalen Themistokles. Nachdem aber der Krieg nach Asien hinübergespielt war, ist ein rein demokratischer und daher auch viel prinzipiellerer Angriff nicht gegen einzelne hervorragende Mitglieder, sondern gegen das Hauptbollwerk des Adels, gegen den Areopag erfolgt. Ephialtes, ihr Führer, hat gegen 460 im Rath der Fünfhundert und beim Volke Gesetze durchgebracht, die dem alten Staatsrath die meisten von seinen politisch wichtigen Befugnissen nahmen.

Auf Ephialtes folgte Perikles und es ist bekannt, mit wie raschen Schritten nun die Demokratie ihrem Ziele zueilte, wie sie es erreichte, ja wohl noch darüber hinausschoß. Auch in diesem Stadium hat die auswärtige Politik Athens die innere Entwicklung noch gefördert und beschleunigt. Die Erweiterung der athenischen Macht durch den Seebund, zu dem es die ionischen Kolonien des ägäischen Meeres zusammenfaßte, hat das Staatsbeamtenthum außerordentlich vermehrt: zu Hunderten sind Richter und Verwaltungsbeamte aller Art damals thätig gewesen, und zu diesen Stellen drängten sich der höhere und mittlere Demos; als Matrosen und Wachtmannschaften dienten noch viel mehr niedere Bürger. Alle jene Aemter waren durch Loosung zu besetzen, also gewährte diese erweiterte Verwaltung immer mehr Bürgern die Theilnahme auch an den administrativen, nicht nur an den parlamentarischen Staatsgeschäften.

Aus diesem Sachverhalt zogen die ersten Reformer der radikal-demokratischen Epoche nur die Konsequenzen. Die Einführung von Diäten für die Geschworenen um 460 ermöglichte es nun den Minderbesitzenden, faktisch von den Rechten Gebrauch zu machen, die ihnen formell längst zustanden. Aber

man ging noch weiter; man eröffnete 458/57 den Zugang zum höchsten Staatsamt, zum Archontat, auch dem Mittelstand, den „Spannfähigen". Zu den niederen und mittleren Aemtern gelangte jetzt jeder Bürger nothwendig, der sich um sie bewarb, denn es war Brauch, daß bei allen Stellenloosungen diejenigen den Vorzug hatten, die noch kein Amt bekleidet hatten. Nur diejenigen Stellen, die besondere Befähigung erforderten, wurden durch Wahl besetzt. Und für die höchsten und leitenden Aemter haben natürlich die durch Herkunft und Besitz Ausgezeichneten immer den Vorzug gehabt. Dazu kam dann der zunehmende Brauch, über das Parlament, den Rath der Fünfhundert, die Gesammtheit des Volkes zu stellen; die Volksbeschlüsse greifen immer häufiger nicht nur in die Gesetzgebung, was verfassungsmäßig war, sondern ebenso auch in die temporären Entschließungen der Staatsleitung ein. Neben den alten aristokratischen Führern treten bürgerliche auf. Perikles zwar war zum Mindesten seiner mütterlichen Abstammung nach altadlicher Abkunft und Alcibiades war ein Eupatride, aber Kleon war Industrieller, Lederfabrikant.

Den Gipfel ihrer Entwicklung erreichte die fortschreitende Demokratisierung der Verfassung im Laufe des großen Kriegs, der auch diesem System als Feuerprobe vom Schicksal auferlegt worden ist, und es ist bezeichnend, daß die radikalsten Maßregeln, die 425/24 und 410 getroffen worden sind, kaum mehr noch als Aenderungen des Staatsorganismus anzusehen sind; es waren keine Erweiterungen der Volksrechte, sondern Geschenke des Staatssäckels an das unbemittelte Kleinbürgerthum. Nicht nur der Richtersold wurde erhöht, sondern auch ein Theatersold geführt, d. h. Diäten, die den Aermeren für Theater- und Festtage gezahlt wurden, weil sie sich sonst um des ausfallenden Tagesverdienstes willen nicht von ihrer Arbeit hätten freimachen können.

Wie sich im Grunde von selbst versteht, waren auch diese politischen Wandlungen Begleit- und zum Theil Folgeerscheinungen von Verschiebungen des Wirtschafts- und Klassen-

lebens. Seit den ersten Freiheitskriegen gegen die Perser scheint in Athen ein ungeheurer materieller Aufschwung eingetreten zu sein; man nimmt an, daß die Bevölkerung Athens, die um 510 erst 20000 Seelen gezählt hatte, in den acht Jahrzehnten darauf, bis zum Ausbruch des innergriechischen Krieges bis auf 100000 Einwohner gestiegen sei. Die politische Entwicklung der Stadt von der Hauptstadt eines kleinen Territoriums zum Zentrum eines großen Bundesstaates mag dazu viel beigetragen haben, aber Hand in Hand mit ihr scheint ein außerordentlich starker Fortschritt des Handels und der Industrie gegangen zu sein. Fabriken kommen auf, die sich freilich nicht mit modernen Industrieetablissements an Umfang messen können, die aber durch ihren Großbetrieb mit 20, 30 Arbeitern sich sehr weit über das sonst vorherrschende Kleingewerbe erheben. Der beste Gradmesser für die Aufwärtsbewegung von Industrie, Handel und Schiffahrt — denn die Landwirthschaft blieb, wie so oft, in völliger Trägheit in aller Technik weit dahinten — ist die außerordentlich hohe Ziffer, die in Attika und den andern sehr stark fortschreitenden Territorien der Sklavenbevölkerung aufweist; um 450 soll Korinth 60000 Sklaven gezählt haben und Attika, wie man schätzt, etwa 100000. Der Fremdenschutz war sehr hoch gestiegen, der Verkehr wurde sorgsam gefördert und die Schiffahrt warf hohe Renten ab.

Die wirthschaftliche Folge solcher Fortschritte pflegt die Ansammlung großer Reichthümer in den Händen Einzelner zu sein, aber wenn Handel und Wandel blühen und der Kapitalismus die schärfsten Formen des Konkurrenzkampfes noch nicht gefunden hat, wachsen auch die Erwerbsmöglichkeiten für den mittleren und unteren Bürgerstand, aber die ökonomischen Unterschiede haben eher die Tendenz sich zu steigern, als abzunehmen. Diesem sozialen und wirthschaftlichen Zustand entsprach nun der politische ganz und gar nicht. Die Aristokratie lebte als sozialer und wohl auch als wirthschaftlich überragender Stand noch durchaus fort und hat nicht davon ab-

gelassen, die hohen Staats- und Armee-Aemter aufzusuchen. Macht und Gewinn waren dabei sicherlich nicht die einzigen Triebfedern des Ehrgeizes; man hat den Eindruck, als ob in dieser abwärts gehenden Zeit auch der Nervenreiz des köstlich erregenden Spiels der hohen Politik, bei dem man Vermögen und selbst das Leben einsetzen mußte, immer von neuem die guten Köpfe und die starken Willen anlockte. Das reichere Bürgerthum mochte beginnen, sich dem Adel zuzugesellen, aber auch diese Schicht war von dem niederen Demos getrennt durch die stärksten Unterschiede des Wohlstandes, der Lebenshaltung und der Bildung. Trotzdem übten der Form nach und zum Theil doch auch faktisch der Mittelstand und das unterste Bürgerthum durch ihr numerisches Uebergewicht den größten Einfluß auf die Staatsleitung aus. Gewiß, die Praxis mochte auch hier die eigentliche Regierung den aristokratischen und bürgerlichen Besitzenden vorbehalten, aber diese waren doch zu fortwährenden Zugeständnissen und formeller Unterordnung unter den Willen der großen Menge gezwungen. Es ist ein anderes, ob ein herrschender Stand die Regierung nur unter geringfügiger Kontrolle durch andere Schichten des Volkes führt, oder ob er sie sich indirekt bei diesen erlisten und erschmeicheln muß.

Nun ist mit dem Allem schon gesagt, daß dieser Zustand nicht dauern, oder wenn er dauerte, kein harmonischer sein konnte. Wenn jetzt der Adel und das reichere Bürgerthum die höchsten Stellen im Staate beanspruchten, so sprach sich darin nicht mehr das weise Gewährenlassen und die kluge Mäßigung des Zeitalters der Perserkriege aus, sondern es lag nunmehr darin ein schreiender Widerspruch zu den innersten Tendenzen der herrschenden Verfassung. Gewiß auch der Adel Englands hat im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert noch seine politische Führerrolle beibehalten, obwohl das Bürgerthum und seit Jahrzehnten auch der vierte Stand der Arbeiter ihm nach emporbrangen. Aber hier ist man auch noch heutigen Tages nicht annähernd zu so demokratischen Verfassungsformen

vorgeschritten wie in dem Athen des Perikles. Selbst ein starker Parlamentarismus ist unsäglich viel weniger demokratisch als eine Verfassung, die auf gehäufte Plebiszite und gar auf Beamtenloosungen gestellt ist, von allen anderen Unterschieden zwischen den beiden Volksentwicklungen ganz zu geschweigen.

So hatte sich eine große Kluft aufgethan zwischen der sozialen und der politischen Machtvertheilung; schlimmer aber war, daß der Stand, der nun mit Adel und höherem Bürgerthum die Herrschaft theilen, wenn nicht gar sie ihnen entreißen wollte, unzweifelhaft nicht im Mindesten reif zu solchem Unterfangen war. Mag man auch den Schilderungen der Lustspiele dieser Zeit als ständisch voreingenommenen und tendenziösen mißtrauen, so viel darf man ihnen doch, wie es scheint, glauben, daß diese Volksherrschaft arge Mißstände aufwies. Namentlich der Andrang Unbemittelter zu den Geschworenengerichten scheint zu greulicher Bestechlichkeit der Rechtsprechung geführt zu haben und das politische Demagogenthum hat in Staatsprozessen aus Thorheit oder Gewissenlosigkeit furchtbare Mißgriffe begangen.

Indessen, auch andere Staatsformen führen zu derartigen Verfehlungen, ein unumschränktes Königthum oder eine eifersüchtig auf die Wahrung ihrer Macht bedachte Aristokratie pflegen sehr häufig ebenfalls keine makellose Justiz. Viel mehr ins Gewicht fällt, daß die Organisation, die Institutionen dieser Volksherrschaft offenbar keine glücklichen waren. Es gab in Athen sehr viele Regierungsgeschäfte zu erledigen; es war nicht mehr der alte enge Territorialstaat, sondern der Bund, den Athen mit einer großen Anzahl überseeischer kleiner Gemeinwesen geschlossen hatte, wurde thatsächlich von hier aus beherrscht. Die Demokratie war sehr glücklich über die große Menge von neuen Stellen, die aus diesem Anlaß geschaffen werden mußten. Aristoteles[1]) rechnet aus, daß der gesammte Apparat über zwanzigtausend Männer ernährt habe,

[1]) Staat der Athener, Kap. 24.

und daß insbesondere der Bund allein etwa siebenhundert Beamtenstellen erfordert hat. Aristides selbst soll die Umwandlung des Bundes in einen zentralisierteren Staat unter diesem Gesichtspunkt vorgeschlagen haben. Man sieht, auch Demokratien kommen dazu, Kolonial- und Flottenunternehmungen nur deshalb zu beginnen, weil man mehr besoldete Staatsstellen schaffen will. Der Beweggrund ist zu einfach, als daß er sich nur einem monarchischen oder aristokratischen Beamten- und Offiziersstand aufdrängen sollte: ein Volk wird auf diese Weise trotz innerer Demokratisierung außerhalb wieder eine privilegierte Schicht.

Aber die größere Schwierigkeit, auf die eine Demokratie bei derartiger Expansion und der in ihrem Gefolge nothwendig einherschreitenden weitausgreifenden auswärtigen Politik stößt, ist der innere Widerspruch, der zwischen derartigen Aufgaben und einer reinen Volksherrschaft besteht. Wilamowitz hat mit dem besten Recht darauf hingewiesen, daß die athenischen Institutionen eigentlich Niemandem die Möglichkeit gewährten, sich in verantwortlicher Stellung jede Kunde von den Staatsgeschäften zu erwerben. Der Geschworenendienst in dem sechstausend Köpfe zählenden Volksgericht der Heliäa verhalf zwar hie und da dazu, aber es war kein eigentliches Staatsamt. Alle wirklichen Beamtungen aber und auch der Rath der Fünfhundert wurden jährlich neu besetzt und Niemand durfte zum zweiten Mal an dieselbe Stelle treten. Allein in Heer und Flotte, wo die baare Unmöglichkeit eines ähnlichen Verfahrens sich allzu stark geltend machte, wurde eine Ausnahme gemacht. Die zehn Obersten des allgemeinen Aufgebots, die Strategen, wurden erstlich nicht erloost, sondern vom Volke gewählt, sodann hatten sie das Recht, ihre Offiziere zu ernennen, und schließlich war hier weder die einmalige Neuwahl, nach die längere Inhaberschaft einer Stelle ausgeschlossen[1]. Dafür hatten diese mit so außerordentlichen

[1]) Wilamowitz, Aristoteles und Athen II (1893) S. 108 f.

Privilegien und auch sonst sehr umfassenden Machtbefugnissen bekleideten Armee- und Flottenbefehlshaber sich nach abgelaufenem Auftrag vor der Volksversammlung zu verantworten: sie hafteten dem etwa ungnädigen Demos selbst mit ihrem Kopf. Und man weiß, daß aus diesem Anlaß Todesurtheile gar nicht selten ausgesprochen worden sind.

Ein so großes Reich zu regieren, so weitverzweigte auswärtige Beziehungen zu pflegen, hätte man eines Berufsbeamtenthums bedurft, wie man sich offenbar nothdürftig allmählich ein Berufsoffizierkorps herangezogen hat. Das aber fehlte. Schlimmer noch war, daß man die Auslese der Tüchtigsten, die man auf diesem Wege vorzunehmen versäumte, auch in Hinsicht auf die Volksvertretung selbst unterließ. Dann zweitens gab es auch keinen eigentlichen Parlamentarismus. Wir Heutigen sind leicht geneigt eine radikalkonstitutionelle Verfassung für den Gipfel aller Demokratie zu halten, ein Blick auf die atheniſchen Verhältnisse aber genügt, um zu erkennen, wie unvergleichlich viel demokratischer eine Volksherrschaft ist, die das Prinzip des Parlamentarismus, die Vertretung durch eine geringe Anzahl von Gewählten, ausschaltet. Jede Repräsentation athmet etwas aristokratischen Geist. Sie stellt eine Auslese dar und vor allem sie macht die Wieder- und Oftmals-Gewählten sachkundiger. Die athenische Verfassung aber kannte in dem Rath der Fünfhundert zwar eine quasi-parlamentarische Einrichtung, aber auch sie beruhte auf dem ultrademokratischen Prinzip der Loosung, und wenn auch die Anforderungen der Stellung eines Rathsmitgliedes an sein Vermögen einen faktischen Census und die Revisionsbefugniß des jeweils alten Raths die Ausschließbarkeit ganz Ungeeigneter gewährleistete, so verwandelte doch auch hier die Losung und das Verbot des Wiedereintritts die Bildung eines höheren Berufsparlamentarierthums, das den Mangel eines Berufsbeamtenthums hätte ausgleichen können.

So blieb denn allein die Volksversammlung übrig, in der sich nun freilich die Politiker heranbildeten. Aber eine

so zahlreiche Versammlung, die überdies die Bewohner des platten Landes sehr benachtheiligte im Vergleich mit den Städtern, ist einmal von einem viel geringeren Verantwortlichkeitsgefühl beseelt, der einzelne Votierende verschwindet in der Menge und ihn bindet keine Rücksicht auf eine hinter ihm stehende Wählerschaft. Sodann aber kann und muß sie doch mit gröberen Mitteln der Ueberredung und Beeinflussung geleitet werden. Man vergegenwärtige sich, wieviel demagogischer und in jedem Sinne pöbelhafter etwa im modernen Verfassungsleben der Ton der Volks- als der der Parlamentsversammlungen ist und man hat den schlimmsten Schaden dieser Art Volksherrschaft vor Augen. Gewiß, eine sehr primitivbiedere oder aber eine hoch entwickelte politische Sittlichkeit können auch diese Schwierigkeit überwinden; daß aber in dem damaligen Athen jene nicht mehr, diese noch nicht vorhanden war, ist ebenso gewiß.

Gegen Ende des peloponnesischen Krieges trat die Reaktion ein, die nicht ausbleiben konnte. Man versuchte in einer ganzen Reihe von Anläufen, die immer wieder unterbrochen wurden, ein gemäßigtes oder scharfes aristokratisches Regiment einzuführen. Der erste Vorstoß von 412 11 hatte nur ganz kurze Dauer, aber auch die späteren, von größerem Erfolg begleiteten, füllen doch nur die kurze Epoche zwischen 404 und 400. Und man kann nicht sagen, daß diese Erfolglosigkeit unverdient gewesen sei: an Willkürlichkeit und politischem Ungeschick haben diese Versuche, eine aristokratisch-plutokratische Verfassung zu begründen, der Demokratie wenig nachgegeben. Das unglückliche Ergebniß des Krieges gegen Sparta, der mit dem Zusammenbruch der athenischen Macht endete, hat nur das Fazit dieses nach beiden Seiten hin heillosen Zustandes gezogen; denn wenngleich die Demokratie den schlimmen Frieden von 404 schließen mußte, so trug doch auch die Aristokratie, die sich durch die siegreichen Spartaner wieder ans Ruder bringen ließ, die Verantwortung für diesen Ausgang des großen Ringens.

Im vierten Jahrhundert hat dann die alte demokratische Verfassung fortbestanden, aber Athen selbst war nur noch ein Schattenbild seiner einstigen Macht, die letzte Probe, die dem Staate und seinem politischen System beschieden worden ist, haben beide übel genug bestanden. Sie unterlagen der macedonischen Militärmonarchie nach kurzem Widerstand und einer der Erben Alexanders hat lange nach dem Verlust der staatlichen Selbständigkeit auch das demokratische Regiment durch Einführung eines politischen Zensus, also plutokratischer Grundsätze, mühelos bei Seite geschoben. Doch für die Weltgeschichte war das von keiner Bedeutung mehr, so wenig wie, daß die Demokratie bald darauf wieder auflebte oder daß die Römer sie nach und nach wieder beseitigt haben.

So oft man auch dieses Herabsinken eines Staatswesens, das auf seinem Höhepunkt so viel Größe bewiesen hat, mit den Blicken verfolgt, man wird jedes Mal von Neuem durch die Tragik des Schauspiels erschüttert und fragt sich beunruhigt immer wieder, ob denn das übrige Griechenland, ob namentlich Sparta nicht diesem Hinabgleiten der Volkskraft Einhalt gethan hat. Und in der That, diese merkwürdig archaische halbaristokratische Demokratie, die nicht wie die athenische erst unter dem Einfluß moderner Wirthschaftsentwicklung entstanden war, sondern ihrem historischen Bestande nach weiter zurückreichte als die Aristokratie von Athen, die sich ausnimmt wie ein Ueberbleibsel aus dem frühesten Mittelalter, aus den Zeiten der Gemeinfreiheit, sie hat sich viel länger stark erhalten, als alle die aufeinander folgenden Systeme der attischen Verfassungsentwicklung. Dieser in seiner Zähigkeit und Starrheit imponierende Konservatismus hat im Grunde nach einander die Aristokratie, die Tyrannis und die wechselnden Formen der Demokratie überlebt, ohne daß an dem alten System sich wesentliches geändert hätte. Wohl hat später zuweilen das Ephorat, als der Hüter der altüberlieferten Volksherrschaft das Königthum eingeschränkt, zuweilen sind starke Persönlichkeiten als Träger der Krone mehr hervorgetreten,

aber an der Verfassung ist nicht gerüttelt worden. Die unerhörten politischen und militärischen Erfolge, die dieser geistig so ungleich viel weniger bedeutende Stamm davongetragen hat, sind der Lohn dieser Konsequenz gewesen, wie er freilich nur durch den Verzicht auf alle anderen als die politischen Güter erkauft werden konnte. Aber zuletzt ist doch auch die Festigkeit dieses starken Bollwerks konservativer Staatskunst geringer geworden; zwar die Verfassung ließ sich aufrecht erhalten, aber gegen das Eindringen der wirthschaftlichen und sozialen Wandlungen der Zeit hat man sich zuletzt nicht mehr wehren können. Das Gold, das man Jahrhunderte lang auszusperren verstand, wenn auch zuletzt gewiß mit immer geringerem Erfolge, ist vom Ende des fünften Jahrhunderts, von der Zeit an, da die spartanische Hegemonie in Griechenland ihren Höhepunkt erreicht hatte, in vollen Strömen eingedrungen. Und mit der Einfachheit der uralten Sitten floh doch auch die alte Gleichartigkeit der Vermögensvertheilung unter den Spartiaten, so weit sie überhaupt aufrecht erhalten worden war. Nun aber traten die Wirkungen des eintretenden Rückschlags doppelt rapide auf: alle Folgen zunehmender Ueppigkeit stellten sich ein, darunter die schlimmste, die Kinderlosigkeit. Immerhin hielt sich Sparta viel länger aufrecht als Athen, es verlor seine Vormachtstellung in Griechenland zwar schon drei Jahrzehnte nach Beendigung des peloponnesischen Kriegs; aber es hat selbst den Macedoniern gegenüber mehr Haltung bewahrt. Noch gegen Ausgang des dritten Jahrhunderts hat ein Romantiker auf dem Thron, Kleomenes III., die alten Zustände künstlich wiederherstellen wollen, natürlich vergebens. Achäer und Römer hatten wenig mehr von spartanischer Volkskraft zu überwinden.

Man sieht, die spartanische Entwicklung unterscheidet sich wohl von der der Athener, aber das Schicksal Griechenlands hat sie nicht aufzuhalten vermocht. Und schließlich trägt auch die Geschichte der gesammtgriechischen Verhältnisse von den Perserkriegen bis zur römischen Eroberung denselben Charakter

rapiden Aufschwungs und eines ihm auf dem Fuße folgenden jammervollsten Verfalls. Welch ein Gegensatz zwischen dem engen, ganz in sich beschränkten Leben des griechischen Volks vor 500 und der Besiegung der orientalischen Weltmacht oder dem ihr auf dem Fuße folgenden überseeischen Angriff! Unzweifelhaft war dieser gewaltige Fortschritt der auswärtigen Politik vor Allem ein Ergebniß des nationalen Zusammenschlusses, der unter dem Druck der ungeheuren Gefahr eingetreten war. Die Einigungsbestrebungen des sechsten Jahrhunderts waren fast allein von dem militärisch führenden Stamm getragen worden; nunmehr ergriffen sie eine kurze Zeit lang das ganze Volk und schmiedeten vor Allem die beiden Vormächte zusammen. Und von demselben Geist unitarischer Expansion getrieben, gründet Athen seinen Seebund, der sich sehr bald in ein weithin ausgedehntes Kolonialreich verwandelt. Dann aber hat der Reichthum territorialer Gliederung und staatlicher Entwicklung sich Griechenland verderblich erwiesen: Athen oder Sparta allein wären wohl beide bis zur Gründung eines gesammtgriechischen Bundesstaates vorgedrungen. Da sie nebeneinander standen, mußten sie in einen tödtlichen Kampf gerathen. Und Sparta hat von seinem schließlichen Siege nicht allzu lange Vortheil gehabt: so völlig die Macht der Athener gestürzt war, sie konnte doch von Sparta nicht ganz aufgesogen werden. Und da auch die Lacedämonier selbst genug Kraft eingebüßt hatten, so war das Ergebniß des großen Bürgerkrieges nur die äußerste Zerrüttung der politischen Kultur Griechenlands. Die thebanische Hegemonie war nur eine Episode und dem neu emporkommenden halbhellenischen Weltreich der Macedonier hat die Unterwerfung Griechenlands nicht gar so viel Mühe gemacht. Gewiß die Spartaner haben sich dem Könige Philipp gegenüber noch spröde zurückhalten dürfen, und sie haben nach der Schlacht von Chäronäa mehr als ein Jahrhundert, die Athener etwa siebzig Jahre lang in längeren und kürzeren Zwischenräumen immer wieder Versuche gemacht, das macedonische Joch abzuschütteln, aber es

ist ihnen beiden nicht gelungen. Die Römer vollends haben nur einen kurzen Krieg zu führen gebraucht, um Griechenland zu unterwerfen, so wenig hatten die letzten Regungen eines späteren Panhellenismus im ätolischen und achäischen Bunde gefruchtet.

Es könnte wohl auf den ersten Blick so scheinen, als sei diese Uebersicht über die äußeren Schicksale der Griechen parteiisch, insofern sie mehrere Jahrhunderte zu kurz zusammenfasse und so den Absturz Griechenlands von dem Höhepunkt seiner staatlichen Entwicklung als allzu rasch erscheinen lasse. Und doch ist man zu einer solchen Darstellung des Sachverhalts berechtigt. Denn mißt man diesen Zeitraum der griechischen Geschichte an den analogen Stadien der römischen oder gar der germanisch-romanischen Entwicklung, so erscheinen die anderthalb Jahrhunderte, die zwischen dem ersten Vorstoß griechischer Politik gegen die Perser und der Ueberwältigung durch die Macedonier liegen, als jammervoll kurz. Die Ausdehnung des römischen Reichs hätte dann, selbst wenn man von allen inneritalienischen Eroberungen absieht, schon fünfzig Jahre vor dem Beginn unserer Zeitrechnung innehalten müssen. Und selbst eine solche Parallele ist den Griechen noch allzu günstig, denn nicht allein die Offensive ihrer auswärtigen Politik geräth in diesem frühen Zeitpunkt ins Stocken, sondern auch ihre Defensivkraft war, wie das fast völlige Erliegen unter dem Angriff der Macedonier nur allzu deutlich zeigte, damals und vielleicht schon geraume Zeit vor der Katastrophe aufgezehrt.

Soll indessen der Gesammtverlauf der äußeren und inneren Staatsentwicklung Griechenlands gesellschaftsgeschichtlich gewerthet werden, so wird man von diesem tragischen Verfall nicht zunächst ausgehen dürfen. Denn nicht die Schilderung des historischen Schauspiels soll dieser Ueberblick geben, er würde es dann trotz allen Vorrechten, die der Kürze einer summarischen Zusammenfassung zugestanden werden dürfen, viel eingehender beschreiben müssen. Die Absicht ist vielmehr, die sozialgeschicht-

lich oder wenn man will, sozialwissenschaftlich specifisch werthvollen Charakteristika dieser Entwicklung in einigen leisen, weiten Umrissen anzudeuten. Für eine solche Analyse aber ist es nöthig, die Formen der vorhandenen sozialen Gebilde und die Tendenzen der treibenden Kräfte des sozialen Prozesses festzustellen, ehe noch die Gründe des Verfalls der einen und des Erlahmens der andern erörtert werden können.

Man kann in aller Geschichte vielleicht keinen klassischeren Typus der politischen Form des Massen-Individualismus nachweisen, als die atheniſche Demokratie. Von Stufe zu Stufe, von Solon zu Kleisthenes, von Kleisthenes zu Ephialtes, von Ephialtes zu Perikles, von Perikles zu Kleon wächst der Verfassung nach die Bedeutung jedes einzelnen Bürgers, auch des geringsten, ja gerade des geringsten, weil sich im selben Tempo der Kreis der politisch Berechtigten Ring um Ring erweitert. Der faktische Zustand hat dem Buchstaben des Gesetzes gewiß nie, auch zuletzt nicht, völlig entsprochen, aber das ausgesprochene Prinzip der Demokratie, den einzelnen Bürger als solchen immer höher zu heben, hat sich in weitem Maße durchgesetzt.

Nun aber ist selbstverständlich, daß, wenn sich des politisch-sozialen Prozesses die eine von den verschiedenen möglichen Tendenzen in solcher Ausdehnung bemächtigt, die anderen, soweit sie zuvor noch herrschten, zurückgedrängt werden müssen. Der primitive Individualismus willensstarker, brüsk sich auslebender Persönlichkeiten, der das Staatsleben des ausgehenden griechischen Mittelalters in nicht geringem Grade bestimmt hatte, wurde zunächst von dieser Wandlung betroffen. Er hatte in der Tyrannis, in der gewaltthätig errungenen und aufrecht erhaltenen Eintagsmonarchie des sechsten Jahrhunderts seinen charakteristischsten Ausdruck gefunden und es war nur folgerichtig, wenn sie der neuen Strömung zuerst zum Opfer fiel. Aber auch der Adel oder wenigstens seine führenden Männer waren die Vertreter desselben starken Persönlichkeitsdranges gewesen, und es ist nicht verwunderlich, daß er auch

in ihnen starke Einbußen erlitt. Vorher, im siebenten und sechsten Jahrhundert noch vermochten die Aristokraten als stolze Herrscher aufzutreten, der Demos hatte Gefolgschaft zu leisten und wurde offenbar nicht allzuviel befragt. Nun aber rückte er immer höher empor und mit jedem Schritt, den er aufwärts stieg, verlor der Adel an Position. Gewiß, bis zuletzt noch blieben Edelleute die Leiter des Staates in Krieg und Frieden und es ist charakteristisch, daß der Demokratie selbst die meisten ihrer Siege von Führern aristokratischer Abstammung erfochten worden sind. Wie sehr man dies Verhältniß für die Regel ansah, geht am schlagendsten daraus hervor, daß man das Hervortreten eines Bürgers und Großindustriellen, wie Kleon es war, als etwas durchaus Unnormales, an sich das Gefühl Verletzendes hielt.

Trotzdem ist der Wandel der Zeiten auch in diesem Punkte unverkennbar; denn erstlich verlor jedenfalls der Adel als Stand nicht nur formell, sondern auch faktisch einen gewissen, gar nicht unbeträchtlichen Bruchtheil seiner alten, stolzen Herrenstellung im Staate. Aber auch die noch über ihre Standesgenossen hinaus ragenden starken Persönlichkeiten unter den Aristokraten geriethen in eine viel weniger günstige Stellung. Schon in der ersten Zeit nach Wiederherstellung der Republik mußten sie am eigenen Leibe die Wirkung der Waffe erfahren, die ihr Stand einst selbst zuerst gegen die Pisistratiden gekehrt hatte. Daß die Einführung des Scherbenbanns die Exilierung bedeutender Staatsmänner zum staatsrechtlich gewährleisteten Institut erhob, war im Grunde nur die folgerechte Konsequenz die man aus der Vertreibung des Tyrannengeschlechts zog, aber jeder Fall von Ostracismus, der später vollzogen wurde, war nicht nur seiner politischen, sondern mehr noch seiner sozialen Natur nach eine abgeschwächte Wiederholung des Ereignisses von 510. Ja in gewisser Hinsicht waren diese Nachahmungen eher noch einschneidender als die Musteraktion: diese hatte die Nachkommen eines bedeutenden Staatsmannes getroffen, die nur auf dem Wege der

Vererbung in den Besitz der von ihm errungenen Stellung gekommen waren; jeder Scherbenbann aber, der ausgesprochen wurde, traf eine große Persönlichkeit selbst oder doch einen Mann, den man dafür hielt. Es war als sollte die Ausscheidung gerade der stärksten und bedeutendsten Menschen aus dem Staatsverbande und damit aus der Volksgemeinschaft zum System erhoben werden.

Später aber, als das Volksgericht über die vom Amt abtretenden Strategen immer schärfere Formen annahm, hat man selbst mit Todesurtheilen nicht gespart.

Kehrten nun auch die Verbannten zurück, so blieb wenigstens die Demüthigung bestehen. Aristides, Themistokles, Kimon haben aber doch eine moralische capitis diminutio erlitten, der zu einer ungeheuren Geldstrafe verurtheilte Miltiades oder der gar zum Tode verdammte Alcibiades nicht minder. Ja diese Großen wurden zuweilen, was schlimmer war, sittlich völlig zerstört. Der Staatssinn und die Heimathliebe der Hellenen war viel zu groß, als daß nicht auch selbstherrliche Persönlichkeiten im Innersten erschüttert wurden, wenn sie aus Volksverband und Vaterland verstoßen wurden. Wie jammervoll ist doch — und ein Flecken im Grunde nicht nur in der Geschichte dieses Volkes, sondern ebensosehr der Menschheit — daß mehr als einer von diesen Verstoßenen die verschmähte Kraft nun gegen den eigenen Staat richtete. Derselbe Themistokles, der die Hellenen zu ihren größten Siegen über die Perser geführt hat, hat dem Erzfeind selbst seine Dienste angeboten; er hat sich dem Perserkönige gegenüber vermessen, die Freiheit seines Volkes, die er selbst gerettet, in Knechtschaft zu verkehren. Und hat er auch seine Größe nicht verleugnet, da er sich selbst kurze Zeit nach diesem furchtbaren Versprechen den Tod gab, so wirkt des Thucydides schlichte Erzählung [1]) niederdrückend genug; denn gleichviel ob ihn Reue erfaßt hat oder ob er sich der Unmöglichkeit seines

[1]) Thukydides Buch I, Kap. 137 f.

entsetzlichen Planes bewußt geworden ist, es ist ein Judasende, das dieser gewaltige Mensch über sich selbst verhängt hat. Alcibiades aber hat noch schlimmer gehandelt, indem er die athenisch gesinnte Messana an ihre Feinde verrieth und als er sich dann gar gänzlich in die Dienste der Spartaner begab. Und mag auch in beiden Fällen das unbändige Herrenbewußtsein eines großen Menschen sich geregt haben, das sich trotzig gegen die Verschmähung und die Launen des großen Haufen aufbäumt, den Anlaß hat jedes Mal eine thöricht ungerechte Verkennung, ein grober Mißgriff der Volksherrschaft gegeben.

Und wurde nicht durch diese Staatsprozesse geradezu die Lehre ausgesprochen, jeder solle sich hüten über seine Mitbürger hinauszuwachsen! Damit aber wurde zu jenen akuten Eingriffen in das Gedeihen der starken Persönlichkeit auch noch eine chronische Lähmung gefügt. Und ein anderes schleichendes Uebel hat das freie Wachsthum der großen Einzelnen im Staatsleben vielleicht noch wirksamer geschädigt: die Veränderung des Verhältnisses zwischen dem Volk und seinen Führern. Wie ganz anders treten Solon und noch Miltiades und Aristides auf, als die großen Parteiführer der spätern Demokratie. Immer mehr wurden die Staatsleiter genöthigt, der Volksgunst formelle und oft wohl auch sachliche Zugeständnisse zu machen, immer mehr waren sie auf Schmeicheln und Sichbeugen angewiesen, wo sie früher befohlen hatten. Man stelle nur die beiden Männer nebeneinander die am Anfang und am Ende des Weges stehen, Kleisthenes und Perikles. Der eine war ein großer Gesetzgeber, ein großer Organisator des Staatswesens, der andere ein großer Redner. Damit ist alles gesagt: auch der Typus des großen Staatsmannes ist offenbar im Laufe dieser Entwicklung einigermaßen disqualifiziert worden.

Aehnliche Einbuße aber wie der intensive, der starke Einzelindividualismus, hat im staatlichen und gesellschaftlichen Leben auch die andere soziale Tendenz erlitten, die in Kombination mit jenem und früher mit noch stärkerem Einfluß

als er auch das spätere Mittelalter der Griechen noch beherrscht hatte; der Drang zur Assoziation, zum engen und innigen Zusammenschluß in größeren oder kleineren Genossenschaften. Auch gegen ihn ist die Demokratie zu Felde gezogen und sicher mit noch bewußterer Absicht als gegen die überragenden Führer und Führerstände. Denn verträgt sich mit diesen der Gleichheitsgedanke nicht, der aller Demokratie im Blute liegt, so kämpft gegen den korporativen Gedanken der eigentlich individualistische Kern, der sie als die politische Ausdrucksform des allgemeinen, des populär gewordenen Persönlichkeitsdranges kennzeichnet. Wie klar diese Antipathie schon in der Kleisthenischen Verfassungsreform zum Ausdruck kam, ist bereits angedeutet worden. Die altüberlieferten engen körperschaftlichen Bande der Phylen und der Geschlechterverbände wurden hier vom Staate selbst doch nicht nur zu seinem eigenen Vortheil, sondern auch zu Gunsten des emanzipationslustigen Individualismus gelockert, ja fast gänzlich aufgelöst.

Schon diese Maßnahmen aber richteten, wie alle spätere Entwicklung des athenischen Verfassungslebens, ihre Spitze auch gegen eine Körperschaft, die, wenn auch weniger greifbar und fest organisiert, doch noch wichtiger war, weil sie viel mehr Einfluß auf den Staat selbst ausübte, gegen den Adel als politischen Stand. Noch ehe die Demokratie recht zur Herrschaft gelangte, hat sie die Einheit der Aristokratie als eines politischen Standes aufzulösen begonnen: daß sich in ihr Parteien bildeten und daß eine von ihnen sogar die Sache des Demos zur ihrigen machte, wollte doch mehr bedeuten, als die alten vorübergehenden Spaltungen des Adels, die sich auch früher häufig ergeben haben mochten. Die politische Nullifizierung der Phylen und namentlich der Geschlechterverbände schädigten nicht am letzten den Adel, der in diesen alten Stammverbänden ein natürliches Uebergewicht hatte und dem die neue lokale Eintheilung des Landes und Volkes auch die Besetzung der untersten Ehrenämter, der Demarchenstellen

sehr erschwerte. Und indem später vollends ein Privileg des Adels — oder des Großgrundbesitzerstandes, was eins sein mochte — nach dem andern zerstört wurde, indem immer neue Aemterkategorien seinem ausschließlichen Besetzungsrecht entzogen wurden, ging doch nicht nur nach und nach sein Einfluß auf den Staat verloren, sondern auch sein eigener innerer Zusammenhalt mußte darunter aufs Merklichste leiden. Denn das stärkste Band, das einen herrschenden Stand zusammenhält, ist sicherlich die Summe seiner politischen Vorrechte. Die alten Gegensätze aber erhielten sich auch über dies noch: die Aristokraten, die der Demokratie als Führer dienten, konnten mit denen der konservativen Richtung nicht gut Freund sein, und in der Zeit der Dreißig hat diese Verschiedenheit der politischen Meinung zu mehr als einem blutigen Zusammenstoß geführt.

Und während der Staat dergestalt unablässig bemüht war, die alten korporativen Verbände aufzulockern und aufzulösen, ist auch die soziale Entwicklung selbst an diesem Werke der Zersetzung nicht unbetheiligt geblieben. Nicht nur die weiten Gemeinschaften, auch die Familie verlor an Autorität und Zusammenhalt. Ein gewisses Maß von Laszivität der Sitten, wenigstens auf Seiten der Männer, pflegt, um einmal eine trockene soziologische Wahrheit über diese Dinge auszusprechen, jener engste Treuverband zwar in der Regel ohne allzugroße Erschütterung zu ertragen; theilweise frei davon sind wohl nur die Mittelalter, in denen der Mann sich dieser wie jeder anderen Genossenschaft am engsten verbunden fühlt. Aber wo die sexuelle Begehrlichkeit der Männer — von den Frauen ganz zu schweigen — sich offen gegen diese Rücksichten empört, wird doch auch dieses älteste soziale Band wieder, wie einst in der Urzeit, gelockert: die Emanzipation des Individuums, des Mannes wie des Weibes, sucht auch ihm zu entschlüpfen. Was aber bedeutet das Aufblühen des Hetärenwesens im Zeitalter des Perikles anders? Bis dahin waren allerdings die Frauen in rechtlich und

geistig sehr engem Gewahrsam gehalten worden. Sie galten als lebenslänglich unmündig und man erzog sie für ein Leben, das in der Kindererziehung, der Hausverwaltung und der körperlichen Pflege des Gatten allein aufging. Den gastlichen Gelagen des Hauses wohnte die Hausfrau nicht bei, die Freuden des Mannes blieben ihr unbekannt. Und da auch die Sitten zu lockern begannen, suchten die Männer öfter als früher einen freieren und zuweilen auch wohl geistig belebteren Verkehr mit gefälligen Mädchen. Die femme entretenue wird Mode.

Aber auch die Frauen selbst werden kecker; die Komiker lachen und die Philosophen klagen gegen Ende des fünften Jahrhunderts darüber, daß die Ehebrüche der Frauen häufiger werden[1]). Und wenigstens das Hetärenthum greift auch schon nach höherem Lorbeer: es fügt zu der recht bedenklichen Emanzipation des Fleisches die des Geistes. Aspasia, die Maitresse des Perikles, scheint wirklich schon erreicht zu haben, was selbst zu den Zeiten der Renaissance oder im achtzehnten Jahrhundert den wenigsten von den geistreichen Frauen dieser Zeiten geglückt ist.

In einigen seiner höchsten Vertreterinnen regte sich leise auch schon der Widerstand der Frauen gegen die viel schwereren Fesseln, die ihrer intellektuellen Entfaltung durch den herrschenden Gesellschaftszustand auferlegt wurden. Zuweilen scheint auch eine Frau in den Grenzen des Hauses ähnlichen Ehrgeiz verspürt zu haben, und die Tochter des Thucydides, die den nachgelassenen Theil seines großen Geschichtswerks bearbeitet hat[2]), mag die erste Gelehrte gewesen sein und man wird, was sie leistete, nicht gering schätzen dürfen. Nur zu einer Emanzipationsbewegung, geschweige denn zu politischen Ambitionen der Frauen, was Beides der Phantast der Komödie vermuthen läßt, scheint es in Wahrheit nicht ge-

[1]) Jw. Müller, Privatalterthümer der Griechen (Handbuch der klass. Alterthumswiss. IV 1 [1887] S. 448a f.)

[2]) Christ, Geschichte der griechischen Litteratur ([3]1898) S. 339.

kommen zu sein; Aristophanes' Genie und Seherauge muß in den vorhandenen und noch ganz schwachen Keimen zukünftige Entwicklungsmöglichkeiten erkannt haben und seine Schalkheit stellt sie als schon verwirklicht dar. Die Männer waren und blieben davon überzeugt, daß die Frauen einen minder werthvollen Typus Mensch darstellten, wie sich Aristoteles ausdrückt[1]), und die Frauen haben selbst nichts zur geistigen Hebung ihres Geschlechts als einer Gesammtheit unternommen.

Am stärksten aber hat sich vielleicht die Tendenz der Zeit auf Zersetzung vorhandener sozialer Formen und Verstärkung des Einzelnen im Wirthschaftsleben geäußert. Schon war davon die Rede, wie rasche Fortschritte das fünfte Jahrhundert auf dieser Bahn machte. Das vierte aber hat es durchaus übertroffen, es ist eine Zeit höchster materieller Blüthe. Zunächst kommt sie, sozialgeschichtlich gedeutet, freilich wie jede Periode starken Wirthschaftsaufschwungs auf höheren Entwicklungsstufen den glücklichen, durch Fähigkeiten oder großen Besitz Bevorzugten vor Allen zu gute. Schon gegen Ende des peloponnesischen Krieges giebt es in Athen Fabriken bis zu 120 Arbeitern[2]). Die Sklavenwirthschaft dehnt sich in der Industrie aus auf Gebieten, die sie bisher nicht kannten. Das beste Zeugnis größerer Zusammenhäufung von wirthschaftlich arbeitenden Vermögen, die Abtrennung und das Aufblühen eines eigenen Geldhandels bleibt nicht aus. Von religiösen Instituten geht es aus — die Kirche hatte auch damals einen guten Magen —, die Priesterschaften großer Tempel beginnen ihre Schätze auszuleihen. Aber auch große Einzelunternehmer stehen auf: der Banquier Pasion, der seine kaufmännische Laufbahn als Sklave begonnen hatte, wurde, als er sich im Jahre 371 zurückzog, auf fünfzig Talente, eine ungeheure Summe, geschätzt. Der Staat verpachtet Zoll und Steuern an Private, d. h. es werden Geschäfte in enormem

[1]) Poetik, Kap. 15.

[2]) Dies und das Folgende nach Beloch, Griechische Geschichte II (1897) S. 347 ff.

Umfang betrieben. Es bildet sich sogar für derartige und für Rhederei-Gesellschaften[1]) eine Betriebsform, die schon an sich ein Anzeichen vorgeschrittener kapitalistischer Volkswirthschaft ist. Gegen Mitte des vierten Jahrhunderts greift die Goldwährung um sich, der Geldwerth sinkt, die Preise steigen. Und wenn die Großkapitalisten an diesem Prozeß den meisten Anteil haben, so fällt doch auch den Schwächeren und Aermeren einiges zu; die Löhne steigen, und wo so viele große Unternehmungen gedeihen, da haben die Entwicklungsstadien einer noch nicht ganz raffinierten und überhitzten Volkswirthschaft auch für sehr viel Kleine Raum und Aussicht auf Gewinn. Und jedenfalls fördert dieser materielle Prozeß der Auffindung immer schnellerer und mannigfaltigerer Erwerbsarten auf jede Weise den Einzelnen und seinen Selbständigkeitsdrang.

Und merkwürdig, wenn in der That der starke Einzelne auch hier zunächst den Löwenantheil des Gewinns an sich riß und wohl auch schon die Schwächeren systematisch auszubeuten begann, so hat der Masseníndividualismus doch auch an dieser Stelle der sozialen Schlacht, an der der Kampf doch erst eben entbrannt ist, zum wenigsten begonnen sich zur Wehre zu setzen.

Aristophanes mag mit dem Kommunismus seiner Ekklesiazusen auch ein genial vergrößertes Zerrbild vorhandener Keime in die Zukunft projiziert haben, aber daß diese Keime vorhanden waren, scheint unleugbar zu sein. Und gerade in der rohesten gewaltsamsten Form, in dem Ruf nach allgemeinem Theilen, nach einer brutal-tumultuarischen Güter- und Geschlechtsgemeinschaft mögen solche Tendenzen zuerst aufgetaucht sein: daß Neuvertheilung des Ackers und Schuldenkassierung, ja selbst Gütergemeinschaft gefordert wurden, ist überliefert.[2]) Platons Nutzanwendung und Verfeinerung dieses Ideenganges für die Zwecke seines aristokratischen Staatseinrichtungsplanes mag doch unter dem Einfluß dieser viel gröberen und ganz

[1]) Schmoller, Die Handelsgesellschaften des Alterthums (Jahrb. f. Gesetzgeb. XVI [1892] S. 87 ff.).

[2]) Pöhlmann, Grundriß der griechischen Geschichte ([2] 1896) S. 163.

demokratischen Bestrebungen in dem Kopf seines Urhebers entstanden sein. Thatsächlich ist es in mehr als einem griechischen Gemeinwesen schon in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts zu Revolutionen gekommen, bei denen nicht mehr eigentlich die Erlangung einer neuen Staatsform das Ziel war, bei denen nicht mehr zwischen Aristokratie und Demokratie, sondern geradezu zwischen Reichen und Armen gekämpft wurde. Indem die alte Ständetheilung von Adel und Bürgerthum allmählig als minder wichtig zurücktritt, macht sich ein neuer, ein Klassen-Gegensatz geltend; die alte Scheidung durch Geburtsschranken veraltet, die neue nach wirthschaftlicher Zusammengehörigkeit, nach Vermögensgleichheit wird um so wichtiger. Im Jahre 370 ist es in Argos zu einem solchen Ausbruch des leidenschaftlichsten Klassenhasses gekommen, bei dem von dem niederen Volk fünfzehnhundert Menschen mit Knütteln umgebracht worden sind.

Daß diese Entwicklung nicht noch weiter gegangen ist, mag nur durch den einen Umstand verhindert worden sein, daß gerade die in diesem Betracht offensivste und ehrgeizigste, zugleich aber auch gedrückteste Schicht, die der Hand- und Lohnarbeiter im damaligen Griechenland außerhalb der Gesellschaft stand, weil sie nicht nur keine politische, sondern auch nicht einmal rechtliche und persönliche Selbständigkeit besaß. Die Sklaverei war in den primitiv-organischen Zuständen des Mittelalters eher einer linden Hörigkeit ähnlich gewesen und hatte überdies in nicht allzu großem Umfange bestanden, weil nur die Reichsten im Stande waren Sklaven zu halten. Vor Anbruch der Neuzeit, hie und da vielleicht auch schon gegen Ausgang des sechsten Jahrhunderts war hierin eine Aenderung eingetreten. Zwar auf dem platten Lande hat auch jetzt die Sklaverei nur langsam um sich gegriffen, da die Landwirthschaft, von jeher das trägste und konservativste Gewerbe, auch wirthschaftstechnisch wenig fortschritt und ein irgend verfeinerter Großbetrieb hier nicht zu Stande gekommen sein mag; die wachsende Industrie aber und schon zuvor das

städtische Handwerk scheinen sich dieses Mittel, billige und feste Arbeitskräfte zu erhalten, schnell und ausgiebig zu Nutze gemacht zu haben; Sklavenraub, Sklavenhandel, Sklavenimport fingen an zu gedeihen[1]. Und diese Schicht ganz entrechteter Arbeiter hat dem Anwachsen des freien Proletariats, an dem es im Uebrigen durchaus nicht fehlte, doch sehr enge Grenzen gezogen. An eine Emanzipation dieser völlig Zurückgesetzten hat Niemand gedacht. Zuweilen findet sich einmal bei einem Dichter, wie dem weichherzigen Sophokles, ein Vers, der daran erinnert, daß auch der Sklave Mensch sei; da giebt jener Schäferknecht dem Könige, den er als Neugeborenen ausgesetzt fand, auf eine hochmüthige Erinnerung an seinen Stand zur Antwort: „Mein Kind, ich war damals dein Lebensretter!"[2] Im Uebrigen aber kam man niemals von dem blinden Vorurtheil los, daß ein Sklave ein Mensch minderer Fähigkeiten und deswegen auch mit Fug minderen Rechtes sei. Noch Aristoteles erklärt kurzab, daß man den Typus des Sklaven als den eines völlig werthlosen Menschen bezeichnen müsse[3]. Und diese Klasse selbst mag weder zahlreich, noch tyrannisiert genug gewesen sein, um selbst auf diesen Gedanken zu kommen, der später die römische Sklavenschaft zu so erbitterten Versuchen sozialer Revolution geführt hat.

So hat denn der Masseninduvidualismus im wirthschaftlichen Leben viel beigetragen zur Auflösung des bisherigen genossenschaftlichen Zusammenhalts und hat auch wohl tastende und unsichere Vorstöße gemacht zur Formulierung eines neuen Ideals der Gütervertheilung, aber er ist über sie — in der Richtung auf den modernen Kommunismus — nicht hinausgekommen.

---

[1] So nach Ed. Meyer, Die Sklaverei im Alterthum (1898) S. 23 ff.

[2] Oedipus König, Vers 1029, 1030.

[3] Poetik, Kap. 15; vergleiche auch Politik Buch I, Kap. 2, Buch VII, Kap. 3.

In Athen haben all' diese Regungen und Schwankungen der sozialen Bewegung freien und ungehemmten Ausdruck gefunden; die eigenthümliche Gehaltenheit, die starre Stilisiertheit der spartanischen Entwicklung hat sie lange zurückgehalten. Zu leisen Schwingungen haben sie aber auch hier schon während der Blüthezeit des noch strengen Staatslebens geführt, und als diese zuletzt ebenfalls abgewelkt war, haben sie sich um so zäher und rückhaltloser geltend gemacht. Starke Persönlichkeiten konnten sich hier fast nur dann geltend machen, wenn sie Könige waren, aber auch dagegen ist das demokratische Mißtrauen erwacht und hat zur Bildung und Kräftigung des Ephorats geführt. Schon zu Beginn dieser Periode bietet die Geschichte des Pausanias und seines schlimmen Endes ein vollkommenes Seitenstück zur Tragödie des Themistokles. Selbst die Frauenemancipation reflektierte auf diese nicht so altväterisch abgeschlossene Entwicklung: es heißt, daß zu den Zeiten des Aristoteles zwei Fünftel des Grundbesitzes in den Händen der Frauen gewesen seien. Und gegen das Ende der spartanischen Geschichte ist in diesem puritanisch-strengen Kriegerstaat eine so maßlose Ueppigkeit und Sittenlosigkeit eingerissen, daß dies ehemalige Heldenvolk fast an Entnervung zu Grunde gegangen zu sein scheint.

Aber so reich mit Belegen auch eine solche Geschichte des fortschreitenden und hie und da zu seinem eigenen Schaden über das Ziel hinausschießenden Massen-Individualismus der Griechen ausgestattet werden kann, sie würde ein sehr einseitiges Bild der griechischen Entwicklung darstellen, wollte man es nicht durch eine Anzahl ganz anders gearteter Züge einschränken und ergänzen.

Zunächst darf nicht der Irrthum hervorgerufen werden, als sei jenes Vorgehen der Demokratie gegen überragende Persönlichkeiten nur wie ein hirnverbranntes Loswüthen der neidischen Menge gegen die befähigtsten Männer des Volkes anzusehen. Unzweifelhaft ist auch diese übelste Seite jedes demokratischen Regimentes hier zu Tage getreten; einigen jener

Volksurtheile, z. B. dem über Aristides verhängten Scherbenbann gegenüber, hat man den Eindruck, als habe hier blinder Haß einen seiner schlimmsten Triumphe davongetragen. Aber einmal war in diesem besonderen Falle nicht nur der Neid der Menge, sondern mehr noch der eines Rivalen die ausschlaggebende Ursache und sodann hatte im Allgemeinen die Sorge der Demokratien um die Erhaltung republikanischer Freiheit ihre guten, gewichtigen Gründe. Die Tage der Pisistratiden lagen damals noch nicht weit genug zurück, um solche Bedenken nicht sehr ernstlich zu rechtfertigen. Giebt man aber einmal den eigenthümlichen Werth einer demokratisch-republikanischen Verfassung überhaupt zu — und das fünfte Jahrhundert der athenischen Geschichte ist zuletzt nicht gerade das schwächste Argument für eine solche Auffassung, — so muß ihr auch das gute Recht, sich zu schützen, zuerkannt werden. Das war eine politische Nothwendigkeit, der gegenüber die Beeinträchtigung starker staatsmännischer Persönlichkeiten als das mindere Uebel erscheinen mag.

Und auch für die soziologische Würdigung des Vorgangs wird für ein solches Verfahren ein Argument ins Feld zu führen sein, das der im Sinne Nietzsches denkende Individualist zwar niemals gelten lassen wird, das der entgegengesetzten Anschauung aber völlig durchschlagend erscheinen wird und das deshalb von einer objektiven Sozialgeschichte zum Mindesten beachtet, wenn nicht ratihabiert werden muß. Die größere Bewegungsfreiheit und die größere Selbständigkeit eines weiteren Kreises von Berechtigten ist immer nur dadurch zu erreichen und zu halten, daß der Macht der bisher bevorzugten Stärkeren und Stärksten gewisse Grenzen gezogen werden. Mit anderen Worten, will man das Bedürfniß nach persönlichem Sichauswirken und Sichausleben den Vielen stillen, so darf man seine Befriedigung den Wenigen, die bisher viel größeren Spielraum hatten, nicht in demselben Maße weiter gestatten. Der Grund dafür liegt auf der Hand, was jenen Stärksten nur als Durchsetzung ihrer Persönlichkeit

galt, war zum großen Theil nichts anderes als das Beugen und Unterdrücken des Eigenwillens und der Bewegungsfreiheit bei Anderen, bei den Vielen. Will man aber das aristokratische Prinzip mit Nietzsche bis in seine letzten Konsequenzen hinein verfolgen, so kann dieser Idee auch eine aristokratische Staats- und Gesellschaftsordnung kein Genüge thun, denn dann wäre darin den Wenigen noch eine Summe von Bewegungsfreiheit eingeräumt, die man folgerichtiger auch ihnen fortnähme und sie auf einen Einzigen häufte. Der despotischste Despotismus wäre die Staatsform, die wenigstens eine Persönlichkeit im ganzen Volke auf den Gipfel höchster Macht und Bewegungsfreiheit führte.

Jedenfalls bringt der Masseninдividualismus, mag er sich nun im Staat oder in andern sozialen Gebilden bethätigen, die Interessen einer größeren Gesammtheit gegen die einer kleineren zur Geltung: aller Massenindividualismus ist Sozialindividualismus; er steht durch diese eine soziale Tendenz in gewisser Richtung dem Genossenschaftsgedanken minder feindlich gegenüber als dem Einzelindividualismus. So auch in diesem Falle, und auch die radikalste Demokratie der griechischen Geschichte, die atheniſche hat diesen im betonten Sinne des Worts sozialen Instinkt besessen. Eben diese Beobachtung aber leitet zu einer zweiten Einschränkung der bisherigen Charakteristik hinüber: auch die älteren Spuren desselben Instinkts, die sich nur ihrer Zeit, dem Mittelalter, entsprechend in rein assoziative, genossenschaftliche Formen gekleidet hatten, sind doch auch jetzt keineswegs völlig ausgetilgt worden. Eine Genossenschaft nämlich hielt sich überall und ist lange keinerlei Auflösungs- oder Emanzipationstendenzen verfallen: die Gemeinschaft der Vollbürgerschaft. In dem konservativen Sparta war und blieb selbstverständlich die Gesammtheit der Spartiaten ein fest geschlossener, mit hohen Schranken ängstlich eingehegter Verband, eine geburtsmäßig umgrenzte Klasse, ein Stand in der vollen Bedeutung des Ausdrucks.

Er hat hier als Herrenkaste nicht nur gelebt, sondern ist auch so gestorben: Die Spartiaten, die als Statthalter, als Harmosten in halb Griechenland fast wie Dynasten aufzutreten gewohnt waren, haben als Stand aufs Festeste zusammengehalten und sich aufs Starrste abgeschlossen. So ist es gekommen, daß sie ohne Zufuhr frischen Blutes von außen langsam eingegangen sind. Man zählte im vierten Jahrhundert nur noch tausend Herrenbürger, während es zur Zeit der Perserkriege zehntausend gewesen waren. Aber auch sonst mag der Adel als sozial sich abtrennende und zusammenhaltende Schicht fortbestanden haben.

Wie stark aber trotz aller neuerer Auflockerung der Genossenschaftsgedanke wenigstens noch in dieser dauerhaftesten Form seines politischen Ausdrucks war, das bezeugte nicht nur die innere Schichtung und Kondensierung der griechischen Bürgerschaften, sondern auch ihr Zusammenschluß nach außen. Denn gerade in dieser Richtung wurde offenbar, daß Bürgerschafts- und Staatsverband eigentlich eines war. Polites bedeutet nicht nur Bürger im ständischen Sinne der Zugehörigkeit zur Bürgerschaft, sondern ebenso auch Staatsbürger. Und da diese doppelte und doch in sich kaum getheilte Einheit im Inneren so unangetastet bestehen blieb, so kann nicht Wunder nehmen, daß sie sich auch nach außen bewährte. Alle die großen Siege der Perserkriege und die an sich nicht weniger ruhmreichen Schlachten, die Griechen gegen Griechen geschlagen haben, sind herausgeboren aus dem Genossenschaftsgedanken, der sich in dieser einen Form der Staatsidee vollkommen stark erhielt. Freilich fehlt es nicht an einzelnen Fällen großen Verrathes: unzufriedene und verbannte Staatsmänner haben sich, wie berührt wurde, mit dem Nationalfeind, den Persern, in das tiefste Einverständniß eingelassen, und athenische Faktionen sind nicht selten im Bunde mit den Spartanern gegen den eigenen Staat aufgetreten. In diesem letzteren Falle pflegten die Abtrünnigen freilich ihr Verhalten dadurch zu rechtfertigen, daß sie erklärten, es richte sich nicht gegen

das Gemeinwesen, sondern nur gegen die im Staat augenblicklich herrschende Gegenpartei, demnach ist offenbar, daß Athens Stellung gegen Ende des peloponnesischen Krieges gerade durch diese Verflechtung innerer Streitigkeiten mit dem auswärtigen Kampf am allerübelsten benachtheiligt worden ist. Aber diese Ausnahmefälle bestätigen eher die allgemeine Beobachtung, die überdies durch den ganzen übrigen Verlauf der griechischen Gesammtgeschichte vollauf bestätigt wird, daß der staatlich-bürgerschaftliche Zusammenhalt während des Zeitalters der starken oder doch noch lebensfähigen Demokratie, bis zum Einbruch der mazedonischen Herrschaft also, den alten assoziativen Gedanken am ungeschwächtesten aufrecht erhielt.

Die Wirkungen, die die Aufrechterhaltung des Genossenschaftsprinzips in diesem einen Punkte hervorbrachte, sind meistens zwiespältiger, theils positiver, theils negativer Natur gewesen. Dem Zusammenhalt der Polis, des einzelnen Stadtstaates, war sie außerordentlich günstig, aber die politische Erstarkung des Gesammtvolks hat sie nur durch sehr kurze Zeit gefördert, sonst aber so sehr wie nichts anderes gehemmt. Insonderheit Sparta und Athen, später auch Theben und in geringem Maße die andern weniger mächtigen Theilstaaten sind, was sie geworden, durch den assoziativen Gedanken in seiner politischen Ausdrucksform geworden.

Aber die Nation ist dabei übel gefahren, der Partikularismus, zu dem dieser Bürger- und Bürgerschaftsgeist führte, ist in der politischen Entwicklung Griechenlands zwar auf eine Strecke Wegs überwunden worden: auf die einzige Weise, durch die Partikularismus überhaupt überwunden werden kann, nämlich durch sich selbst, d. h. durch das Uebermächtigwerden einzelner Gliedstaaten und die Unterwerfung anderer schwächerer Stadt- und Territorialstaaten. Sparta hat sich so auf dem Lande, Athen zur See zu weitem Umfang emporgearbeitet; aber als die beiden größeren Partikularstaaten nun, wie es nicht anders kommen konnte, aufeinanderstießen, waren beide

nicht stark genug, um einen entschiedenen Sieg davonzutragen, d. h. den Gegner aufzusaugen. Ja noch schlimmer, beide Theile waren im Grunde unterlegen und schon damals in ihrem Lebensnerv gebrochen, der überwundene ganz offenbar, der angebliche Sieger aber im Kern seiner Volkskraft. Dadurch war die Sache der griechischen Einheit ein für allemal verloren, die thebanische und achäische Hegemonie waren nur episodenhafte, schwache Nachspiele. Die einzige Periode der griechischen Geschichte, in der nicht auf dem Wege des Zwanges und kriegerischer Gewalt eine Einigung nicht nur angestrebt, sondern auch erreicht wurde, ist doch nur ein neuer Beweis für die Ansicht, daß eine dauernde Unifizierung auf freiwillige Weise nimmermehr zu stande kommen konnte. Die persische Gefahr schweißte die auseinanderstrebenden Theile für eine kurze Weile zu völliger Einheit zusammen und dies eine und einzige Mal, da die Griechen sich wirklich zusammenfanden, haben sie Wunder vollbracht; aber sobald der von außen kommende Zwang des fremden Angriffs fortfiel, war auch das einigende Band des nationalen Zusammenhalts gelöst und die alte Zersplitterung wieder vorhanden. Es ist nicht anders, partikularistisch gespaltene Völker können nur dadurch geeinigt werden, daß von den Gliedstaaten ein einziger die Oberhand gewinnt und die andern überwältigt; die beiden anderen Beispiele der Weltgeschichte, die Entwicklung Deutschlands und Italiens in den letzten Jahrhunderten, beweisen es durch ihren positiven Ausgang ebenso wie die griechische durch den negativen. So wurde dem Stamm des griechischen Gesammtvolks zum politischen Verderben, was seiner geistigen Entwicklung sicher den größten Vorschub geleistet hat, sein überwuchernder Reichthum an starken und schönen Zweigen. Daß schon der mazedonischen Fremdherrschaft kein wirksamer Widerstand mehr entgegengesetzt wurde — von der römischen Invasion ganz zu geschweigen, mag zu einem Theil auf andere tiefere Ursachen zurückzuführen sein, dennoch ist für den furchtbaren Blutverlust, den der peloponnesische Krieg dem griechischen

Volkskörper gekostet hat, die äußere Schwäche bezeichnend, die er wenige Jahrzehnte darauf offenbarte. Dieser mazedonische Angriff war ja im Grunde doch weit furchtbarer, weit kraftvoller als der persische, und trotzdem hat man nun, nachdem man sich gegenseitig wohl geschwächt, aber nicht bezwungen hatte, kaum noch einen Schatten von der Anstrengung machen können, die anderthalb Jahrhunderte vorher zu so erfolgreicher Abwehr geführt hatte.

Die eigentlich sozialgeschichtliche Würdigung dieser Verhältnisse darf auch durch einen inneren Gegensatz nicht beirrt werden, der sich auf den ersten Blick aufdrängen könnte, der aber nur ein scheinbarer ist. Man ist nämlich geneigt zu fragen, warum eben der Trieb zum Zusammenschluß, der sich solchergestalt so stark erwies in der äußeren Politik der Theilstaaten, sich nicht auch des gesammten Volkes bemächtigt hat und als nationale Idee wirksam geworden ist. Darauf ist aber zu sagen, daß sich mit der sozialen Tendenz zur freiwilligen Genossenschaft sehr oft auch ein Widerwillen dagegen verbindet, die Grenzen des zu vereinigenden Kreises allzu weit zu bemessen. Mit dem Herzenszuge zu traulichem Zusammenrücken, der die letzte psychologische Ursache für alle genossenschaftliche Bildung, also auch die politische ist, vereint sich sehr leicht die Neigung, die Gemeinschaft, deren Glied man ist, nicht zu ausgedehnt werden zu lassen, weil man instinktiv Sorge trägt, sie könnte dann auch zu locker und zu wenig einig werden. Daher dann der gewissermaßen natürliche Partikularismus bei Völkern und Zeitaltern, in denen der Trieb zum Zusammenschluß zum Wenigsten nach der politischen Seite hin noch stark ist, und als seine Folge ihre ebenso natürliche Abneigung gegen nationalen Unitarismus.

Zuletzt freilich ist der Genossenschaftsgedanke auch in diesem stärksten Bollwerk, der Staatsidee, von der Hochfluth des Masseenindividualismus überschwemmt worden: das völlige Erlahmen der Staatskraft gegen auswärtige Feinde, wie es gegen Ende des vierten Jahrhunderts eintrat, bezeugt es.

Daß die Auflockerung auch des festesten sozialen Verbandes, den das Griechenland des vierten Jahrhunderts noch kannte, auf diese letzte Ursache zurückzuführen ist, wird zwar schwerlich im Einzelnen nachgewiesen, wohl aber durch eine ganze Reihe von Beobachtungen glaubhaft gemacht werden können. Im Vordergrund steht die Einwirkung der wirthschaftlichen Verhältnisse auf die politische Entwicklung. Der Haß der Armen und Benachtheiligten hat an mehr als einer Stelle die Besitzenden und Regierenden in solche Furcht gesetzt, daß ihnen an der Aufrechterhaltung der staatlichen Selbstständigkeit kaum noch etwas gelegen war. Und war dies vielleicht nur eine Meinung, die in den Kleinstaaten sich geltend machte, so hat anderwärts und namentlich in Athen die wirthschaftlich-soziale Gesinnung der Reichen selbst den Staatsgedanken untergraben helfen. Handel und Geldwirthschaft hatten in dem Athen des vierten Jahrhunderts einen so hohen Aufschwung genommen, das sie auch dem Gemeinwesen selbst ihren Charakter aufprägten. Bezeichnend ist, daß der bedeutendste Staatsmann des Zeitalters, Eubulos, sich seit 354 berühmt gemacht hat durch seine ausgezeichnete Finanzverwaltung. That er damit den Armen genug, indem er ihnen aus den vermehrten Staatseinnahmen in roh-kommunistischer Form Theatergelder verschaffte, so sicherte er doch auf diese Weise vor Allem den Handel und das Gewerbe der Besitzenden. Und aus diesem praktischen Eudämonismus zog man doch auch sogleich weitere, von dem bisherigen Staatsideal weit abweichende Folgerungen.

In einer Schrift über die Verwaltung des Eubulos wird ausgeführt, zuerst und zuletzt müsse der Frieden geschützt werden, da von ihm alles Gedeihen abhänge. Und hier wie in Isokrates' Rede vom Frieden wird geradezu gefordert, daß man auf alle weitreichenden politischen Ambitionen verzichten müsse. Daß damit ungefähr das Gegentheil von all der fanatischen und offensiven Staatsgesinnung ausgesprochen wurde, die bisher geherrscht hatte, ist offenbar. Und man hat

nicht gezögert zu diesem vorletzten negativen Schritt auch den letzten positiven zu fügen; der Begriff des Weltbürgerthums ist damals und hier zuerst geformt worden. Und dieser Theorie begann auch die Praxis schon zu entsprechen, Eubulos' Politik war durchaus friedliebend und die athenische Bürgerschaft begann sich mehr und mehr vor der Wahrnehmung ihrer Wehrpflicht zu scheuen. An Stelle des Heerdienstes der Bürger tritt gerade jetzt ein rasch sich fortbildendes Söldnerthum.

Aeußere und innere Entwicklung wiesen in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts im Grunde auf die Herstellung einer neuen Staatsform und zugleich einer Einigung der Einzelstaaten hin. Eine so überreife Demokratie hat eine natürliche Tendenz, in ihr Gegentheil, in den Absolutismus, umzuschlagen und eine griechische Gesammtmonarchie hätte auch vielleicht die soziale Zerklüftung am ehesten überwinden können, die die Einzelstaaten so übel bedrohte. Und merkwürdig, an Zeichen der Hinneigung zum Königthum hat es namentlich in den Kolonien, aber auch im Mutterland, nicht gefehlt; in Syrakus, wo sich freilich auch die ältere Tyrannis besonders lange gehalten hatte, wo aber seit 466 doch auch die Demokratie allmählich zur Herrschaft gekommen war, kam es noch vor Schluß des fünften Jahrhunderts zu einer monarchischen Reaktion und zu der Militärtyrannis, die der erste Dionys gründete. Und als der glückliche Feldherr Timoleon, ein Republikaner von lauterer Gesinnung, 344 die Volksherrschaft wieder hergestellt hatte, hat es nicht lange gedauert und die alten monarchistisch-revolutionären Zuckungen begannen von Neuem. Und auch auf dem Peloponnes kommt es hie und da zu ähnlichen Rückfällen in das alte System, das nun nur die halb demokratischen, halb militärischen Formen annimmt, die der Tyrannis so hoher Entwicklungsstufen eigenthümlich sind und die von Caesar bis auf die Napoleonen immer wiedergekehrt sind. Selbst auf Sparta reflektieren die Bewegungen dieser Zeit: Lysander und Agesilaus nahmen eine

viel mächtigere Stellung ein, als die älteren Könige. Lysander hat als Privatmann den Plan, die alte Verfassung umzustürzen und sich gewaltsam zum Monarchen zu machen, zwar nie ausgeführt, aber lange gehegt. Agesilaus aber ist wenigstens nur durch Usurpation auf den Thron gelangt und er hat einen sehr viel größeren Einfluß auf den Staat gewonnen, als seine Vorfahren dem Ephorat haben abringen können.

Doch freilich, Athen und viele andere Theilstaaten sind von dieser Bewegung nicht ergriffen worden und, vor Allem, zur Herstellung eines großen Reiches ist nicht einmal ein Anlauf gemacht. Aber, und dies ist für den wirklichen Verlauf der Dinge wichtig geworden, als nun im Norden Griechenlands ein halbbarbarisches Volk unter einem hellenischen Herrschergeschlecht zu gewaltiger politischer und militärischer Spannkraft emporgewachsen war, war der staatliche Zusammenhalt der Griechen weder im Ganzen, noch in den Theilen stark genug, um dem furchtbaren Angriff dauernden Widerstand leisten zu können. Und die halbfremde Monarchie, die Griechenland nunmehr mit einigen Vorbehalten ihrem Szepter unterwarf, erscheint fast ebensosehr als eine innere Nothwendigkeit, ein letztes Stadium der bisherigen Entwicklung, wie als eine von außen her auferlegte Fremdherrschaft.

Die Unfähigkeit des Griechenvolks, den ihm innewohnenden Partikularismus zu überwinden, sich zu einem weiteren und stärkeren staatlichen Verbande zusammenzuschließen und der Verfall des demokratischen Staatsgedankens, sie haben beide dem Triumph der mazedonischen Invasion vorgearbeitet. Und vielleicht ist selbst jenes Phänomen der äußeren Politik zu einem großen Theile zuletzt auf diese innere Schwäche zurückzuführen. Es war, abgesehen von den natürlichen geographischen Ursachen, vermuthlich nicht mehr so sehr die Kraft der Einzelstaaten, wie in früherer Zeit, die eine Einigung des Gesammtvolks verhinderte, als das Erlahmen der politischen Kraft selbst, das so große Gedanken staatlicher Aktion gar nicht mehr aufkommen oder wenigstens nicht mehr sich durchsetzen ließ.

Vielleicht bezeichnet das Aufkommen einer dritten Vormacht und der Kampf der Thebaner um die Hegemonie einen letzten Versuch in dieser Richtung, aber man weiß, daß er weder allzu entschieden dies Ziel ins Auge gefaßt, noch trotz vorübergehender Erfolge es hat erreichen können.

Aber wozu man selbst nicht mehr stark genug gewesen war, das mußte man dem starken Volk der nordischen Ebene zugestehen. Denn wenn es auch eines Krieges bedurfte um die Griechen 338 zur Anerkennung der Oberherrschaft zu nöthigen, wenn diese auch ihre Einzelstaaten und Einzelverfassungen unangetastet ließ, wenn es auch später noch zu mehreren Versuchen kam, das mazedonische Imperium abzuschütteln, der eigenwüchsigen Staatsentwicklung der Griechen ist doch auch durch die Schlacht von Chäronea der Tod bereitet worden. Selbst die späteren Versuche, nun doch noch einen besser zusammengefaßten Staatsverband herzustellen, der ätolische und achäische Bund, sind abhängig von der Gnade der Mazedonier und kommen überhaupt zu keiner irgend dauernden, irgend bedeutenden Staatsbildung. Sobald schließlich der Löwe des neuen Weltreichs der Römer die Pranke auf den schon so tief gebeugten Nacken von Hellas legt, geht vollends auch die letzte Aussicht auf eine Erneuerung der alten Griechenherrlichkeit verloren.

Es ist nicht anders, mit dem Ausgang des vierten Jahrhunderts ist das hellenische Staatsleben zu einem Schattenbild herabgewürdigt, das in der Weltgeschichte politisch nichts mehr zu bedeuten hat.

Die politische Verfassung, der das griechische Volk sich seit Chäronea unterwerfen mußte, die des wenigstens als Oberhoheit anerkannten Absolutismus, hat nun schließlich auch die letzten der sozialgeschichtlich möglichen Staatsformen: den von oben her auferlegten Zusammenschluß, die Zwangsgenossenschaft im Wandel der griechischen Gesellschafts- und Persönlichkeitsentwicklung eintreten lassen. Und zwar die Zwangsgenossenschaft in ihrer drückendsten und unfruchtbarsten Form,

nicht nämlich als ein Erziehungsmittel zur freien, zur demokratischen Staatsgemeinschaft, wie es die Monarchie des sechsten, die Aristokratie des fünften Jahrhunderts war, sondern als eine von außen her auferlegte und also in jedem Sinne erzwungene Verfassung. Es war ein System, das den Griechen nicht nur die innere Freiheit, sondern auch die äußere Selbständigkeit nahm — die schlimmste Vergewaltigung also, der ein Volk anheimfallen kann und deren Opfer es nur im Zustand tödtlicher Schwäche und Ermattung zu werden pflegt.

Für jede solche Analyse aber liegt der Gedanke nahe, daß dieses letzte furchtbare Stadium der griechischen Entwicklung nur eine Konsequenz der vorhergehenden gewesen ist, mit anderen Worten, daß der Masseninbividualismus, d. h. politisch ausgedrückt die Demokratie und die in ihrem Gefolge fortschreitende Auflösung des Staatsverbandes, die Ursache für diesen Verfall gewesen ist. Diese Ansicht ist, um das sogleich vorwegzunehmen, unhaltbar, aber um dies zu erweisen, ist nöthig, erst die ganze Fülle der geistigen Entwicklung Griechenlands in diesen beiden überreifen Jahrhunderten zu überblicken. Und angesichts der Perspektiven, die sich da eröffnen, schweift der Blick von dem düsteren Schlußbild, das der Ausgang der griechischen Staatsgeschichte darbietet, gern zurück zur alten Herrlichkeit der großen Tage der Perserkriege und der starken in demokratische Formen gekleideten Aristokratie der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts.

Doch freilich, auch sie wird fast verdunkelt durch den Glanz, der von den geistigen Thaten ausstrahlt, die dieses Heroenvolk der Weltgeschichte in derselben kurzen Spanne Zeit vollbracht hat und derengleichen keine andere Nation und kein anderes Zeitalter aufzuweisen hat.

Zweiter Abschnitt.

Die bildende Kunst.

Die bildende Kunst war im späten Mittelalter der Griechen vornehmlich, ja fast allein, durch die Architektur vertreten gewesen. Sie hatte in dieser Epoche durch die Schöpfung der beiden großen Stile des Tempelbaus die gewaltigsten Triumphe davongetragen. Die beiden Jahrhunderte, die nun folgen, schweben uns Nachlebenden vor als eine Periode der höchsten Entfaltung bildender Schöpferkraft; aber ihre Baukunst, das muß ohne Umschweife gesagt sein, rechtfertigt diesen Ruhm nicht. Denn freilich hat sich in diesen Zeiten Griechenland mit der Fülle herrlicher Tempel bedeckt, mit der verbunden es dem Gedächtniß aller späteren Völker erst sein Bild eingeprägt hat, aber an geistiger Produktion ist ihre Architektur nicht im Mindesten so reich gewesen, wie die der vorausgehenden Epoche. Wohl haben sich die berühmtesten Werke des dorischen Stils erst im fünften Jahrhundert erhoben, der Athenatempel zu Aegina, der Zeustempel zu Olympia und nach ihnen die Bauten, durch die der Burgberg von Athen der herrlichste Ort der bewohnten Erde wurde; wohl hat man bei diesen übergroßen Aufgaben auch immer neue, immer herrlichere Gesammteindrücke geschaffen und ein Ineinanderwirken von Architekturbildern, die nur einer so hohen Kultur gelingen konnten; aber was an Grundgedanken der Baukunst neu konzipiert worden ist, verschwindet neben dem großen Schöpfungsakt des späten Mittelalters der Griechen, der Erzeugung des dorischen Tempels. Die Durchbildung und Verfeinerung dieser Kunst ist fortgeschritten, man

hat die Verhältnisse und Abmessungen noch feiner abgewogen, man hat die Säulen schlanker, weniger verjüngt und weniger ausgebaucht, den Echinus steiler werden lassen[1]), man hat das korinthische Kapitäl erfunden, aber grundlegende Aenderungen hat man an dem großen Erbe, das man von den Vätern übernommen hatte, nicht vorgenommen, geschweige denn, daß man einen neuen Stil geschaffen hätte. Vor anderen Perioden architektonischer Unfruchtbarkeit, dem neunzehnten Jahrhundert z. B., hat diese Zeit aber voraus, daß sie das Empfangene in edler Reinheit zu bewahren wußte, daß sie nicht Unzusammengehöriges vermischte und daß sie im eigentlichen Hellas wenigstens den strengsten Stil des Mittelalters beibehielt. Es ist doch denkwürdig, daß fast alle großen Monumentalbauten des Mutterlandes dorisch gebildet wurden und daß der glatte und minder starke jonische Stil in der Hauptsache auf die Kolonien beschränkt blieb. Vielleicht zeigt sich hierin am Meisten, daß die Architekten dieses Zeitalters der großen zeitgenössischen Bildhauer nicht ganz unwürdig waren, so wenig sie sich auch mit ihnen messen können. Man kann sich freuen, daß die Namen des Iktinos und Kallikrates, der Meister vom Parthenon, erhalten geblieben sind, aber das Schicksal hat sich ungerecht genug gezeigt, da es sie im Gedächtniß behielt und der großen Schöpfer des dorischen Tempelstils vergaß.

Die Entwicklung der bildenden Kunst neben die litterarische zu stellen, ist in der griechischen Geschichte besonders lockend, weil die Analogien sich von allen Seiten ungezwungen herzudrängen. An charakteristischen Abweichungen fehlt es dabei nicht und die augenfälligste ist sicherlich die, daß die Befreiung von den Fesseln archaischer Schwerfälligkeit und Unpersönlichkeit hier erst weit später eingetreten ist, als bei den Dichtern und Denkern. Denn eben erst in den Anfang dieser Periode sind, wie man heute meint, die frühesten Werke freier Plastik zu setzen, die griechischen Künstlern überkommen sind. Das Urtheil über

[1]) Durm, S. 218 ff.

sie muß natürlich einen Januskopf haben: geräth man von den Skulpturen reiferer Zeiten vor die äginetischen Giebelgruppen, so mag man erschreckt sein über die Steifheit der Haltung, die Undetailiertheit der Körperbehandlung und am meisten vielleicht über die Unfähigkeit, auch die einfachsten Bewegungen der Seele im Ausdruck des Gesichts sich wiederspiegeln zu lassen: selbst der Mann, der sich einen Pfeil aus dem blutenden Leib zieht, hat ein unbewegtes und deshalb ganz stumpf erscheinendes Gesicht, und die Göttin selbst, die, um dem Streit zu gebieten, die Mitte zwischen den Kämpfenden einnimmt, zeigt ein auf uns Heutige fast grotesk wirkendes Antlitz, so stark sind die Züge vereinfacht und mit so plumpen Mitteln ist hier der sinnliche Ausdruck für übermenschliche Macht gesucht. Allerdings mag die Göttin mit Absicht streng und alterthümlich gehalten sein — so früh schon taucht, kaum daß die archaische Kunst überwunden ist, ein archaisierender Stil auf, wenn auch vielleicht eher von religiöser, als von künstlerischer Delikatesse diktiert — aber auch sonst trifft der Blick ringsum auf Steifheit und Stammeln genug. Und dennoch wie groß ist trotz aller noch ängstlichen Symmetrie die Konzeption des Gesammtbildes, wie mannigfaltig die Haltung der einzelnen Gestalten, wie frei die Bewegung der Schreitenden, wie unsäglich viel Naturbeobachtung setzt die Muskulatur der Körper, die richtige Stellung der Glieder voraus, und wie fein und wählerisch ist trotzdem von dieser Wirklichkeitserkenntniß Gebrauch gemacht. Und noch zarter und feiner ist diese Beherrschung des Leiblichen, die errungen zu haben den Ruhm jener Epoche, des Zeitalters der Perserkriege ausmacht, da geblieben, wo es sich um Erzeugnisse der Bronzetechnik handelt, die früher und erfolgreicher gehandhabt wurde, als die Bearbeitung des Marmors. Wird der Dornauszieher richtig in diese Epoche verlegt, so liegt in ihm ein Zeugniß noch intimerer Kenntniß der Schönheiten des Leibes vor; wie eingehend ist etwa dieser zarte Knabenfuß behandelt! Und dabei sind die Gesammteffekte der Kontur noch weit ehrgeiziger, als die der Aegi-

neten: die Silhouette, die das Werk in den — heute ach so ungünstigen — Hintergrund schneidet, erzählt so viel von der ganz eigenen Zartheit reifender Knabenkörper. Und bleibt die Stummheit des Gesichts auch noch weit zurück hinter der lauten, edlen Formensprache des Leibes, schon ist man versucht, seine Starrheit als Absicht des Künstlers auszudeuten, so als hätte er darin den drolligen Ernst wiedergeben wollen, mit dem Kinder auch sehr kleine Verletzungen ihres Wohlbehagens zu behandeln pflegen. [1])

Aber noch waren viele Stadien in diesem Lauf nach den höchsten Zielen der Kunst zurückzulegen, auch wenn man in den Grenzen des Körperlichen blieb. Der Attiker Myron hat mit seinem Marsyas vermocht, einen Körper, der zwar nicht in vollster Bewegung begriffen ist, aber sich zu ihr anschickt, so zu treffen, daß er den Eindruck des aktivsten Lebens auf den Beschauer überträgt. Sein sikyonisch-argivischer Zeitgenosse Polyklet aber, in seiner etwas schematischen Gesichts- und Muskel-Darstellung fast schwerfällig und wie ein Zurückgebliebener wirkend, greift nach einem noch höheren Lorbeer: seiner verwundeten Amazone ist ein Schimmer leidender Schwermuth über das Gesicht gegossen, der in einem tiefen Gegensatz steht zu den auch hier etwas plump vereinfachten Grundzügen des Gesichts. [2])

Doch nicht nach dieser Richtung hin ist Phidias, der einst mit Myron und Polyklet zusammen zu den Füßen desselben argivischen Meisters gesessen haben soll, und dem von den Dreien das Größte zu erreichen beschieden war, vorwärts geschritten. Es ist vielleicht die charakteristischste Wendung in der griechischen Kunstgeschichte, daß er, dem in den perikleischen Zeiten der athenischen Republik die denkbar bedeutendste Stätte des Wirkens zu Theil wurde, sein großes Können nicht eingesetzt hat, um dem Seelenleben auf seinem äußeren Spiegel,

[1]) München, Glyptothek; Rom, Conservatorenpalast.

[2]) Marsyas: Lateran; Amazone: Berlin.

dem Antlitz, leidenschaftlicheren, erregteren Ausdruck zu geben. Aus ihm mag eine der stärksten Grundstimmungen seines Volkes sprechen, wenn er freilich die Köpfe, die seine Hand zu bilden wußte, mehr beseelte, als irgend ein Andrer außer Polyklet vor ihm gethan hatte, wenn er dabei aber sehr, sehr weit entfernt blieb von all' dem unruhvollen, zerrissenen, wenn auch psychologisch-tieferen Streben der Neueren, der großen Italiener oder gar der großen Deutschen. Die Gesichter seiner Gestalten athmen heitere, gütige Ruhe, sie sind wie durchleuchtet von dem milden Glanz eines schön ausgeglichenen, in sich gehaltenen Seelenlebens, eines hoheitsvollen und doch liebreichweisen Herzensadels, aber von Stürmen und Unglück, von hartem Erleben und aufwühlenden Leidenschaften erzählen sie nichts. Es ist, als ob in diesen edlen Zügen von hohen Göttern ein ewiger Festtag gefeiert würde, der wohl undenkbar ist ohne den Kummer und die zehrenden Sorgen des Werktags, der dies Leid aber alles vergessen oder der es doch in der stillen Ruhestatt seines Herzens begraben hat. Von der Sophrosyne erzählen sie, von heiliger Freude und nur ganz wenig von dem stillen Seufzer des heldischen Dulders: wie viel Schlimmeres noch ist dir zu leiden aufgespart, du mein armes Herz.

Wie ist nun zu erklären, daß in diesem Griechenvolke, in dessen Schicksal so viel tragisches Pathos lag, und in dessen Charakter der große Herzenskünder Jakob Burckhardt so viel Leidenschaft und Leidenslust entdeckte, der größte Künstler ein solches Maßhalten, solche Ausgeglichenheit und — in unseren modernen Augen — solch' unwirkliche Ruhe und Harmonie zeigt? Vielleicht weil die Kunst der Griechen verwirklichen wollte, was das nie erreichte Ziel ihrer Lebensführung war? Vielleicht weil ihre Kunst noch ganz eine Kunst der Feste und der frohen Sammlung war, in die nichts von dem Leid und Druck des Lebens und der Differenziertheit seiner Eindrücke dringen sollte? Vielleicht weil sie vieles von dem, was einst die Neueren fühlen und denken sollten, noch gar nicht fühlten oder wenigstens nicht dachten? Wer will es sagen. Aber

wichtig ist festzustellen, daß die große Kunst der Griechen auch auf dem ersten und vielleicht höchsten Gipfelpunkte ihrer Entwicklungsbahn nicht über die hohe Einfalt dieser stillen Wirkungsweise hinausgedrungen ist.

Aber vielleicht hat diese gewollte oder — wahrscheinlicher — ungewollte Zurückhaltung in Hinsicht auf Geist und Seele das Können dieses großen Künstlers noch viel mehr, als sonst geschehen wäre, auf das rein Sinnlich-Wirksame in der Kunst hingelenkt. Denn was ihm in dieser Richtung zu erreichen beschieden war, ist freilich noch ungeheurer. Niemand wagt heute zu sagen, wie viel von den Fragmenten des Parthenonfrieses, die erhalten sind, auf Phidias' eigene Hand zurückzuführen ist, aber man nimmt an, sie seien alle ganz von seinem Geist erfüllt. Und merkwürdig, was auch Großes hier gelungen ist, es ist von demselben adlichen Sinne geschaffen, der über die Gesichter der Statuen so hohen, stillen Frieden goß. Nichts von den heimlichen Nebeneffekten, durch die auch die große Kunst vieler späterer Griechen — ohne alles Unrecht — die Sinne für sich einnimmt, ist hier zu verspüren. Diese Kunst, die mit dem sinnlich Schönen die meisten von ihren Triumphen feiern will, ist so keusch und in ethischem Sinne so unsinnlich, wie kaum eine andere. Noch ist der höchste Trumpf, den die Bildhauerei zu vergeben hatte, der Reiz des nackten Weibes, überhaupt nicht ausgespielt: Phidias hat nicht an ihn gerührt, er ist nicht umsonst der Priester und Diener der jungfräulichen Göttin gewesen. Seht ihn an, den panathenäischen Festzug der Mädchen; wie wunderbar groß und feierlich tönt die Musik hohen, stillen, gemessenen Schreitens aus diesem Marmor.[1]) Warum redet man immer so viel von der Züchtigkeit germanischer Jungfrauen — oder gibt es ein edleres, schamhafteres Bild reifender Mädchen als das dieser jungen Griechinnen. Und wie reich ist die Linienkunst der Gewänder. Ein Gedränge langer Falten fällt von den hohen

[1]) Paris, Louvre.

Mädchenkörpern, und doch ist nichts von barockem Ueberschwang zu spüren, oder gar von der knittrigen Fältelung gothischer Kleidformen. In prachtvollem Reichthum hängt die bauschige Fülle des Tuches über die verborgene Gürtung der Jungfrauen, und nur wo die sanft ausschreitenden Kniee und der knospende Busen der Mädchen ein wenig ahnen lassen von der Schönheit des jungen Leibes, da treten ruhige, faltenlose Flächen an die Stelle des verwirrenden Dranges. Und trotzdem hält ein strenger Stil diesen Ueberfluß von Linien im Zaum, fast säulenmäßig steil und gerade fallen die Längsfalten hernieder, während die Brusttücher in lieblich asymmetrischer Rundung den Hals der Schreitenden umschlängeln. Die stattlich edle Gestalt des Mannes aber, die den Zug der Mädchen unterbricht, ist auch im Wurf und der Faltung des Gewandes charakteristisch geschieden von den Frauengestalten ringsum: es ist als sei hier ein stärkerer, ein dramatischer Accent gesetzt mitten in den Fluß dieses rhythmisch dahingleitenden Zuges. Für dies Alles aber hat dem heutigen Beschauer ein gütig-grausames Geschick das Auge geschärft, da es zu all den Körpern nur einige wenige verschwimmende Gesichtslinien noch erhalten, alle übrigen Köpfe uns aber geraubt hat.

Und wer die Harmonien dieses Bildwerks, die nur der Haltung der Körper und der Führung der Gewandlinien entströmen, mit gierig schlürfenden Sinnen aufnimmt, wer da bewundert, wie in diesem feierlichen Zuge durch kaum merkliche Variationen in Gestus und Gewandung der Schreitenden die Kunst eines leisen Wechsels mit der nothwendigen Einheitlichkeit dieser wahrhaft heiligen Prozession verschmolzen ist, möchte denken, daß hier eine fast nur stilisierende Kunstweise sich vortrüge. Und doch ist dem nicht so: die Hand des Mannes, der die Mitte dieses Fragmentes hält, giebt Geäder und Knochenbau mit realistischer, fast peinlicher Sorgfalt wieder, und die Wunderwerke der Gewänder umkleiden Körper, die nur sehr ernste Beobachtung so richtig auffassen kann. Hier und damals ist eine der seltenen Blumen höchster Kunst auf-

geblüht, die Wirklichkeit und Stil gleichermaßen in ihrem frucht-baren Kelche umschließen!

Der Stil aber überwiegt. Diese Kunst war idealistisch in jedem Sinne: sie spiegelt hohe Stoffe wieder, sie sucht große ungewohnte Eindrücke hervorzurufen, sie thut es mit den edelsten Mitteln und sie ist endlich ganz erfüllt von der Herrlichkeit und der ganz selbstständigen Mission der reinen Form. Ist die Dresdener Statue wirklich, wie man heute meint, ein Abbild der lemnischen Athene des Phidias, so muß der Künstler auch hier in dem Linienwerk der Gewandfalten geschwelgt haben. Man verfolge nur, wie köstlich die beiden bis zum Gürtel aufgerafften Säume des Kleides in wunderbar irregulärem Parallelismus sich fliehen und suchen, und erst zuletzt sich treffen.

Aber so groß Phidias' Erfolge waren, die Entwicklung der griechischen Bildhauerei hielt nicht ein, sondern führte zu immer neuen Siegen. Seinem Schüler Alkamenes wird heute die Statue von Fréjus[1]) zugeschrieben und ist dies Werk wirklich die Aphrodite in den Gärten, von der die Alten so Großes rühmen, so ist hier nicht nur der erste Schritt zur Entschleierung des Weibes durch die Skulptur, sondern auch zum erstenmal eine der wundervollsten Aufgaben, die dem Bildhauer gestellt sind, gelöst: die Darstellung umkleideter, aber durch das Gewand durchscheinender Körperformen. Die leise Kräuselung des knapp anliegenden Kleides, die hier an die Stelle von Phidias' wuchtigem Faltenwurf tritt, verhält sich zu diesem, wie leiser Violinenstrich zu starkem Orgelklang. Worte sind viel zu plump, um alle die Reize zu schildern, die von diesem göttlichen Gewande ausgehen. Das Entzückendste an ihm aber ist gewiß, daß der Künstler über dem winkenden Ziel, diesen verführerischen Körper trotz seiner Verhüllung ahnen zu lassen, nicht den Charme der reinen Linie vergessen hat, und daß so nachlässig wirklich die Falten erscheinen, die der rechten Schulter

---

[1]) Paris, Louvre.

zustreben, doch ein sinnverwirrend schönes System sehr absichtlicher Gewandlinien von den Füßen der Göttin her aufwärts strömt und wächst.

Und zur selben Zeit wirkte Kresilas, dem man heute außer dem edlen Kopfe des Perikles auch das Original der Athena von Velletri [1]) zuschreibt. Es ist ein Götterbild, dessen feierlicher, schwerer, steiler Faltenwurf weit eher rückwärts auf das Stadium des Phidias weist, das aber durch den hohen und doch gütigen Ernst seines Antlitzes einen neuen ganz originären Ton in die Symphonie der großen Kunst dieses Zeitalters hineinklingen läßt. Vor diesem Kopf wird man sich des eigenthümlichen Charakters der Gesichtsbehandlung dieses Zeitalters ganz bewußt. Sie ist über eine nach modernem und gewiß schon hellenistisch-römischem Geschmack allzu breite und kühne Stilisierung nie hinausgekommen: sie hat wohl schöne, edle Wangen, aber immer nur ganz breitrückige Nasen, immer nur regulär-mandelförmige Augen, immer nur typisch geschnittene Lippen gebildet. Denn es ist doch erstaunlich, daß den heutigen Forscher nicht etwa nur äußere Beigaben, wie der gleichgeformte Helm, sondern auch der ganz ähnliche Mund auf die Identität des Künstlers der Periklesbüste mit dem, der das Vorbild zu dieser Statue gemeißelt hat, führen konnten, daß also dieser große Bildhauer dem Porträt des großen Staatsmannes und dem Kopf seiner Stadtgöttin dieselben Linien des Mundes giebt. Und trotzdem ist beider Antlitz nicht unpersönlich, der Hauch individueller Besonderheit, den jeder von diesen edlen Köpfen ausathmet, ist leise, aber sein Wehen durchschauert uns vielleicht eben deshalb mit um so höherem Entzücken. Wo ein starker Stil vom Leben auch nur ein blasses Abbild giebt, entsteht häufig ein stärkerer Eindruck, als wo realistische Kunstweise jede Rune und jedes Fältchen der Wirklichkeit nachzuahmen strebt, mag diese Wirkung auch mehr von der Persönlichkeit des Künstlers als der der nachgebildeten Menschen ausgehen.

[1]) Paris, Louvre.

Am stärksten tritt der stilisierende Zug der Kunst dieses Zeitalters da hervor, wo sie wie in den Mänaden-Darstellungen starke Seelenerregungen mehr noch durch die Lineamente der Zeichnung als durch die Miene des Gesichtes oder die Haltung des Körpers wiederzugeben trachtet. Das esquilinische Relief[1]) drückt die bacchantische Raserei des jungen Weibes, das in der einen Hand den Dolch und in der anderen ihr Schlachtopfer, ein Zicklein, schwingt, zwar auch in dieser gegenständlichen Art deutlich genug aus, aber ästhetisch weit wirksamer und unvergleichlich viel feiner ist das Gewirr der bauschigen Falten, in dem das durchsichtige Gewand den Körper der Schwärmerin umflattert. Wie oft überschüttet der grobe Unverstand der Stoffästhetiker den Formen-Symbolismus unserer Tage mit den thörichtsten Vorwürfen — und diese Ewig-Gestrigen wissen ja kein vernichtenderes Argument, als dies: solche Linien seien noch nie von Künstlern gezeichnet worden, und die Antike ist ihre höchste Gottheit. Von diesem Marmor mögen sie sich eines Besseren belehren lassen.

Neben solcher Formenkunst aber macht sich in diesem überreichen Zeitalter eine andere geltend, die, ganz analog der fortschreitenden Dramatik, ein neues Gebiet des Lebens, die Empfindung und ihren äußeren Ausdruck hinzu zu erobern trachtet. Das rührende und doch in seiner edlen Zurückhaltung nichts weniger als sentimentale Relief, das den Abschied der von Hermes geleiteten Eurydike von ihrem Gatten schildert, ist des Zeuge.[2]) Und in dieser Richtung ist denn auch die weitere Entwicklung, die des vierten Jahrhunderts, fortgeschritten. Die Skulptur dieser Epoche ist nicht mehr, wie noch die des perikleischen Zeitalters, mit der Architektur verbunden, und es ist als ob sie mit der Lösung dieses Bandes auch ihren ursprünglich strengen, monumentalen Charakter abgestreift hätte. Man verzichtet nicht im Mindesten auf die Wiedergabe schöner Körper-

---

[1]) Rom, Kapitol.

[2]) Paris, Louvre.

lichkeit, im Gegentheil man sucht ihr immer zartere und feinere Reize abzugewinnen, aber man trachtet zugleich weit mehr als früher danach, die Reflexe des inneren Lebens im Bau und Mienenspiel des Menschen-Antlitzes aufzusuchen und sie wiederzugeben. Beides widerspricht sich nicht, sondern hängt miteinander zusammen, denn ganz wie die sensiblere, nervösere Aufmerksamkeit auf die kleinen und kleinsten Details der Leibesfläche dazu führen kann, in diesen minutiösen Abweichungen Produkte des Herzens- und Geisteslebens zu erkennen, so führt auch der Drang nach psychischer Deutung, einmal geweckt, dazu, auch da auf die Nüancen des Leiblichen mit viel schärferem Blick zu achten, wo solche Deutung nicht an sich nahe liegt. Ein Bildhauer, der beginnt die geheime Zeichensprache der Gesichtsmuskeln zu entziffern und dabei auf die Millimeter Rücksicht zu nehmen, wird sein Auge auch für die zarteren Reize eines Jünglingsrumpfes oder eines Mädchenrückens empfindlich und empfänglich machen.

Diesen Triumph einer Kunst, die als Herzenskündigerin auftrat und zugleich dem Menschenleib neue Reize abzusehen vermochte, verkörpert das große Künstlerpaar Skopas und Praxiteles, die dem Empfinden späterer Generationen näher, ebenso großen Ruhm an ihren Namen zu fesseln vermochten, wie der Pfadfinder Phidias und viel größeren als die älteren, als Myron und Polyklet, oder als die Zeitgenossen und Schüler des Phidias, als Alkamenes und Kresilas. Nur ist freilich über sie heute viel schwerer zu reden, als über die Zeiten des fünften Jahrhunderts, denn die Nachbildungen, in denen die meisten ihrer Werke auf unsere Zeiten gekommen sind, mußten unter den plumpen Händen später Epigonen oder gar römischer Handwerker, bedeutend mehr von ihren viel zarteren Werthen verlieren, als die breiter stilisierten Werke ihrer Vorgänger.

Skopas, der ungefähr ein Jahrzehnt nach Beendigung des großen griechischen Bürgerkriegs, also zu Beginn des vierten Jahrhunderts aufgetreten sein mag, ist von beiden viel übler gefahren; von seiner Kunst scheinen sehr viel geringere

Bruchstücke erhalten geblieben zu sein. Wird indessen die Gruppe der Niobiden mit Recht auf ihn zurückgeführt, so steht wenigstens das Eine fest, wie große und leidenschaftliche Konzeptionen er gewagt hat. Die viel bessere Kopie, die von der einen fliehenden Tochter erhalten ist, läßt erkennen, wie wunderbar auch er verstand, die Falten eines fliegenden Gewandes zu meistern, und wie auch er vermochte nur durch den Linienfluß die stärksten ästhetischen Wirkungen hervorzubringen.[1]) Wie groß mag die Kraft der Leidenschaft in den Köpfen dieses größten Tragöden der griechischen Skulptur gewesen sein. Der Musenführer Apollo aber würde, falls er wirklich einem Werke des Skopas nachgebildet ist, bezeugen, daß er eine so differenzierte und feine Empfindung, wie den Rausch künstlerischer Begeisterung durch die Haltung des siegreich schreitenden Körpers, durch die Symphonie unästhetisch-hängender Gewandfalten und durch den Seherglanz auf Auge und Antlitz gleichstark hätte ausdrücken können.

Praxiteles aber scheint Alles umfaßt zu haben, was die Welt des Körperlichen darbietet. Wenn er — wie auch Skopas — den letzten noch übrigen Schritt in der Schilderung des Menschenleibes thut und das nackte Weib darstellt, so geschieht es mit einer Meisterschaft, die nur durch einen Rest von Befangenheit davon ahnen läßt, daß hier die Beute eines großen Entdeckerzuges eingeheimst wird. Zwar ist die knidische Aphrodite noch etwas monumental-gigantisch behandelt: der Oberkörper ist ein wenig massig im Vergleich zu dem feinen Kopf und dies Mißverhältniß ist vielleicht doch nicht allein auf die mittelmäßige Kopie zu schieben, die heute allein vollständig vorhanden ist.[2]) Aber es handelt sich hier nicht um eine Eigenschaft des Künstlers: die wundervoll-intime Behandlung der Körperoberfläche, die der Knabe Eros, der halbreife Satyr und der Jüngling Apollo, der nach der Eidechse zielt, aufzeigen, beweisen es.[3])

[1]) Uffizien; Sammlung Chiaramonti im Vatikan.

[2]) Vatikan.

[3]) Neapel, Museum; Kapitol und (Torso-Fragment) Louvre; Vatikan.

Und was diesen Künstler selbst über die Größten vor ihm hinaushebt, ist nicht bloß der spürende Blick, der ganz feine Flächen-Unebenheiten des Körpers noch da auffindet, wo sie sich fast nur noch greifen, nachfühlen, kaum mehr sehen lassen, sondern ebenso sehr auch sein wunderbares Vermögen, die feinsten Nüancen der Gesammthaltung des Körpers auszudrücken und ihnen das Muskelspiel all seiner einzelnen Theile anzupassen. Was unterscheidet fast alle Werke aus des Praxiteles' Werkstatt am ehesten von denen der früheren großen Meister? mich dünkt nichts so sehr, als sein Bemühen, immer neue Spielarten der Körperhaltung aufzufinden. Die Früheren wollten, wie Phidias und Polyklet, vornehmlich die Natur in monumentaler Ruhe, im Stillstand oder doch in sehr gemessenen Bewegungen wiedergeben oder wo sie, wie Myron es that, starke Bewegungen abschildern, da liegt doch offenbar weit mehr die Absicht vor, ein neues Gebiet der Wirklichkeit zu erobern, als sich künstlich neue Schwierigkeiten zu schaffen, um sie zu überwinden. Das aber ist bei Praxiteles sicherlich der Fall: er hat sich erst die Körper so gestellt, daß er nach ihnen die wunderbare, ganz natürliche und doch ganz formvolle Anmuth seiner Bildwerke schaffen konnte. Oder aber er hat der unendlichen Mannigfaltigkeit des lebendigen Lebens so lange aufgelauert und nachgestellt, bis er in der Wirklichkeit Vorbilder fand, die seinem unlöschbaren Durst nach Grazie ein Genüge thaten.

Man übersehe nur seine Schöpfungen. Da ist doch auffällig, daß so vielen von seinen Statuen — bis hinauf zum Hermes — ein Baumstamm, eine Vase oder sonst eine Stütze, ein Anlehnungspunkt beigegeben ist. Niemand wird von einem so großen Künstler annehmen dürfen, daß es sich dabei um ein Verlegenheitsmittel handele, um von der einfachen, aufrecht stehenden Figur fortzukommen. Aber insofern ist diese scheinbar geringfügige Aeußerlichkeit sicherlich charakteristisch, als sie in jedem Fall zu einer immer neuen, immer wechselnden Körperhaltung führt, die auch nach des Künstlers Eigen-

art nicht durch eine starke Aktion hervorgerufen ist, sondern durch irgend eine halb spielende, halb träumerische Beschäftigung. So kann aufs Ungezwungenste mühelose Anmuth mit einer bewegten und meist ganz einfachen Haltung des Leibes verbunden werden und eben dies ist wohl der Grund, weshalb die knidische Venus sich leise zu der Vase hinwendet, auf die sie ihr Gewand ablegt, weshalb der kapitolinische Faun sich auf einen Baumstumpf stützt und weshalb der Eidechsentödter Apollo sich an seinen Stamm lehnt, vom Hermes ganz zu geschweigen. Und wo, wie bei der Artemis von Gabii diese Beigabe zu klein ausgefallen ist, als daß sie zum Ausgangspunkt einer noch so leisen Aktion dienen könnte, da erfindet dieser Tausendkünstler der Bewegung ein anderes Aushilfsmittel und läßt die Göttin mit einem köstlich schalkhaften Gestus sich an der Schulterspange nesteln und der Anlaß zu einem neuen Zauberspiel der Glieder und Muskeln ist gegeben. Jedes Mal ist ruhende Grazie mit einer ganz komplizierten und ersichtlich mit vielem Bedacht ausgewählten Körperstellung verbunden.

Kein Zweifel: darin liegt etwas Virtuosenhaftes, der Geschmack dieses Künstlers war so wählerisch, daß er mit Fleiß das Ungewöhnliche ersann oder doch wenigstens in der Natur aufsuchte, das ungewöhnlich Anmuthige nämlich. Und zuweilen hat man freilich schon den Eindruck, als sei diese Kunst in Gefahr, in das gezierte, süßlich Correggiohafte überzugehen: man betrachte etwa den Sauroktonos und die kokette Windung seiner Hüften. Aber wer wollte gegen diese Künstlichkeit seiner Kunst ein Wort einzuwenden wagen, da sie die goldnen Früchte getragen hat, die vor aller Augen liegen. Denn freilich, heute benützt jedes kleinste Genrewerk derartige Motive, aber was in unseren Tagen Jahrhunderte alte Konvention ist, war damals eine unabsehbar bedeutende Errungenschaft erfindender, neuernder Kunst. Und vor der unsterblichen Schönheit des Satyrtorso im Louvre wird selbst jede derartig historisch gestützte Bewunderung überflüssig.

Ueber dieser Meisterschaft in der Körperbehandlung ist aber die formale Kunst der Linie und des edlen Faltenspiels, die die älteren Generationen in der Formung des Gewandes ausgebildet hatten, nicht zu kurz gekommen. Das Kleid der Artemis aus Gabii ist in so reicher edler Bauschung aufgebaut, daß es sich ausnimmt wie der prächtige Wassersturz einer fürstlichen Kaskadenanlage. Nur die berühmte Statue des Sophokles, wenn man sie mit Recht als dem Praxiteles nachgebildet ansieht, könnte in dieser Hinsicht anfechtbar erscheinen.[1]) An ihr ist das Gewand, das den ganzen Körper deckend in hohem Maße die Augen auf sich zieht, wohl zur Linken reich gerafft, die gesammte übrige Fläche aber ist etwas eintönig und leblos behandelt, so daß auch die Körperhaltung — mit stark hervorstehender rechter Hüfte — nicht ganz erfreulich wirkt. Das Prinzip der Asymmetrie ist hier bis zur Spitze getrieben.

Aber noch ist das zweite Charakteristikum praxitelischer Kunst nicht zur Sprache gekommen: der weiche malerische Schmelz seiner Köpfe. Denn wenn es überhaupt die neue Größe dieses reifsten Zeitalters griechischer Skulptur war, daß es sich den Ausdruck gesteigerter, differenzierter Empfindung zu eigen machte, so scheint Praxiteles' ganze Neigung dieser einen Form der physischen Spiegelung seelischen Lebens zugewandt gewesen zu sein. Von den beiden großen Bildhauern des vierten Jahrhunderts ist er ganz der Lyriker, wie Skopas der Dramatiker. Und er ist hierin eben so ganz der Nachfahre des Phidias, wie Skopas' unruhige Leidenschaftlichkeit am ehesten an Myron erinnert. Nur daß der Fortschritt der Epoche in dem einen wie im andern Fall sehr deutlich erkennbar ist. Des Skopas' großangelegte Tragik mag über die mehr nur körperliche Bewegtheit Myrons noch weit hinausgeschritten sein; aber auch Praxiteles' Kunst hat sich wesentlich entfernt von der des Phidias. Wohl ist über dessen Köpfe ein weicher schwimmender Glanz gebreitet, der sie den warmen

[1]) Rom, Lateran.

Hauch eines starken Innenlebens ausströmen läßt, und die Grundstimmung, die Praxiteles den seinen giebt, ist diesem milden Leuchten innerlich verwandt, aber was beider Kunst von einander trennt, ist die viel größere Bestimmtheit der Praxitelischen Melik. Es ist schwer, sich darüber ganz unmißverständlich auszudrücken, denn auch des Praxiteles' Gestalten träumen vor sich hin, sie neigen lauschend, sinnend das Haupt, sie sind ganz Stimmung und reden von keinem Vorgang, keinem Handeln, weder Leibes noch der Seele. Aber daß sie träumen ist hier viel sicherer zum Ausdruck gebracht, der unbestimmte weiche Schimmer, der die Köpfe des Phidias umleuchtet haben mag,. hat sich zu klaren Lichtern differenzirt; aus einem allgemeinen Typus ist eine besondere Seelenverfassung geworden; die breit einherschreitenden Harmonien des Phidias sind hier von feineren, helleren Weisen abgelöst, die vielleicht nicht mehr so weihevoll, aber sicherer, klarer sich ins Ohr stehlen. Auch hier ertönt anstatt mächtigen Orgelklanges der zartere, dünnere, aber auch bestimmtere Geigenstrich. Wie verkehrt es ist, solche Entwicklung Fortschritt zu nennen, wird hier sehr klar; wem würde wohl in den Sinn kommen können, Praxiteles über Phidias zu stellen, und selbst an sich hat unzweifelhaft die majestätisch feierliche Gesammtstimmung der Werke des älteren Meisters einen gewissen Reiz voraus vor der präziseren, aber auch minder mächtig ergreifenden Psychologie des jüngeren.

Doch hier kommt es darauf an, den Unterschied der Epochen kenntlich zu machen, und da ist diese Differenz überaus bemerkenswerth und es ist reizvoll zu bemerken, daß sie für die Charakteristik des Praxiteles zu einem Schlußergebniß führt, das mit seiner Art den Körper zu bilden aufs Beste zusammenstimmt. Die Zartheit seiner Behandlung der Leibesfläche und die wählerische Delikatesse der Körperhaltung harmoniert völlig mit dem sanften, elegisch süßen Zuge der Köpfe, die von diesen Gestalten getragen werden.

Neben der langen Reihe großer Attiker in der Geschichte

der griechischen Skulpturkunst, die von Myron und Phidias bis zu Praxiteles und dem auf Paros geborenen, aber in Athen heimisch gewordenen Skopas führt, geht eine andere bedeutender peloponnesischer, zumeist argivischer Künstler her, die mit den Bildhauern des olympischen Tempels und Polyklet anhebt. Und auch sie hat im vierten Jahrhundert — nach Skopas und Praxiteles — noch einen Großen hervorgebracht: Lysippos. Darf man von seinem in werthvoller Nachbildung erhaltenen [1]) Apoxyomenos, dem Wettkämpfer, der sich vom Staube der Arena befreit, auf seine Kunstweise schließen, so scheint er die Durchbildung des Körperlichen noch etwas weiter getrieben zu haben, als etwa Praxiteles, insofern er realistischer als dieser noch tiefer in die Formung der Oberfläche des Körpers eindringt und hierbei auch wohl noch objektiver verfährt. Dieser prachtvolle junge Körper macht den Eindruck, als habe er den Künstler ganz hingenommen; Lysippos will offenbar sehr viel weniger *sagen* mit dieser Figur, als Praxiteles mit den seinigen, er hat weniger poetische Nebengedanken als der Athener und giebt sich vielleicht deshalb der Wirklichkeit viel unbedingter hin, als er. Diese Gestalt ist weit weniger pathetisch, als die praxitelischen, und man hat von ihr den Eindruck, als könnte ihr Urheber einige Wahlverwandtschaft mit jenem vornehmsten Naturalismus unserer Tage gehabt haben, der nichts so sehr scheut, als eine bestimmte stoffliche Kunstabsicht hervortreten zu lassen, und der in dieser Zurückhaltung ebendeshalb oft der Natur ihre intimsten Detailreize ablauscht. Mit diesen Erzeugnissen des heutigen radikalen Realismus, etwa der Malerei im Sinne Millets, theilt das Werk Lysipps freilich den Nachtheil aller entschiedenen Wirklichkeitskunst, es ermangelt eines bestimmten Brennpunkts der künstlerischen Wirkung. Wohl ist der Weg weit von einer griechischen Statue zu einem modern französischen Landschaftsbild, aber das tertium comparationis,

[1]) Vatikan.

die leidenschaftslose, unpathetisch-objektive Vertheilung des Interesses auf alle Theile des Ganzen, ist unverkennbar. Das Auge schweift an diesem köstlichen Körper auf und nieder, ohne irgend ein Zentrum des ästhetischen Interesses zu finden, und das etwas müde, fast wehmüthig ernst darein schauende Gesicht des abgematteten Kämpfers macht ebenso wenig wie irgend ein Theil des überall mit gleicher Sorgfalt behandelten Leibes Anspruch auf solche Vorzugsstellung. Welch ein Abstand also von den bestimmten, oft fast preziösen Pointen praxitelischer Lyrik! Ist nun die Inschrift glaubwürdig, auf Grund deren man auch den farnesischen Herkules dem Künstler zuschreibt[1]), so würde damit ein noch schlagenderer Beweis für seine realistischen Neigungen geliefert. Denn brutalisiert dies Kolossalwerk schon fast das Auge durch seine — bei diesem Maßstab noch vergrößerte — Darstellung einer maßlos entwickelten athletischen Muskulatur, so imponiert es doch auch durch seine ebenso erstaunliche Sorgfalt in der Wiedergabe der körperlichen Details.

Lysippos ist nicht im mindesten in Wirklichkeitsschilderung untergegangen, sein Athlet ist voll Rücksicht auf die Schönheit und Abgewogenheit der Körperformen gebildet; man überliefert von ihm, daß er viel Nachsinnen auf die Auffindung von normalen, typischen Leibesproportionen verwandt habe. Aber ein sehr starker realistischer Zug beherrscht ihn von Grund aus; die werthvollere von den beiden Nachahmungen seiner Alexanderbüste, die man zu besitzen glaubt[2]), geht sehr tief in die individuellen und keineswegs regulären Züge dieses Kopfes ein; und seine Statue Aesops ist vollends ein Werk eindringenden Naturstudiums — wie ganz gehört hier das scharfsatirische Gesicht nicht nur zu der Vorstellung, die man sich allenfalls von dem Fabeldichter machen kann, sondern noch mehr zu dem Charakter des Krüppels, den das Werk im

---

[1]) Neapel, Nationalmuseum.

[2]) Paris, Louvre.

übrigen peinlich-drastisch schildert. Und selbst das Allgemeinste von Lysipps Technik, seine Abwendung vom Marmor hinweg zur Erzgießerei, wird man geneigt sein, mit der Grundrichtung seines Ingeniums in Zusammenhang zu bringen: der Guß erlaubt ein noch tieferes Eingehen in das Körperdetail oder ermöglicht es wenigstens noch mehr.

Lysippos und seine Schule bedeuten das Ende der großen Kunst des eigentlichen Griechenlands; was später von Griechen geleistet wurde, ist meist auf anderem, auf kolonialem oder römischem Boden erwachsen. Aber man sieht, es ist doch in ästhetischem Sinne ein weiter Weg, den die Bildhauerei der Griechen in diesen zwei Jahrhunderten, von den Ausgängen der archaischen Kunstweise bis zum ersten großen Aufschwung der modern-bewußten Wirklichkeitskunst durchlaufen hat. Und ihn in seiner Gesamtheit zu überschauen, ist nothwendig, will man den künstlerischen Charakter dieser Periode und den gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlich bedeutsamen Inhalt ihres Schaffens erkennen.

Am deutlichsten zeigt sich die Haupttendenz dieser Kunstentwicklung, der wichtigsten, von der die Universalgeschichte überhaupt zu erzählen weiß. Zum wenigsten bis zu Praxiteles ist es die stark und mit raschen Schritten vorwärts schreitende Emanzipation der Phantasie von dem Druck des spröden Materials und mehr noch von innerer Unfreiheit und Befangenheit, die hier zum ersten Mal sich in einer langen Reihe sichtbar geschiedener Etappen vor den Augen der Historie vollzieht. Es ist das Fortschreiten erst von der tastenden Unbeholfenheit der archaischen Kunst zu immer richtigerer Erfassung der elementaren Dimensionen und Umrisse des Körpers, dann von der halbwegs adäquaten Wiedergabe des ruhenden, oder doch nur steif bewegten Leibes zur Schilderung von Aktionen — man gedenke des Dornausziehers und Myrons — und zur Reproduktion schöner, harmonischer Körperlichkeit — Polyklet! —, dann gar zur Durchdringung des Antlitzes mit dem Schmelz bewegten inneren Lebens, wenn auch erst in einer

ganz allgemeinen, noch undifferenzierten Weise — durch Phidias — und zugleich die Steigerung des dekorativen Elementes der Plastik in der Erfindung wunderbarer Gewandlinien-Ornamente — durch Phidias und seine Nachfahren; schließlich in einem zweiten Vorstoße die Spezialisierung des Empfindungsausdrucks und die Wiedergabe körperlich und geistig bewegter Scenen — durch Skopas und Praxiteles — und zugleich die Pointierung der Körperhaltung und die weitere Verfeinerung der Oberflächenschilderung — durch Praxiteles. Kein Zweifel, mit diesen Stichworten sind auch nicht einmal die gröbsten Merkzeichen dieser Entwicklung vollständig angegeben; mancherlei Seitenbewegungen mischen sich ein, aber die Hauptrichtung tritt um so deutlicher hervor. Nicht immer gehen diese Dinge einen geraden Weg: Phidias, als idealer Fortsetzer der myronischen Kunst gedacht, müßte minder ruhige und weihevolle, viel bewegtere Werke geschaffen haben, aber im Ganzen ist doch die Stetigkeit dieses Laufes bewundernswerth, so verschieden auch die großen Menschen waren, die ihn nacheinander sich ablösend wie in einem Stafetten-Wettkampf zurückgelegt haben.

Wie aber sind die hohen Preise, die den Siegern auf dieser Bahn zufielen, ästhetisch zu werthen? Noch vor zehn, zwanzig Jahren wäre eine ganz allgemeine Würdigung dieser Art vermuthlich in Versuchung geführt worden, die Ergebnisse dieser großen Kunst an dem Maßstab ihres Naturerkennens zu messen und sie nach den Fortschritten ihres Realismus abzuschätzen. Und es ist kein Zweifel, daß diese Fortschritte, die sehr deutlich wahrzunehmen sind, mit der zeitlichen Entwicklung dieser Kunst im wesentlichen Hand in Hand gehen, Lysippos aber, der Meister dieser vordringenden Naturbewältigung, der als solcher zu allen seinen Vorgängern in einem sehr deutlich zu empfindenden Gegensatz steht, würde dann als Ziel und Gipfel der Bewegung gelten müssen. Und doch wäre ein solches Gesammturtheil — wie wir Heutigen in einem Zeitalter beginnenden Stiles besonders leicht erkennen — schief von Grund aus. Gewiß alle die elementaren Unbeholfenheiten erst entstehender

Kunstübung mußte die griechische Bildhauerei dieser unbeschreiblich reichen zwei Jahrhunderte zuerst ablegen, aber diese Annäherung an die Wirklichkeit blieb ihr bis auf Praxiteles viel mehr Mittel als eigener Zweck. Sie war im Gegentheil in mehr als einem Sinne idealistisch.

Daß sie auch dann, als sie sich von dem Dienst- — oder zuweilen auch Herren- — Verhältniß zum Kultus und zur Religion, in der sie emporgekommen war, einigermaßen losgelöst hatte, bei den Stoffen der Götterlehre und noch lieber des Mythus ausharrte, wird man nicht allzu sehr betonen dürfen. Den Griechen standen diese Vorstellungen so nahe, waren ihnen so vertraut, daß selbst die Wiederspiegelung des Lebens im Kopfe ihrer Künstler mythologische Gestalt angenommen hatte. Entscheidend aber ist der Geist, in dem diese Gegenstände behandelt wurden. Phidias und Realismus — man braucht die beiden Worte nur zu nennen, um sich den Widersinn einer solchen Interpretation zu vergegenwärtigen; man könnte ebenso gut die Hymnen eines heiligen Buches realistisch nennen, weil sie ihre Gleichnisse dem Leben entnehmen. Was hier von Wirklichkeiten verwandt ist, ist doch alles dem künstlerischen Zweck untergeordnet, von der Behandlung des kleinsten Gesichtstheils bis zur Körperhaltung und bis zum Gesichtsausdruck.

Gewiß, ein Theil dieser Zwecke ist sachlicher, ist im tiefsten Sinne des Worts religiöser Natur und wäre daher nur in Hinsicht auf den Stoff idealistisch zu nennen; aber wie durchaus auch im eigentlich ästhetischen Verstande des Worts hier idealistische, d. h. Formen- und Phantasiekunst vorliegt, dazu bedarf es nur eines Blicks auf das Parthenonfragment, von dem schon die Rede war. Das stark dekorative Element, das diese Skulptur beherrscht und in ihren Gewandfaltungen so reiche Wunder linearer Wirkung hervorgebracht hat, ist an sich ganz formal; aber auch die Gesichtszüge der Werke des Phidias und seiner Nachfolger sind aufs stärkste stilisiert, selbst im Porträt — man denke an des Alkamenes Periklesbüste.

Alle frühere Kunst aber ist vollends auf Vereinfachung, auf wählende Auslese unter den Körper- und Gewandformen gerichtet, die ihr die Wirklichkeit darbietet. Und wer einwenden möchte, daß hier nur Noth und Unbeholfenheit zu starker Vereinfachung der Wirklichkeit geführt habe, daß man technisch einer eingehenderen Behandlung des Details nicht mächtig gewesen sei, der mag sich nur die eine Frage vorlegen, warum dann diese Kunst, für deren Anfänge — die Aegineten und auch etwa Polyklet noch — diese Argumentation wohl zutrifft, später nicht alles daran gesetzt habe, um auf diesem Wege zur Wirklichkeit weiter vorzudringen. Phidias ist vermuthlich des Handwerks in der Kunst schon in höherem Maße sicher gewesen und trotzdem ist er weit mehr auf grandiosen Aufbau der Gewänder, der Gestalten und der Köpfe bedacht gewesen, als auf getreue Nachahmung der Natur.

Und auch in den späteren Stadien, wo die Wirklichkeitserkenntniß offenbar noch erheblich zugenommen hat, wo man Glieder und Gesichtszüge noch feiner ausgestaltete und also realistischer wiedergab, scheut man nach wie vor niemals vor allzu eingehender Naturnachahmung zurück und andererseits tritt — bei Praxiteles namentlich — ein ganz neues Stilisierungsbedürfniß hervor: denn die Körperhaltung seiner Figuren ist so gewählt, so absichtlich, daß in ihr das Formbedürfniß offensichtlich überwiegt. Jene ältere Art vereinfachender, wählender Wiedergabe des Körpers aber hat selbst bei Lysippos, der im Grunde außerhalb dieser Entwicklungsreihe steht, noch in vielen Stücken vorgeherrscht. Man betrachte nur an seinem Apoxyomenos den den Unterleib abschließenden, starken Einschnitt, der mit seinen bis zu den Hüften reichenden Ausläufen die Form einer etwas verkürzten Lyra darstellt und der in dieser recht unwirklichen Regularität sich auch an älteren wie an späteren Bildwerken immer wieder findet. Man vergleiche nur einmal den Körper einer guten modernen Statue — ich erinnere an Klingers Amphitrite, um das Werk

eines durchaus nicht naturalistisch gerichteten und in diesem Fall sogar dem Stoffe nach antikisierenden Künstlers zu nennen — mit den köstlichsten Typen dieser großen griechischen Zeit, und man wird finden, daß das Bildwerk unserer Epoche unvergleichlich viel detaillierter in der Körperschilderung ist, ohne daß wir es heute als im mindesten prononciert realistisch empfinden. Und ebenso breitflächig wird doch auch das Gesicht noch im vierten Jahrhundert behandelt: es hat schon viel persönlichere Formen angenommen, als im fünften, aber bestimmte Vereinfachungen der Stirne, der Lippen, der Nase, der Haare werden fast konventionell oder wandeln sich wenigstens nur leise. Das Porträt bleibt deshalb noch in einer Weise generell, die aufs schärfste kontrastiert, nicht nur mit Renaissance und modernen Bildnissen, sondern selbst mit römischen: man denke an die Sophokles-Statue des Praxiteles. Es muß aber nothwendig in Betracht gezogen werden, was diese Kunst alles nicht anstrebte, was sie instinktiv bei Seite ließ: für unsäglich viele Exaktheiten der Naturnachahmung, die schon die hellenistische Nachblüthe der griechischen Kunst aufzeigt, würde sich damals noch kein Beispiel nachweisen lassen.

Nach allem dem kann kein Zweifel sein, wie die große Kunst und die großen Künstler dieser beiden in Wahrheit klassischen Jahrhunderte persönlichkeitsgeschichtlich zu würdigen sind. Wie von den Lyrikern des späten griechischen Mittelalters, so ist auch von den Bildhauern des fünften Jahrhunderts das große Werk einer ersten fessellosen Kunstübung geleistet worden. Und wie viel starke Kraft der Persönlichkeit dazu gehört, solch ersten Flug zu wagen, ist kaum von Nöthen, ausdrücklich auszusprechen.

Myron, Polyklet und der einzige Phidias stehen als Eroberer eines neuen Feldes wunderbar freier Geistesthätigkeit auf einer Stufe mit den Großen, die das Denken und Dichten ihrer Nation ein und zwei Jahrhunderte vor ihnen so unsäglich weit gefördert hatten. Und es ist charakteristisch, daß mit ihrem Auftreten auch die Namen schaffender Künstler

laut zu werden beginnen. Noch die ältesten Werke dieser Epoche sind nicht an einzelne Künstler geknüpft: die Aegineten sind nur als Gesammtheit berühmt geworden. Wer will sagen, ob sie nicht auch noch als geschlossene Körperschaft gearbeitet haben. Zwei von ihnen sind wohl als hervorragend genannt, aber ihre Namen haben keinen Klang gewonnen. Von den Urhebern der zahllosen Bildwerke, die in dieser Zeit nach Delphi und Olympia gestiftet worden sind, ist kein einziger berühmt geworden und auch der Künstler des Dornausziehers scheint keinen Namen erworben zu haben. Um die Mitte des Jahrhunderts aber tritt darin ein ungeheurer Umschwung ein: jetzt wird für die Künstler der Ruhm ein Agens und mit den großen Persönlichkeiten wächst auch ihr Name empor. Phidias ist seinen Zeitgenossen wie der Nachwelt die Verkörperung dieses kunstdurchleuchteten Zeitalters geworden.

Ebenso wichtig für uns nachgeborene Betrachter aber ist, daß die Kunst dieser großen Anfangsperiode auch in ihrem Kern idealistisch, d. h. in besonderem Sinne höchst persönlich war. Indem diese Zeit nicht nur große Gedanken künstlerisch verkörpern wollte, sondern bei ihrer Wiedergabe auch nichts so sehr im Auge behielt als große Formen, und indem sie sich weit mehr noch der Schwungkraft der eigenen Phantasie überließ, als einer blind nachzuahmenden Wirklichkeit, erwies sie sich in jedem Betracht als eine Epoche der großen, starken Einzelnen. Gewiß, sie hatte noch vielfach mit der eigenen Befangenheit zu ringen, und was wir als Stilisierung auslegen möchten, ist nicht selten noch ein Nichtkönnen, eine Gebundenheit des künstlerischen Ausdrucks, und man mag auch hierin einen Nachklang eines sonst überwundenen Zeitalters, einer mittelalterlich-genossenschaftlichen und deshalb noch nicht kühn genug empfindenden Epoche sehen. Das große Pathos der Skulptur dieses Jahrhunderts aber verdankt dem gewaltigen Schauen und Schaffen einzig hoher Menschen seinen Ursprung.

Daneben muß freilich gewürdigt werden, wie stark ihr

Wirklichkeitssinn war. Man muß sich all der Zerrbilder erinnern, die orientalische und archaisch-griechische Kunst doch, um einmal die Wahrheit zu sagen, vom menschlichen Körper allein hervorgebracht hat. Uns freilich erscheinen diese ersten ihres Namens würdigen Menschenbilder an sich nicht bedeutend, aber wie viel geistiger Spannkraft hat es bedurft, um sie darzustellen, um Körper zu bilden, oder ihnen gar, wie Phidias als Erster that, ihnen Seele einzuhauchen. Gewiß, was bis zu dieser Höhe leiten konnte, war zunächst eine nie ermüdende Naturbeobachtung; aber ein großer Sinn hat diese Meister davor bewährt, da Knechte zu werden, wo sie herrschen konnten, und sie haben die große Form und das freie Walten ihrer ordnenden und wählenden Phantasie nie hingegeben, für den Preis größerer Naturtreue.

Von den großen Künstlern der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts gilt ähnliches. Ihnen ist zu besonderem Ruhme anzurechnen, daß sie gegenüber der nun schon großen Vergangenheit ihres eigenen Volkes und ihrer eigenen Kunst sich frei hielten und dem eigenen Ingenium nachgingen. Praxiteles ist vollends ein Aristokrat unter den Künstlern; seine etwas virtuose Kunst hat neben Phidias' einfach-schlichter Größe schon ein wenig allzu weltmännischen Charakter; er erscheint fast ein wenig Salonaristokrat, wenn man seines Vorgängers Seelenadel vor Augen hat. Kein Zweifel, das steigende Raffinement der großstädtischen Kultur, deren Atmosphäre seine Werkstatt erfüllte, hat auch seine ein wenig gezierte, ein wenig künstliche Form beeinflußt. Aber eben in der Stärke seiner künstlerischen Absicht liegt doch auch ein Beweis der Stärke seiner Schaffenskraft, d. h. seiner Persönlichkeit. Denn auch er war, wohlgemerkt, der Erste, der so absichtlich schuf, der so entschieden vom hergebrachten Wege abbog. Und wäre nicht so bejammernswürdig gering, was uns ein karges Schicksal von des Skopas Werken aufbewahrt hat, so möchte wohl von ihm und der Stärke seines Könnens noch Größeres zu melden sein, als von seinen liebenswürdigen Genossen. Denn

die Fragmente, die von seiner Hand erhalten sind, lassen fast vermuthen, daß er der Michelangelo war, der neben diesem Rafael stand.

Eine ganz andere Note, im geistigen wie im sozialgeschichtlichen Sinne, wird freilich in der Symphonie dieser großen Kunst laut, da Lysippos auftritt. Ist es nicht zu gewagt, aus den wenigen, aber überaus charakteristischen Nachbildungen, die nach seinen Werken auf uns gekommen sind, auf seine Kunstweise zu schließen, so möchte man ihn fast den ersten Demokraten unter den großen Künstlern dieser Periode nennen. Seine Kunstweise ist wirklich realistisch, was die aller seiner Vorgänger nicht war; denn es ist wohl zu unterscheiden zwischen dem reinen Realismus, der sich wie in manchen primitiven Perioden, so auch in der der griechischen Bildnerei nicht selten eingestellt hat, und dem bewußten, der in völlig reifen Perioden eintritt. Lysippos wollte offenbar Stil und Pathos vermeiden; es scheint, als habe er absichtlich alle Kunstabsicht fallen lassen, als habe er weder wie Phidias feierlich groß, noch wie Praxiteles lyrisch-wirksam sein wollen, als habe er wirklich nur ein Stück Natur durch ein Temperament gesehen geben wollen. Die alte Ueberlieferung, daß er nächst Polyklet die Wirklichkeit als seinen Lehrmeister bezeichnet habe, paßt ganz zu diesem Bilde, und ebenso die andere, daß er ohne alle Vorliebe, wieder in schroffem Gegensatz zu seinen sehr wählerischen Vorgängern, von allen Göttern Bildwerke geschaffen habe. Wie aller Realismus aber ist auch der seinige das Gegentheil von aristokratischem Herrschen-Wollen und wie wunderbar bezeichnend ist für diese weit minder herrenmäßige Stellung seiner Kunst die Nachricht, daß er ein Massenproduzent gewesen, daß in seiner Werkstatt 1500 Arbeiten entstanden seien. Ist es wirklich zu kühn, in dieser Abbiegung von Stil und hoher Kunst ein Analogon zu dem Untergang der griechischen Aristokratie zu sehen, das nur, wie so vieles in dieser größten aber auch am langsamsten gereiften Entwicklung weit später eintrat, als das politisch soziale Vorbild. Und

auch dies haben beide Wendungen gemein: sie haben beide den Anfang vom Ende eingeleitet. Nur wäre es Unrecht, deshalb über sie zu schelten: die Kunst Lysipps wenigstens, die wenn sie realistisch war, es auch im großen Sinn war, würde es noch weniger verdienen, als die Demokratie der griechischen Spätzeit.

Die Plastik ist für uns Nachlebende die einzige Repräsentantin der frei bildenden Künste der Griechen, denn nur ihre Entwicklung läßt sich historisch verfolgen. Von ihrer Malerei ist selbst an indirekten Ueberresten nur verschwindend Weniges erhalten, während die Originale völlig zu Grunde gegangen zu sein scheinen; nur litterarische Nachrichten und der etwas handwerksmäßige Reflex erhaltenen Vasenschmuckes giebt einige Andeutungen. Doch geht aus ihnen nicht allzu viel mehr hervor, als daß dies überreiche Zeitalter fast in jedem seiner Abschnitte den großen Bildhauern auch große Maler an die Seite zu stellen hatte. Neben Phidias steht Polygnot mit umfassenden Scenen voll von sittlichem Pathos, aber noch gebunden in der Form. Der Athener Apollodor und die Ephesier Zeuxis und Parrhasios wirkten im Zeitalter des Perikles und scheinen Technik und Form sehr viel weiter gefördert zu haben, von Zeuxis ist überliefert, daß er heroische Sujets nicht geliebt habe, er hat genreartige Stoffe aufgesucht, und wenn es von ihm heißt, er habe ungewöhnliche Vorwürfe bevorzugt und nur nach Schönheit getrachtet, so vermuthet man, es sei in ihm vor Praxiteles etwas praxitelischer Geist wirksam gewesen. Diese Generation löste die Malerei von der Verbindung mit der Architektur und begann Tafelbilder zu schaffen. Apelles aber, der berühmteste Maler des vierten Jahrhunderts, offenbarte sich nach der Ueberlieferung wenigstens insofern als rechten Zeitgenossen des Lysippos, als er keine großen historischen Scenen liebte.

Dritter Abschnitt.

Dichtung.

1. Ausgang der Lyrik.

Doch es gab eine Kunst, die ein noch viel inhaltreicheres Abbild griechischen Lebens und Fühlens zu entwerfen vermochte und deren Denkmäler in viel größerer Fülle als die aller anderen erhalten sind. Die Poesie[1]) der griechischen Neuzeit hatte, wie ein Blick des Vergleiches lehrt, vor der Plastik voraus, daß sie auf eine unverhältnißmäßig viel reichere Ueberlieferung an Kunstformen und Kunstinhalten zurückblicken konnte; sie war zur selben Zeit schon eine reiche Erbin, da die Bildhauerei aus eigener Kraft noch um die ersten Güter künstlerischen Vermögens ringen mußte. Trotzdem ist auch die

---

[1]) Ich ergreife die erste sich darbietende Gelegenheit, um die folgende Bemerkung über die Methode meiner litterargeschichtlichen Abschnitte einzufügen. Schon in den vorbereitenden Stadien meiner Arbeit wurde mir die methodische Erkenntniß zugänglich gemacht, daß entwicklungsgeschichtliche Grundsätze, denen ähnlich, die ich seit dem Winter 1892 für meine verfassungs- und klassengeschichtlichen Studien befolgte, und doch spezifisch von ihnen verschieden, auch für litterarhistorische Ueberblicke möglich und anwendbar seien. Ich verdanke diese Einsicht den Anregungen, die mir im Jahre 1895 mannigfache Gespräche mit Dr. W. Vielhaber gewährten. Seine Forschungen zur deutschen Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts, insbesondere auch eine an Treitschkes litterarhistorischen Kapiteln geübte Kritik, leider bis heute noch unveröffentlicht, leiteten ihn zu dieser begrifflich noch nicht völlig zugespitzten, insbesondere auch den Entwicklungsgedanken noch nicht nennenden, in allem Wesentlichen aber richtig formulierten Meinung. Diese geistige Genealogie erschien mir damals wie ein bedeutendes Seitenstück zu dem haltbaren Kern von Lorenz' Generationenlehre. Bei weiterer Ausdehnung meiner geistes-

Poesie nicht im Mindesten sogleich vom Geiste dieses Zeitalters erobert und durchdrungen worden. Es fehlt auch ihr nicht an halbarchaischen Uebergängen, an Uebergängen nicht nur artistisch, sondern auch persönlichkeitsgeschichtlich merkwürdiger Art.

Pindar, der Poet der Anfänge des fünften Jahrhunderts des Zeitalters der ersten Perserkriege, schließt die Reihe der großen Lyriker in der Geschichte der griechischen Dichtung ab und weist schon insofern eher in die Vergangenheit zurück, als in seine eigene Zeit voraus. Ja man ist versucht zu sagen, daß seine Kunst einen alterthümlicheren Eindruck macht, als die der meisten seiner Vorgänger. Die erhabene Herbheit seiner Siegeshymnen athmet viel mehr den Geist eines starken Alterthums, als die weichen Liebeslieder der voraufgegangenen Zeiten. Der Gegensatz zwischen der früher reifenden, üppigeren Kultur der überseeischen Kolonien und der langsamer heran-

---

geschichtlichen Studien fand ich freilich, daß die völlig analoge Methode der Kunstgeschichte dieselben Grundsätze schon Jahrzehnte lang handhabt (Burckhardt, Bode, Dohme; neuerdings auch unter Anwendung des Begriffs Entwicklungsgeschichte: man vergleiche z. B. W. Pastor, Donatello, eine evolutionistische Untersuchung auf kunsthistorischem Gebiet, 1892), daß auch die Wissenschaftsgeschichte (Windelband, Dilthey) sie ausgebildet hat, und daß endlich die kirchliche Litteraturgeschichte (Holtzmann und Harnack) sie schon seit geraumer Zeit virtuos verwendet. Diese Parallelen, sowie eigene Fortbildung prinzipieller Erkenntniß haben mich auf anderen Wegen ebenso weit und weiter geführt, so daß meine Arbeit, deren litterarhistorische Kapitel sämmtlich erst von 1899 ab datieren, nicht jenes älteren Schemas mehr bedurfte. Auch die Litteraturgeschichte selbst hat früher (Taine) wie neuestens Ten Brink, Gaspary, Bartels, R. M. Meyer) diese Werkzeuge angewandt. Trotzdem möchte ich, da jene Argumentationen dem Wachsthum meiner Gedanken in dem Keimstadium des vorliegenden Buches so förderlich waren, ihrer heute dankbar gedenken. Ich bin dazu um so stärker verpflichtet, als sie mich mehr noch als das Beispiel Scherers (1880) und Köstlins (Kunsthistorische Tabellen o. J., mir seit 1887 bekannt) auch zur Anlegung der Zeittafeln veranlaßten, die ursprünglich nur den geistesgeschichtlichen Abschnitten dieses Werkes beigegeben werden sollten.

wachsenden des Mutterlandes tritt hier wie in der Geschichte der spätmittelalterlichen Baukunst der Griechen sehr deutlich zu Tage. Wäre Pindar kein Thebaner, dem Stil seiner Kunst nach träte er uns wie ein Dorier entgegen, denn an dorische Tempel erinnert die rauhe Größe seiner wunderbar gedrungenen Dichtung mehr, als an irgend eine andere Kunstübung.

Ganz wie in diesen größten Erzeugnissen griechischer Früh-Architektur mischt sich in seiner Poesie mit dem strengsten Sinn für ästhetische Reinheit der äußeren Kunstgestaltung ein widerspenstig-kyklopenhaftes Element, nur daß hier formsprengendem Phantasie- und Gedankenreichthum entspringt, was dort die Sprödigkeit des Stoffes selbst bewirkt. Wo den ionischen Sängern der Vorzeit süße Weisen und einfache Vorstellungen zuströmten, da hat Pindar fort und fort zu ringen mit dem Uebermaß von Gedanken und Bildern. Er schilderte die Sieger in den nationalen Festspielen, im Lauf, im Ringen, im Pferde- und Wagenrennen und man sollte meinen, dieser Wettkampf des Leibes hätte dem Dichter zwar schöne, aber doch nur schlichte und nicht allzu mannigfaltige Vorstellungen eingeben können. Was aber hat der Sänger daraus gemacht! Indem er sich über die Person des Siegenden hinweghebt und von seiner Vaterstadt und den Sagen seiner Heimath zu singen beginnt, macht er sich mit souveräner Sicherheit frei von all' den hemmenden Schranken, die jede, auch die erhabenste Gelegenheitspoesie einzuengen drohen. Aber in doppelter Steigerung bindet er sich auch an dieses Leitmotiv nicht im mindesten, sondern schweift rings in die Weite und spricht aus, was ihm von Welterfahrung und Lebensweisheit in den Sinn kommt. Diese drängende Stofffülle aber bändigt ein Formgefühl, das den Dichter bis zur äußersten Strenge gegen sich selbst fortschreiten läßt und das doch fast ebenso fruchtbar an immer neuen Wendungen und Erfindungen ist, wie seine Vorstellungsgehalte. Pindar scheint doch der Erste gewesen zu sein, der dem Rhythmus, dem Metrum so hohe,

so verwickelte Aufgaben gestellt hat. Wie stark diese seine formbildende Kunst aber war, geht daraus hervor, daß er die wunderbar verschlungenen Pfade, die er seine Verse zu gehen zwang, in jeder seiner Hymnen wechselte. Ein nie verlöschender Durst nach neuen und mit neuen Mitteln zu überwindenden Schwierigkeiten muß in ihm gewesen sein — und was solcher formalen Delikatesse durchaus entspricht, ein hoher Widerwillen gegen Alles, was nur von fern an den kümmerlichen Staub und Schweiß des Alltags erinnert. Die Kenner seines Stils wissen nicht genug zu rühmen, wie weit sein Wortreichthum sich über den Durchschnitt des Griechischen seiner Tage erhebt, wie wählerisch sein Ausdruck ist, wie unermüdlich er in den alten, vergessenen oder dialektisch entlegenen Schätzen der Sprache wühlte, um nur dem Gewande seiner Dichtung neue Perlen und ungesehene Kleinodien anheften zu können. Und dies Alles wird gesteigert und dadurch in seinem Werth erhöht, daß hier nicht nur ein Poet, sondern auch ein Komponist zu Worte kam. Wem die ergreifend einfachen Melodien im Ohr nachklingen, die es heute freilich aus viel späterer griechischer Zeit auszugraben und zu deuten gelungen ist, mag sich vorstellen, wie rein nnd groß auch die musikalischen Formen pindarischer Kunst gewesen sein mögen.

Auf den ersten Augenschein fühlt man doch heute vielleicht ein leises Bedauern, daß diese goldne Harfe für so ephemere Zwecke gespielt werden mußte, bald aber wird man inne, wie wenig sich ihre Weisen von dem Lärm des Festplatzes haben hernieder ziehen lassen, wie hoch sie vielmehr über ihn hinaus dem leuchtenden Aether reiner Kunst zustreben. Solche Festgesänge sind vielleicht nie wieder erklungen. Und welch beneidenswerthes Volk, das sich von so hoher Kunst emporheben ließ, nicht aber versuchte, sie zu sich herab zu zwingen auf ein verständlicheres, aber auch niedrigeres Niveau. Wenn man uns Heutigen die hochsinnige Lyrik, die in unseren Tagen wieder die Größe der reinen Form zur Anerkennung bringt und die mit Pindars Kunst merkwürdig viel gemein

hat, als unverständlich und unvolksthümlich anzuschwärzen trachtet, so schweift der Blick sehnsüchtig zu jenen Zeiten zurück, die sich ihr Kunsturtheil nicht vom Bildungspöbel diktieren ließen.

Aber auch zum Verständniß pindarischer Kunst trägt vielleicht bei, wenn man sich neuester Dichtungen erinnert — etwa derer, die in Frankreich mit Baudelaires, in Deutschland mit Stefan Georges Namen verknüpft sind — die ganz ähnlich das denkbar höchste Maß von Formenstrenge mit kondensiertester Gedrungenheit des Vorstellungsinhalts und mit beneidenswerther Knappheit der sprachlichen Reproduktion verbinden. Beides entspringt derselben Quelle, dem Drang nach souveräner Beherrschung auch des reichsten Stoffes, und leitet das eine Mal zur Aufthürmung immer neuer Formschranken, die zu überspringen, und scheinbar mühelos zu überspringen, dem Starken die höchste Lust ist, während er im andern Falle es verschmäht, sich durch die wohlfeile List wässerigen Wortschwalls diesen Schwierigkeiten zu entziehen. Es ist auch kein Zufall, daß Pindar zu der Zeit, in der das Gefallen an der Form die europäische Litteratur der neuen Jahrhunderte vielleicht am intensivsten beherrschte, im höchsten Ansehen stand. Ronsard, der Führer der französischen Barockpoeten in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, hat keinen höheren Ehrgeiz gehegt, als den, der französische Pindar zu heißen, und so wenig diese Vorgänger der Preziösen mit ihrer etwas seichten Grazie an die rauhe Herbheit des großen Griechen heranreichen, der Instinkt der Form hat sie doch recht geführt.

Auch ein so großer Meister wie Pindar scheint nicht immer der ungeheuren Aufgaben Herr geworden zu sein, die er selbst sich stellte. Seine Gedichte machen zuweilen den Eindruck wie Mauern aus ungeheuren, ungefügen Blöcken, die aufs kunstreichste zusammengefügt sind, aber doch nicht immer in einander passen — es fehlt nicht an rauhen Irregularitäten, an Rissen und Spalten. Oft ist durch den Drang der sich jagenden Stoffe die Verständlichkeit der Gedankenfolge

verdunkelt. Aber die künstlerische Persönlichkeit, die diesen Werken Leben gab, ist nicht zu verkennen. Auch Pindar selbst scheint ein Spätgeborener der großen Frühzeit griechischen Kunstbildens und griechischen Gedankenschaffens. Er ist nicht nur den großen unbekannten Meistern des dorischen Tempelbaues, er, der heroische Dichter, ist auch dem heroischen Denker zu vergleichen, Pindar ist der Heraklit der griechischen Poeten. Nicht nur seine oft tief bohrende Weltanschauung, mehr noch sein aristokratisches Mühen um Stil und Form stellen ihn dem Philosophen zur Seite. Die alte Wahlverwandtschaft idealistischer, formender Kunst und bauender Wissenschaft bewährt sich auch hier. Pindar ragt in dieses Zeitalter von so ganz anderer Art noch herein als einer der τύραννοι des geistigen Lebens.

Was Wunder, daß diesem Charakter seiner Kunst auch der Inhalt seines Singens und Sagens entspricht. Allerdings, er zeigt sich in seinen religiösen Gesängen von der geistigen Strömung, die in etwas die neue Zeit ankündigte, der Orphik, beherrscht, aber vor allem ist er doch ein Anhänger der alten Zeit: er selbst, Sprößling eines alten Adelsgeschlechts, hält es zu Anfang der großen Freiheitskriege mit der perserfreundlichen Aristokratie seiner Vaterstadt Theben, er predigt in seinen oft recht lehrhaften Gedichten immer von neuem Mäßigung und Festhalten an den Sitten der Väter, er hält an der Fabelwelt des alten Polytheismus fest, er preist Monarchie und Aristokratie als die besten Formen des Staatslebens.

Aber nicht auf seinen Bahnen schritt die Dichtung fort; sie suchte sich vielmehr ganz neue Wege auf. Vor allem verließ sie daher, eine merkwürdig abrupte und für die Zeitenscheide höchst bezeichnende Wendung, die Dichtweise, die seit dem frühen Mittelalter fast alle poetische Kunstleistung beherrscht hatte, und schuf sich eine andere, ihr mehr gemäße — für die leidenschaftlich-einseitige Größe des Hellenenvolkes ein charakteristischer Vorgang. Aber wie goldene Früchte hat

diese Einseitigkeit getragen, eine Kunstform wurde gefunden, von der wir uns kaum vorzustellen vermögen, wie poetisches Schaffen einmal ohne sie sich hat ganz ausleben und auswirken können.

2. Die Schöpfung des Dramas und die archaische Tragödie.

Es giebt kein besseres Zeugniß für die Schöpferkraft freudiger, erdfroher Weltanschauung, als die Beobachtung, daß ihr auch die tragische Muse das Leben verdankt: das Trauerspiel ist aus der ausgelassenen Heiterkeit griechischer Festgelage heraus geboren. Der Name der Tragödie weist heute noch jedem säuerlichen Zweifel daran unwiderleglich nach, daß der Bocksgesang dem tollen Jubel und aller burlesken Fröhlichkeit der Dyonysostage sein Dasein dankt. Und aus improvisierten Scenen mag auch die Technik dieser neuen Dichtgattung entstanden sein, wenn heute auch als ausgemacht gilt, daß Chöre, die von einem Sänger geführt wurden, den ersten schon kunstmäßigen Anfang gemacht hätten, und daß die Trennung des — dichtenden — Sängers von seinem Gefolge die schon gewollte, also ebenfalls kunstmäßige Entstehung des Dramas herbeigeführt habe.

Doch wie immer es sich damit verhalten haben mag, eines ist wichtiger als alle diese Fragen der Entstehung der äußeren Form: daß aus der oft gewiß sehr groben Komik dieser Festtagsscherze nicht allein das Satyrspiel, das die alten rohen Traditionen des Volksbrauchs nur eben verfeinert zu haben scheint, hervorging, sondern in den ersten Anfängen der neuen Kunst schon das Trauerspiel, das, wenn auch nicht immer tragischen Ausgangs, doch planmäßig ernst-schwere Schicksale vor den Zuschauern entrollte. Daß so eine Kunstgattung entstand, die ausgesprochenermaßen und ohne Ausnahme durch Ernst erfreuen wollte, ist an sich denkwürdig, daß sie weit früher

zu voller Reife gedieh als das heitere Drama, vielleicht noch erstaunlicher. Weder Lyrik noch Epik hatten solchen par excellence düster gefärbten Typus ausgebildet — die Dramatik, die griechische, d. h. die erste, die in einem Volke großer Kultur entstanden ist, that es. Man wird an diesem Wendepunkt von neuem an das Räthsel unserer Freude an künstlich, künstlerisch erzeugter Trauer erinnert — wie ist dies tiefste der Probleme unseres Kunstgefallens nur zu lösen?

Soll die Kunst nicht vom Gefühl abhängig werden, so wird sie sich auch niemals von seiner Herrschaft emanzipieren können. Nirgends aber greifen uns der Künstler und sein Werk tiefer in die Seele, als wenn sie uns Schmerzen erzeugen. Die Tragödie also könnte erklärt werden als die Dichtweise, die der Kunst unser Empfinden am rücksichtslosesten ausliefert, und da sie den Spielcharakter aller Kunstübung nicht verleugnet, so löst die Pein, die sie erweckt, zum großen Theil sich selbst wieder auf, indem sie uns, wenn nicht früher, so doch, sobald die Bühne leer wird, zu verstehen giebt: nicht eure eigenen Leiden, ihr Mitfühlenden, haben euch diese Thränen vergießen lassen, sondern die meiner Phantasiegestalten.

Doch alle hohe Kunst — und welche wäre höher gestiegen als die der griechischen Tragiker — kann ihren Erfolg nicht nur auf Gefühlseffekte gründen. Wenn ich recht sehe, hat doch auch hier die Form, wie in jeder wahrhaft ästhetischen Frage, den Ausschlag gegeben. Zwischen der äußeren Gestalt eines Kunstwerks nämlich und seinem ernsten, düsteren Inhalt findet eine Wechselbeziehung statt, aus der mit einem Male die besonderen Valeurs aller Trauerkunst, nicht nur des Trauerspiels, zu erklären sind: Ernst verklärt und Ernst ist erhabener, als alle andere Wirklichkeit, wie im Leben, so auch in der Kunst. Ich kannte eine häßliche Frau, ihr Gesicht hatte nicht nur keinen einzigen gut geformten Zug, es war auch gänzlich unscheinbar und unbedeutend: aber an einem Tage ihres Lebens sah ich es schön und edler als das einer Fürstin: es war am Sarge ihres Gatten. Diese Kraft aber

bewährt jeder große Ernst des Lebens, wie der Kunst und warum sie ihm innewohnt, ist auch kaum zweifelhaft. Der Schmerz ist bei weitem der stärkste Affekt, er nimmt unsere Seele ganz gefangen, wie er in unseren Zügen bei weitem die stärkste Veränderung hervorruft. In dieser wehevoll herrschsüchtigen Anmaßung aber tilgt er alles Nebensächliche, alles Gleichgiltige aus; er läßt alles Beiwerk vergessen, wie er selbst jeden kleinen und kleinlichen Zug aus Herz und Antlitz verbannt. Diese Konzentration, diese Intensität aber ist es, die für alle hohe, alle wählende Kunst tragische Gegenstände zu so willkommenen macht. Schmerz ist erhabener als Freude, weil er im Objekt der Kunst sich einheitlicher durchsetzt, weil er an ihm sicherere Konturen schafft, als jede andere Erregung der Seele. Gewiß, es gibt eine Freude, die hoch erhaben über alle Lust des Alltags, jenseits aller Schmerzen, ethisch noch größer und ästhetisch noch köstlicher ist als alle Trauer — Lust tiefer noch als Herzeleid, nach Nietzsches schönstem Worte — aber sie wiederzuspiegeln, ist nur den Größten gegeben.

Die ersten Blätter aus der Geschichte des griechischen Dramas sind verweht.[1]) Aber sehr schnell hat sich in dies Buch mit starken Zügen ein großer Meister eingetragen und von dem, was er schrieb, ist so viel erhalten, daß man von ihm reden darf. Er muß mit dem, was ihm die Vorgänger überliefern konnten, so souverän geschaltet haben, als sei er der Entdecker. Indem er zu dem bis dahin einzigen Schauspieler den zweiten fügte, ermöglichte er im Grunde erst die Weite und Mannigfaltigkeit einer wirklich dramatischen Handlung; durch seinen eigenen Entwicklungsgang aber gelangte er

---

[1]) Vergl. dazu Bergk (Griechische Litteraturgeschichte III [1884] S. 252 ff.), Sittl (Geschichte der griechischen Litteratur bis auf Alexander den Großen III [1887] S. 134 ff.); Christ (Geschichte der griechischen Litteratur bis auf die Zeit Justinians [³1898] S. 206 ff.), deren faktische Angaben auch sonst vielfach benutzt sind. (S. o. S. 60 Anm. 1.)

dazu, die ehemals überwiegende Bedeutung des Chors herabzudrücken und die des Helden im Stücke zu heben. Die Perser zeigen ihn noch auf einem Standpunkte, auf dem das Drama nur erst verschwindend wenig Handlung zeigt und noch nicht viel mehr als eine Zusammenfassung von Chor- und Einzelgesängen ist, die theils episch erzählen, theils lyrisch klagen. Von Handlung ist noch wenig die Rede, ein Bachsches Oratorium ist dramatischer als dieser Triumphgesang auf die Demüthigung des Perservolks. Aber Steigerung und ein wirksamer Aufbau des Gedichtes sind schon in diesen Anfängen da, und die Komposition wächst sogleich über das einzelne Stück hinaus zu der umfassenden Konzeption einer höheren Einheit von drei oder vier Tragödien. Auf dem Gipfel seiner Bahn aber, im Prometheus, ist wie auch in der Atriden-Trilogie nicht die Rede mehr von matter und schleppender Wechselrede, die Aktion schreitet in wohlabgemessenen Vorstößen vorwärts. Immer noch ist, was dieses Stück an Handlung enthält, höchstens mit dem Inhalt von anderthalb Akten eines Shakespeareschen Stückes zu vergleichen. Kein Zweifel, ein Moderner hätte die gesammte Prometheus-Trilogie in ein Drama zusammengedrängt, ohne sich überhasten zu müssen; aber einmal steht Aeschylus am Anfang des Wegs, er schuf dieses neue Wunderwerk verfeinerter Geisteskultur, das Drama, erst und konnte nicht sogleich alle Stadien des Laufes durchmessen; sodann aber steht dieses getragene Tempo der feierlichen Größe seines Gegenstandes wohl an.

Denn was immer hier auch der Dramatiker leistete, der Poet ist nicht hinter ihm zurückgeblieben. Der Aeschylus des Prometheus wenigstens, denn von ihm soll als dem Größten hier allein die Rede sein, reicht mit diesem Werk bauender Phantasie hinaus über alle spätere Poesie der Griechen. Die drei Tragödien, die Aeschylus auf Agamemnons Herrscherhaus und die darin geschehenen Greuel gedichtet hat, haben die furchtbaren Wendungen, die das Schicksal eben den höchst Stehenden unter den Menschen zu bereiten liebt, in breiten Fresko-

zügen zu einem Bilde vereinigt, das auch uns Nachlebenden imponiert in der rauhen Größe seiner archaisch-primitiven Kunst. Die allereinfachsten, aber auch allermächtigsten Konflikte zwischen Vaterliebe und Herrschersinn, zwischen Sohnestreue und Blutrache werden hier in ihrer ganz elementaren Kraft geschildert. Nur selten komplizieren sich verschiedene Motive, so wenn Klytämnestra als rächende Mutter und doch auch als Eifersüchtige und mehr noch als Ehebrecherin den Mordstahl gegen den Gatten schwingt, aber auch dann ist über die Mischung kein Zweifel. Die Einwirkung der Götter ist nicht immer ganz begreiflich. Apollon ruft den Sohn zum rächenden Muttermord auf und läßt ihn dann doch schuldig werden, überläßt ihn dann doch der Pein der strafenden Gewissensgöttinnen; aber dies Problem steht nicht im Vordergrunde und zuletzt ist es lösbar durch den Hinweis auf das alte unheilvolle Verhängniß, das von Atreus' Unthat her auf diesem Geschlechte ruht und das zur Sühnung alter Greuel immer neue Frevel nothwendig heraufbeschwört. Der Dichter selbst deutet durch den Schiedsspruch der Athene an, daß die Götter selbst zum guten Schlusse bringen, was auf ihren Rath hin scheinbar zu schlimmem Ausgang führen mußte.

Doch weit höher noch als diese Vorstellung von Menschenweh und Menschentrotz führt die Göttertragödie des Prometheus aufwärts, über alles Erleben des Einzelnen fort zum Menschheitsschicksal selbst. Indem sie von Göttern und ihren Thaten erzählt, geschieht es freilich zuweilen so, als sei im Grunde nur Menschenlos in diese großen Maße hinein projiciert und also nur vergrößert wiedergegeben, aber der große Konflikt des Dramas selbst redet in Wahrheit von den Weltenlenkern, ihrer Größe und ihren Leidenschaften. Dieses Gedicht steht auch in dieser großen Litteratur auf einsamer Höhe, es ist wie ein Gipfel, der, weit über Sophokles oder Euripides hinweg, hinüber grüßt zu den Höhen, zu denen nur Dantes göttlich-tragische Komödie, Hamlet, Lord Byrons Kain und der Faust noch hinaufreichen.

In der wunderlich-philiströsen Art, mit der diese Dinge in unserem Jahrhundert zuweilen betrieben werden und die über dem Kleinen und Kleinsten das Höchste nicht nur nicht zu sehen vermag, sondern es sich noch gar künstlich verkleinert, hat man hier und da versucht, dieses im tiefsten Innersten zerrissene Stück zu einem Erzeugniß harmlos harmonischer Frömmigkeit umzustempeln und es damit selbst, ganz ebenso wie seinen Autor all seiner erhabenen, gewitterschwülen Größe zu berauben. Sieht man denn nicht, daß in diesem Drama das erste Todeszucken des griechischen Götterglaubens in einer reinen Seele sich wiederspiegelt und daß hier einem übergroßen Künstler gegeben wurde zu sagen, was nicht er nur, sondern was ein ganzes geistvolles Volk an diesem Glauben litt? Denn allerdings ist der gefesselte Prometheus nicht nur ein poetisches, künstlerisches, er ist auch ein religions-, ein kulturgeschichtliches Ereigniß höchsten Ranges.

Prometheus, der göttliche Menschheitserlöser, von der neidischen Gottheit gekreuzigt, damit ist alles — und wie Vieles, wie Tiefes! — gesagt. Immer wieder hat man behauptet, Aeschylus nehme ja nicht Partei für seinen Helden, er sei ganz durchdrungen von der Autorität der Götter, er habe dem leidenden Titanen nur zeigen wollen, daß niemand sich ihrem Willen widersetzen dürfe. Nun wohl, Aeschylus, der mit allen Fasern seines Herzens dem Glauben der Väter anhing, mag sich zu solch ergebener Erkenntniß durchgerungen haben, aber glaubt man, die Ideen der verwegensten Kritik an den Göttern hätten eben in einem so frommen Gemüthe sich zu diesem göttlichen Rebellen und Menschheitsbildner verdichten können, wenn es nicht auch zu einem Theile von ihnen erfüllt gewesen wäre. Die wissen von dem leidvoll-bunten Leben und Treiben im Geiste eines Künstlers wenig, die da glauben, er könne einen Helden erdenken, ohne daß er ihn mit dem Herzblut seiner geheimsten Gedanken nährt. Und nun gar diese Gestalt, die erhabenste, von der die Weltlitteratur weiß, wie hätte sie anders entstehen können, als aus den per-

sönlichsten Vorstellungen und Ideen des großen Poeten, der sie formte.

Unzweifelhaft, und es wäre sehr einseitig, dieser gewichtigen Klausel zu vergessen, lag von jeher im griechischen Glauben ein Element, das in den Göttern eher ein übermächtiges Nachbarvolk hoch oben auf den Bergen sah, als einen Kreis untadelig reiner Schutzgeister. Die Mythologie der homerischen Gedichte hatte von den Göttern genug Menschlichkeiten verbreitet; aber von ihnen bis zu Aeschylus' Tagen führte ein weiter Weg und eine lange Reihe von inneren Wandlungen und elementaren Vertiefungen der ethisch-religiösen Anschauung. Aeschylus selbst — die orphische Bewegung mag ihn beeinflußt haben — redet in ganz anderem Sinne von Zeus und Zeus' Geschlecht. Sein Götterglaube ist offenbar sehr weit entfernt von dem Boccaccio-Tone mancher Ilias- und Odyssee-Episoden — in tiefer Ehrfurcht wird der Göttervater als der Inhaber einer Uebermacht verehrt, deren Wille in jedem Falle zu respektieren ist. Aber diese Ehrfurcht paart sich mit der Einsicht, daß der Götter Thun weit eher in den Dimensionen, als im Wesen sich von dem der Menschen unterscheide. Und unter dem Einfluß dieser trüben Erkenntniß legt sich ein leichter Schatten über seine Götterverehrung. Denn eben weil Aeschylus von der Majestät der Gottheit so viel ernster und höher denkt, als die Poeten des homerischen Sängerkreises, darum tönt durch sein Gedicht ein leises Stöhnen: warum seid ihr Unsterblichen nur uns, ach, so ähnlich?

Und was immer Aeschylus sich anders wünschen mag an der Gottheit, das alles hat er mit verschwenderischer Liebe auf die Gestalt seines Helden, auf Prometheus, gehäuft. Es ist als sollten sich in ihm wie in einem Brennspiegel alle Tugenden zusammengesellt finden, die noch Hellenensinn begehrenswerth erschienen. Ja mehr als das, er wird zu einer Lichtgestalt, die die Ideale ganz verschiedener Lebensalter des Griechenvolks bis zu widerspruchsvoller Zwiespältigkeit in sich vereinigt, denn er behält wohl die alte Stärke und Klugheit,

die älteren, primitiveren Generationen allein verehrungswürdig galten, aber dazu fügt er eine Gütigkeit und Lindigkeit des Herzens, die ohne die ganz neue Welt- und Gottanschauung der Orphiker undenkbar wäre. Wie wunderbar ertönen aus dem Munde dieses gottgleichen Titanen, der mit der Kraft eines Giganten odysseische List vereinigt, die Worte, die doch den Kern der Tragödie, den Grund aller Leiden ihres Helden in sich fassen: *διὰ τὴν λίαν φιλότητα βροτῶν* — weil allzu sehr ich die Menschen geliebt, das ist doch in der That das einzige Verbrechen dieses großen Befreiers, dieses großen Dulders. Er hatte gegen den Willen des Göttervaters, der die Menschen zu verderben gedachte, das Geschlecht der Sterblichen gerettet und es mit allen Gütern überhäuft, damit es sich die Erde wohnlich und das Leben lebenswerth machen könne. Und als ihn nun der Zorn des Zeus erreicht und an den Felsen geschmiedet hat, da erhält er sich zwar all' seinen Trotz und Stolz gegen den Peiniger, aber den freundlichen Meergott, der für ihn Fürbitte einlegen will, bewahrt er ebenso milden, ebenso liebevollen Sinnes vor dem Schaden, der ihm aus seinem Einspruch erwachsen könnte.

Welch eine wunderbare Vereinigung selbstgewisser Kraft und allzu linder Herzensgüte — es ist vielleicht der weiteste Schritt, den griechische Weltanschauung der leisen, demüthigen Lehre des Nazareners entgegengethan hat, denn von dem an den Felsen Geschmiedeten schweift der Blick doch unaufhaltsam immer wieder zu dem ans Kreuz Geschlagenen hinüber. Beide Dulder, beide gepeinigt, weil sie die Menschen so sehr geliebt haben — aber welch ein Unterschied auch: dort ein Menschheitsbildner, der unser armes Geschlecht stark machen will zum Kampf gegen alle mächtigen Gewalten dieser rauhen Erde, und hier ein anderer Erzieher, der es nichts als demüthige Hingabe lehrt, der ihm nur die Waffe der Schwachen, die unterwürfige Selbstaufopferung in die Hand drückt. Dort ein Lehrer, der die Menschen zu jeder Erdenlust, zum Besitz ihrer selbst und aller Güter, aller Schätze der Natur erst fähig,

der sie der höchsten Gaben dieses kurzen Lebens, der Freuden des Erkennens und des bildenden Nachschaffens, erst theilhaftig machen will, und hier der Prophet einer weltfernen und weltfremden Gottesverehrung, die in den Wonnen der Selbstentäußerung und in der Abwendung von allem Irdischen ganz aufgeht. Und dazu der letzte, stärkste Gegensatz, der freilich nur aus allen diesen entsprungen scheint: dort die Götter selbst die Mörder des Erdenheilands und hier die Menschen die des Himmelsboten, dort der Neid der Götter, die den Sterblichen so gute Gaben nicht vergönnen wollen und hier auch zwar ein zornig-rächender Gott, doch versöhnt durch die liebende Hingabe seines Verkündigers, der Menschheitsbildner selbst aber von seinen Zöglingen mißverstanden, verschmäht und gerichtet.

Und dennoch läßt all' dieses Vergleichen einen letzten Rest von Aehnlichkeit bestehen — alle die, man ist versucht zu sagen, ganz ungriechische Güte und Opferfreude, die den duldenden Halbgott so weit entfernt von der frohen Selbstsucht der Olympier. Sie giebt dieser großen Gestalt des Aeschylus eine Weihe, die sie vielleicht noch einmal zu einem Symbol neuer Menschheitsideale machen wird. Denn wornach ringt unser Geschlecht mehr, als nach Vereinigung von starker Selbst- und gütiger Nächstenliebe?

Hinter der greifbaren Gestalt des Dramas aber kann noch ein anderer Sinn verborgen liegen, den dies Gedicht, wie jedes andere von tiefen Gedanken, neben der nächsten Deutung noch vermuthen läßt. Denn es heißt doch Aeschylus nicht schale Allegorien zuschreiben, nimmt man an, er habe in dem Helden seines Götter- und Menschheitsdramas ein wenig auch die Kultur personifizieren wollen, die in Wahrheit doch die Sterblichen sich durch eigene Kraft errungen hatten. Dann aber leuchtet die Grundidee des Ganzen, der Neid der Götter, noch viel greller hervor, denn er erscheint dann gegen alle Stärke, gegen alles Aufwärtsstreben der Menschheit selbst gerichtet. Und wer gedächte bei dieser noch minder frommen

Symbolik nicht des andern, altjüdischen Mythus vom Baume der Erkenntniß und der sehr wenig devoten Deutungen, denen auch sein räthselreicher Sinn schon ausgesetzt gewesen ist?

Und noch ein dritter Hintergedanke leuchtet aus den Versen dieses deutungsreichen Dramas hervor. Gewiß, Aeschylus hat sich sehr hoch über den Ton jener homerischen Gesänge erhoben, in denen den Göttern eine nur allzu menschliche Rolle zugewiesen ist; aber in ernsten Dingen, das darf unmöglich verkannt werden, ist der Götterkreis und sein Handeln doch auch bei ihm ein aufgehöhtes Spiegelbild irdischer Leidenschaften und Bestrebungen. Nur daß dieser große Poet auch in solcher Richtung nur von großen Dingen spricht. Was er zum mindesten andeutend von seinen Olympiern schildert, ist das gewaltigste Staatsproblem, das die Generation von 500 beschäftigte und das auch sie noch im Innersten durchschütterte: wie ein als Emporkömmling und durch Gewaltthat soeben zur Herrschaft gelangter Monarch, ein Tyrann also, auftritt, um sein Regiment zu befestigen, ist sehr unverhüllt hier in den Zeilen dargestellt, in denen Prometheus den verhaßten Göttervater und sein ungerechtes, willkürliches Walten anklagt. „Denn dies Gebahren haftet stets dem Tyrannen an, daß er den eig'nen Freunden nicht zu trauen wagt", mit diesen beiden Zeilen ist der Finger auf die schmerzlichste Wunde gelegt, an der die Tyrannis des in Athen erst eben dahingegangenen Zeitalters litt. Und Aeschylus steht gar nicht an, den Vergleich noch weiter zu führen, er läßt Prometheus des ferneren von Zeus sagen: „Stracks theilt er Ehrenämter an die Götter aus, dem dieses, andre jenem, und bestellt des Reichs Gewalten." Und dem Freunde des Titanen, Okeanos, ist die vorsichtige Warnung in den Mund gelegt: „Löcke nicht dem Stachel kühn entgegen, der du siehst, wie streng ein unumschränkter König hält den Herrscherstab"[1]). Damit ist dem

[1]) Nach der Uebersetzung Donners (Aeschylus II [1854] Vers 224 f., 229 ff., 323 ff.), ebenso in der Zählung Weils (Aeschyli Tragoediae [1884] S. 12 ff.).

Widerwillen eines freien Volkes gegen den Absolutismus ein ähnlich halbverhüllter Ausdruck gegeben wie dem zurückgehaltenen Murren über den Eigensinn der Götter, das aus der Gesammttendenz der Trilogie spricht. Der Tiefsinn des Mythos selbst aber erlaubte dem Dichter, den Gegensatz zweier aufeinanderfolgenden Generationen, der im Staat am schroffsten, wenn auch da nicht allein hervortritt, auch auf die Götter zu übertragen und von Zeus als einem Tyrannen zu reden, der durch die schlimmste von allen denkbaren Gewaltthaten zum Thron gelangt sei — durch den Sturz des Vaters.

Doch wie hoch auch immer einzuschätzen ist, was dieser übermenschlichen und doch auch nicht ganz göttlichen Heldenfigur an Bedeutung zukommt, faßt man ihn als ein innerstes Bekenntniß der griechischen Volksseele, so möchte eingewendet werden, daß mit allem dem über ihren ästhetischen Werth nichts ausgesagt sei. Aber es bedarf nicht allzutiefen Nachdenkens, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß die volle Größe dieses Dichtwerks erst empfunden wird, wenn man sich seiner religiösen Produktivität bewußt geworden ist. Denn wie gewaltig wächst der Poet Aeschylus vor unseren Blicken in die Höhe, sobald wir inne werden, aus welchen Tiefen des Glaubens — und des Zweifels — er zu schöpfen vermochte. Und alle diese innersten Kämpfe, alle diese Gedanken, die sich in der Seele seines Volkes untereinander verklagten, hat er nicht als spekulativer Philosoph, oder als theologisierender Mystiker wiedergespiegelt, sondern er hat sie als Künstler bewältigt, d. h. er hat sie geschaut und zu lebendigen Gestalten geformt. Und für den Adel aller der Kunst, die großen Stoff, große Ideen zu bemeistern weiß, weil sie der großen Form gewiß ist, giebt es kein lebendigeres Zeugniß, als sein Werk. Was die orphisch-dionysischen Kulte von Götterleid und von der Heiligung demüthiger Hingabe ahnten, ist vielleicht niemals so klar gefühlt, so greifbar objektiviert worden, wie von dem divinierenden Dichter, wenn er auch etwas olympischer, etwas

apollinischer denken mochte, als die Hierophanten, die in dem Dämmern ihrer Weihen und Mysterien flüsternd die neue, fremde Botschaft von dem Dulden des göttlichen Knaben Dionysos verkündeten.

Und wenn schon die Religion des griechischen Mittelalters sich am Stamm der epischen und plastischen Kunst emporgerankt hatte, wie der Epheu am schlanken Eschenbaum, so war es ein neuer, großer Triumph der geistigen Herrschaft des griechischen Künstlers über sein Volk, wenn er im Drama vermochte auszusprechen und Form und Farbe zu finden für das, was die Frömmsten und Gläubigsten im Innersten empfanden. Freilich die Zeiten waren vorüber, in denen dem Volksglauben von der Kunst neue Gestalten hatten untergeschoben werden können, dem Heilbringer Prometheus mögen selbst in Attika, dem Lande seiner Verehrung, keine neuen, keine andern Tempel außer den schon bestehenden geweiht worden sein. Und Aeschylus selbst hing auch dem nunmehr schon in allzu feste Formen gegossenen Glaubensleben viel zu hingegeben an, als daß er solche Neuerung erstrebt hätte. Seine Trilogie scheint mit einer völligen Versöhnung zwischen dem widerspenstig-edlen Halbgott und den Olympiern abgeschlossen zu haben. Ihm war genug, sich einmal rücksichtslos vom Herzen gewälzt zu haben, was ihn und manches andere tiefe Gemüth in seinem Volke als stille Klage längst bedrückt hatte. Ein tragischer Sang vom Neide der Götter und ihrem unzähmbaren Haß auch gegen den Edelsten, der nur ihrem Willen sich nicht fügt, ward das Drama trotzdem und einem Künstler war hier vergönnt gewesen, eine Gestalt zu schaffen, die über Erde und Schicksal, Göttliches und Menschliches hinaus hoch aufwärts in den reinen Aether der erhabensten Gedanken ragte und doch noch menschlich begreiflich, doch noch künstlerisch darstellbar blieb.

Und zur selben Höhe der Ideen, die der Mythus dieses Gedichts erreicht hat, steigt die Weltanschauung des Dichters auch in allen irdischen Dingen empor. Wie

wunderbar muthen uns die Verse an, in denen von den dumpfen Felshöhlen der Menschen vor Prometheus gesprochen ist, uns, denen fort und fort von irischen Höhlenbauten berichtet wird. Was könnte man bezeichnenderes über die Fesselung aller Kunst an die Wirklichkeit sagen, als daß sie die Allerinnrerin sei! Wie wäre plastischer menschliche Kultur in jedem ihrer Zweige zu schildern, als in der kurzen Erzählung des Feuerbringers von seinen Segnungen, und wie hoch steht die beredte Verkündigung der Nothwendigkeit alles Geschehens, die dem weisen Halbgott in den Mund gelegt ist, über dem selbstgefälligen Wahn späterer Zeiten von der souveränen Freiheit des Menschenwillens.

Doch zuerst und zuletzt kommt alles an auf die Form, die der Dichter, der Artist seinen Gedanken und seinem Stoffe zu geben vermochte. Und eben in dieser Hinsicht empfindet der heutige Beschauer, der ohne alle vertraute Sprachkenntniß sich diesen Kunstwerken nähert, schwer, wie weit sie doch durch die Jahrtausende von uns abgerückt sind. Und selbst der gelehrteste Gräcist mag von der Sprache doch nur einen vielfältig vermittelten und reflektierten Eindruck haben: denn was die Zeitgenossen, soweit sie fein empfanden, mit der Zunge kosteten, muß er sich durch mühsame Rekonstruktionen des sonstigen Sprachgebrauchs vergegenwärtigen. Doch scheint soviel sicher zu sein, daß Aeschylus, wie in manchen andern Stücken, auch darin seinem großen Zeitgenossen und Vorgänger Pindar ähnlich war, daß er mächtige, starke, hohe Worte wählte, daß er zu archaisieren liebte und daß er trotzdem vornehmlich in allen lyrischen Theilen seiner Dramen die Gewalt seiner Rede in wunderbar künstliche Metren und Rhythmen zu gießen wußte. Und eben diese Sicherheit der Formen hat sich vielleicht noch mehr darin bewährt, daß sie nicht nur die überströmende Macht seiner Sprache, sondern auch die Tiefe seiner Gedanken, den Drang seiner Vorstellungen zu meistern vermochte. Es war etwas Großes, daß dieser erste von den erlauchten Tragikern der Griechen die Grundform aller Poesie,

die Lyrik, die eben durch ihn vom Vordergrund der nationalen Litteratur verdrängt wurde, doch hinüberrettete in das Drama und daß der Tragödie mit dieser musikalischsten aller redenden Künste auch die Musik selbst erhalten blieb. Aber noch stärkere Kraft mag dazu gehört haben, daß Aeschylus alle die tiefen, das ganze Fühlen und Denken der Menschheit umspannenden Gedanken, die er faßte, in Bilder zu formen vermochte, daß er die Klippe, die die Fahrt gerade der ideenreichsten Künstler am tückischsten gefährdet, zu umschiffen wußte und nicht zum spekulierenden Philosoph wurde, wo er nur schauender Bildner sein sollte und wollte. Vielleicht, ja wahrscheinlich, hat er sogar — denn so pflegt echte Kunst zu schaffen — alles was wir Nachlebenden aus seinem Werk herauslesen, vom Ursprung an viel mehr gesehen, als gedacht und eben damit sich als wahrhaft artistisches Genie erwiesen.

Kein Zweifel, Aeschylus ist der Träger einer Frühkunst. Sein Pinsel malt nur in den breitesten Freskozügen, die Charaktere, die Leidenschaften seiner Gestalten sind elementarisch brüsk und oft für uns empfindsame Nachgeborene fast noch verletzend. Seine Lyrik selbst ist hart und weit weniger einschmeichelnd, als die süßen Weisen der älteren Jonier. Aber mit den Nachtheilen archaischer Kunstübung theilt er auch ihre höchsten Vorzüge: die Gewalt seiner Phantasie erweckt, wie sie selbst rein und ungebrochen ist, auch ganze und unvermischte Eindrücke. Und wenn das große ästhetische Räthsel aller Primitiven auch seinem Werke anhaftet, die Frage nämlich, ob die Breitzügigkeit, die gewaltige Stilisierung seiner dramatischen Gemälde, wirklich nur ganz unwillkürlich, ob sie nicht zu einem gewissen Theile auch schon Absicht war — so wird ihm damit nur ein neuer Reiz zugefügt. Wer kann ermessen, inwieweit sein Prometheus der alten ursprünglichen Symbolik des Mythos angehört, die in dieser Figur die uralten Erinnerungen an die Erfindung der Feuererzeugung personifizieren wollte, und in wie weit er das Erzeugniß einer viel moderneren, allegorisierenden Versinnbildlichung der mensch-

lichen Kultur ist. Eines aber ist gewiß, daß hier ein höchster Gipfel aller Kunst erreicht worden ist und daß ein gigantischer Stoff durch ebenso riesenhafte Formen gebändigt wurde. Feineres und Zarteres ist von späteren Dichtern der Griechen oft geschaffen worden, Größeres niemals.

3. Reife und Ueberreife der tragischen Kunst.

Wie eine gewaltig regierende Dynastie hat die Reihe der Tragiker im Reiche der griechischen Poesie das fünfte Jahrhundert hindurch geherrscht. Indessen, niemand wird sagen dürfen, daß diese Reihe sich durchgehend aufwärts bewegt habe. Aeschylus' Nachfahr hat seinen großen Vorgänger in der Gunst des Volkes zwar noch bei seinen Lebzeiten beerbt und verdrängt, aber für das Urtheil späterer Geschlechter ist ihm durch dessen rauhe Größe der Wettkampf um die Palme des Dramas eher erschwert als erleichtert worden. Etwa ein Menschenalter jünger hat Sophokles, der um 496 geboren wurde, als ein nur anzutretendes Vermächtniß die volle Summe dessen überkommen, was Aeschylus zum größten Theil in heißem Ringen sich erst selbst hatte erwerben müssen. Die Form des Dramas hat er wohl reicher ausgebildet, und zwar nicht nur durch die auch von Aeschylus nachträglich adoptierte Einführung des dritten Schauspielers, aber hier wie in der Wahl der Stoffe zeigt er sich doch zum überwiegenden Theile von seinem Vorfahren und Erblasser abhängig.

Doch dieses Schicksal theilt er mit den meisten großen Künstlern nicht-archaischer Zeitalter; wichtiger ist, daß er ganz sicher auch in Hinsicht auf die geistige Potenz und in etwas auch auf die Schwungkraft seiner Phantasie hinter Aeschylus zurücksteht. Nie sind ihm so tiefe Gedanken gekommen, wie dem Schöpfer des Prometheus, nie auch Kompositionen von so weiter, Welt und Menschheit umfassender

Spannung, wie das Lied von dem gefesselten Titanen. Was er von Philosophie vorzubringen hat, ist eine etwas nüchterne Lebensweisheit, die vor allem immer wieder in dem nicht allzu tiefen und ein wenig hausbackenen Satze gipfelt: sei mäßig, übe Besonnenheit, sonst wird es dir in allen Lagen des Lebens nicht gut ergehen. Und seine Heroengeschichten mögen uns Modernen noch immer streng und monumental genug erscheinen, neben dem Götterkampf des gestürzten Titanen nehmen sie sich ein wenig wie bürgerliche und etwas sentimentale Trauerspiele aus.

Doch auch wer diesen Abstand sophokleischer Kunst von den Höhen des Aeschylus sehr bestimmt empfindet, wird dem zarteren Ingenium des jüngeren Tragikers nicht Unrecht thun dürfen. Sophokles' geistige Persönlichkeit muß eine viel weniger bedeutende, viel weniger schroffe und zackige, aber deshalb auch weichere, gewinnendere als die des Aeschylus gewesen sein. Die Lyrik seiner Chöre ist linder, wieder ionischer, seine Pinselführung feiner, seine Charakter- und Leidenschaftsschilderung unvergleichlich viel differenzierter, seine Handlung dramatischer, bewegter und sehr viel reicher gegliedert als die des Aeschylus. Eben indem er den Maßstab der Götter, Titanen und Heroen herabdrückt zu einem sehr viel mehr menschlichen, kommt er dazu, feinere Nüancen des Fühlens und Wollens zu entdecken, als seinem größeren Vorfahren gelungen war. Aeschylus' Bühnenschritt hat etwas von dem Lastenden, Drohenden des Komthurs im Don Juan, der sein Monument zwar verläßt, aber doch noch ebenso wuchtig auftritt, wie ein Marmorreiter. Sophokles aber tanzt in seinen Chören weicher und heiterer einher, und selbst wo er mit allen Lasten schweren Schicksals beladen ist, tritt sein Kothurn nicht gar so hart und schwer auf, wie der des Aeschylus. Noch immer ist nur von den allerheftigsten Erregungen der Seele, den allerärgsten Wendungen des Schicksals die Rede, aber die psychologische Motivierung und Einzelausführung ist sehr viel eingehender, sehr viel nuancierter. Nie hätte Aeschylus einer Virago,

wie der Antigone, eine zu ihr so zart und weich kontrastierende Nebenfigur, wie das holde, gute Mädchen Ismene beigesellen können, nie hätte er den mißhandelten Sohn des Kreon so langsam und so widerwillig sich dem Vater entfremden lassen, wie Sophokles seinen Hämon.

Formal noch wichtiger ist, was Sophokles in der reichen Gliederung der Tragödie geleistet hat. Man wird der etwas wohlweisen Kritik, die man an Aeschylus' Prometheus geübt hat, nicht zuzustimmen und nicht zuzugeben brauchen, daß die Jo-Episode einen unnützen Ballast des Stückes bedeute, stellt sie doch eine wichtige Verstärkung des grollenden Unmuths des Helden auf die Götter dar. Aber so viel liegt auf der Hand, daß die Scenenführung des Aeschylus unvergleichlich viel einfacher und — vom dramatischen Standpunkt aus gesehen — ärmer ist, als die der Sophokleischen Tragödiendichtung. Die Handlung des gefesselten Prometheus schmilzt auf wenige Thatsachen zusammen und auch die der einzelnen Theile der Atriden-Trilogie ist nicht reichhaltig. Vergleicht man damit etwa die Antigone, so ist die größere Fülle von Wendungen und Ereignissen unverkennbar. Sie reicht noch immer durchaus nicht an die eines Shakespeareschen Dramas heran, aber sie hat doch dem Dichter erlaubt, auf den umfassenden Apparat eines Dreitagewerks zu verzichten.

Und es ist bemerkenswerth, wie kunstvoll Sophokles wenigstens auf den Höhepunkten seines Schaffens die Gliederung und Theilung des Stoffes, die mit Aufgabe der trilogischen Form verloren ging, innerhalb des einzelnen Dramas zu ersetzen gewußt hat. Zwar zu einer Absonderung von Akten und Szenen nach Art der Späteren ist er noch nicht vorgedrungen, aber an Stelle dieser doch zuweilen nur äußerlichen Cäsuren gelangt er zuweilen zu einem inneren Rhythmus der dramatischen Aktion, der im Grunde noch bewundernswerther ist. Man zergliedere sich nur das Stück vom König Oedipus und man wird finden, daß sich hier dem Inhalt, wie der sich aus ihm ergebenden Gruppierung nach eine Anzahl

von Hebungen und Senkungen der Handlung unterscheiden lassen, die nach den Gesetzen einer ästhetisch ungemein wirksamen Metrik dramatischer Komposition geformt zu sein scheinen.

Dies Trauerspiel ist das Drama der Unbesonnenheit, die voller Selbstvertrauen nichts weiß von den dunklen Schicksalsmächten, die sie rings umgeben. Und nun ist merkwürdig, wie der Träger, der passive Held der Handlung und mit ihm der mitleidende Zuschauer zwischen den beiden Stimmungen hin- und hergeworfen wird, die aus dem Kontrast seines Charakters und seines Schicksals wie natürlich gegebene abgeleitet sind: zwischen stolzer, ja maßloser Zuversicht und der Ahnung des nahenden dumpfen Unglücks. Der Anfang des Dramas findet Oedipus auf der Höhe seines befestigten Lebensglücks, als weise waltenden Herrscher; der Einspruch des Sehers, der sein Unglück kennt, läßt ihn freilich sogleich in blinde Wuth und Thorheit umschlagen, aber auch sie bezeugen nur, wie sicher er sich fühlt. Auf diese erste Hebung folgt die erste, noch leise Senkung: die Erzählung der Jokaste, die dem Vatermörder schon schlimme Einzelheiten seines unbewußten, ungewollten Frevels mittheilt, aber noch beruhigende Vermuthungen ausspricht. Da bringt der Bote aus Korinth die Nachricht von dem Tode dessen, den Oedipus noch für seinen Vater hält, und damit ist wieder von Neuem Ruhe und Befreiung geschaffen. Aber diesem zweiten Crescendo folgt sogleich die zweite Depression: die Enthüllung, daß Oedipus nicht des Verstorbenen Sohn, daß er vielmehr des ermordeten Laios ausgesetztes Kind sei, läßt schon die schlimmste Lösung aller Räthsel erwarten. Trotzdem folgt noch einmal ein Aufwärts, Jokaste sucht den Unseligen von aller weiteren Nachforschung zurückzuhalten, und wenn der verblendete Oedipus auch jetzt die warnende Stimme überhört, ja mißversteht, so ist auch dies Mal der Grund dafür noch in seiner selbstgenügsamen Sicherheit zu suchen. Und eben sie führt den Hereinbruch der Katastrophe, die zweifellose Aufdeckung der alten Unthat herbei. So ist ein dreimaliges Auf und

Nieder geschaffen und damit eine äußere Gliederung des Dramas erreicht, die, scheinbar nur aus dem Stoff herauswachsend, in Wahrheit die höchste Kunst der Komposition verräth.

Hier also ist ein Fortschritt der Formgebung erreicht, aber was der Kunst des Sophokles im Uebrigen nachgerühmt wird, ihr größerer, wenn auch maßvoller Realismus, die Einfügung der Konversationssprache in die Tragödie, das offenbart zuletzt doch auch ebenso viel Schwächen des jüngeren Dichters. Gewiß, die monumentale Hoheit des Aeschylus wird von ihm gemildert, vermenschlicht, aber hat die Tragödie darüber nicht auch vieles von ihrer Kraft und Größe eingebüßt? Er streifte doch nicht nur die wuchtige Schwerfälligkeit, die übermenschlichen Dimensionen des Aeschylus ab, sondern verlor, wie so viele modernere Kunst ihren primitiven Vorgängen gegenüber, auch von der gewaltigen Einfachheit und Klarheit, ja selbst von der Formenschärfe des Aelteren nicht Geringes. Wie jede große archaische Kunst hatte auch die des Aeschylus aus der Schlichtheit ihrer Mittel den hohen Gewinn einer zwar breitzügigen, aber um so eindrucksvolleren Zielsicherheit in der Formengebung gezogen. Unter Sophokles' Händen aber begann der Prozeß der Zersplitterung und Zerfaserung der Kunstmittel, der für jedes modernere Zeitalter unvermeidlich ist, der aber zunächst in der Regel mehr ästhetische Verluste als Vorzüge mit sich bringt. Von gering scheinenden, in Wahrheit aber sehr beträchtlichen sprachlichen Eigenthümlichkeiten bis zur Gesammtkomposition trägt alles den Charakter dieses Kleinerwerdens, dieser Verdünnung und Abschwächung der artistischen Werkzeuge an sich. Deutscher Philologenscharfblick hat festgestellt, daß Sophokles unvergleichlich viel mehr Zeitwörter mit vorgeschobener Präposition braucht, als Aeschylus — das ist ungemein charakteristisch, denn gewiß werden durch diese den Sinn leise modelnden Zuthaten die Verben nuancierter, aber ebenso gewiß bezeugt auch die Anwendung dieser Krücken des Wortsinnes, daß die

Sprache nicht mehr so stolz und stark wie ehedem einherzuschreiten fähig ist. Und ob die Uebernahme alltäglicher Ausdrücke in die Tragödie ein stilistischer Gewinn war, ob die gelegentliche Ausmalung naturalistischer Scheußlichkeiten, wie der Wunden des Philoktet wirklich harmonisiert mit der sonstigen zarten Zierlichkeit von Dialog und Komposition, ist ebenso fraglich. Ja selbst seine filigranartige Durcharbeitung der Scenenführung, die sicher ein technischer Fortschritt war, ist zugleich doch auch ein Beweis dafür, daß dem jüngeren Tragiker der starke, lange Athemzug ausgegangen war, der dem älteren nie gefehlt hatte, als er das große Freskogemälde seines Prometheus ausgeführt hatte. Und selbst die Stoffwahl bei Sophokles macht zuweilen den Eindruck, als habe er künstlich zugespitzte Konflikte bevorzugt. Wer im König Oedipus liest, kommt doch leicht auf den Verdacht, die ganze Fabel sei zugeschnitten auf die pointierten Verse, in denen erzählt wird, daß Oedipus vor Schmerz rasend fragte,

wo

> Die Gattin, ach nicht Gattin, wo die Mutter sei,
> Aus deren Schoße sein Geschlecht und er entsproß!

und daß Jokaste dem Lager geflucht habe, auf dem sie

> Den Mann vom Manne, Kinder sich vom Kind gebar.

Solche Absichtlichkeit aber ist doch weit mehr der Künstlichkeit verwandt, die alle Barock- und Rokokozeiten lieben, als dem gewiß doch ebenfalls nicht absichtslosen Stile der höchsten, stärksten Kunst.

Und mag man noch so oft sich ins Gedächtniß rufen, daß die modernere Epoche des Sophokles solche zerfasernde Differenzierung verlangte, daß er nur vom Strom seiner Zeit getragen wurde, daß es den Repräsentanten solcher Perioden immer besonders schwer gemacht ist, neben der Stärke primitiver Kunst sich zu behaupten, es darf doch nicht vergessen werden, daß ein Mann von Aeschylus' Maßen vermuthlich auch diese Aufgabe in dieser Zeit in größerem Sinne gelöst hätte. Shakespeare ist in noch schlimmerer Umgebung

und einer in üblem Sinne noch moderneren Verbildung der Kunst emporgekommen!

Den Zeitgenossen aber galt selbstverständlich nur als Fortschritt, was zu einem großen Theil nur Annäherung an das Erforderniß ihres eigenen Geschmackes war, und Sophokles ist Jahrzehnte lang der Liebling der geistigen Hauptstadt Griechenlands und der damaligen Welt gewesen. Doch auch ihm blieb die Rivalität eines Jüngeren nicht erspart.

Euripides ist nur ungefähr fünfzehn Jahre jünger als Sophokles, sie sind im selben Jahre 406 gestorben, und doch ist, als würde man in eine um Jahrhunderte reifere, modernere Welt geführt, wenn man die Bühne des Euripides betritt. Schon der Unterschied ihrer Weltanschauung ist bezeichnend. Sophokles hatte nichts von Aeschyleischen Gewissensskrupeln gehabt, er schaute wieder mit heiterem Vertrauen zu den Göttern empor. Freilich hat man von dieser, wie von manch anderer Frömmigkeit den Eindruck, als ob sie ein wenig auch das Erzeugniß gedankenloser Genügsamkeit sei. Die Gottesfurcht starker Gläubiger ist aus anderem Erze gegossen; sie ist fest weil sie überwunden hat, nicht weil sie jedem Kampf friedfertig ausgewichen ist. Euripides aber ist nun freilich auch seinerseits weltfern von Aeschylus und dessen nach leidenschaftlichem Zwiespalt zuletzt doch wieder hergestellter Harmonie, aber insoweit gleicht er ihm wahrlich weit mehr als seinem unmittelbaren Vorgänger, als er sich wieder tiefe und ernste Gedanken über Götter und Menschheit macht. Allerdings zu einer irgend traditionsgetreuen Verständigung mit dem Glauben der Väter durchzudringen ist ihm nicht mehr möglich, ja er kommt überhaupt zu keinem abgeklärten Ergebniß. Sein radikaler Skeptizismus, der nicht mehr nur die schlechthin abergläubischen Bestandtheile der offiziellen Religion verhöhnt, sondern der auch die Götter selbst nicht unverspottet läßt, ist doch nicht folgerichtig genug, um entschieden sich von der Ueberlieferung abzuwenden. Freilich ging von ihm die Rede, er habe die Menschen davon zu über=

zeugen versucht, daß es keine Götter gebe, und er scheint einmal ausdrücklich allem Götterglauben abgesagt zu haben; unter den Gestalten seiner poetischen Phantasie aber nehmen die Götter durchaus nicht den letzten Platz ein. Und so viel direkten und indirekten Spott er auch an ihnen verübt, immer bleiben sie doch die himmlischen Gewalten, denen unbegrenzte Macht über das Schicksal der Sterblichen verliehen ist. Der gläubigen Menge gegenüber war ein atheistisches Drama sicherlich ein Unding und der herkömmliche Stoff der Heroenfabeln, den auch Euripides beibehielt, noch weniger dazu angethan, die fort und fort in diese Geschichten eingreifenden Göttergestalten auszumerzen, von ihrer besonderen ästhetischen Brauchbarkeit ganz zu geschweigen.

Aber was so einem ringenden, spottenden Freidenker übrig blieb, den Minerva nun einmal — vielleicht ein wenig invita — zum schaffenden Künstler gestempelt hatte, war doch ein wunderlich zerrissenes Bild seines Glaubens von der Götterwelt. Aeschylus hatte unvergleichlich viel tiefere Götterbilder geschaffen, als das homerische Epos, Euripides aber, der ebenso leidenschaftlich, ebenso ernst über Gottheit und Welt nachdachte, kehrte in etwas zu der leichtsinnig-novellistischen Auffassung der mittelalterlichen Mythendichtung wieder zurück, nur daß es in ironischem, in einem weit über den Dingen stehendem Sinne geschieht. Oder aber er mischt in diese an sich naive, von ihm aber belächelte Anschauung Elemente einer Natursymbolik ein, die ihrem innersten Wesen nach zwar der alten, aus Naturgewalten Götter schaffenden verwandt ist, die aber gänzlich modernen und gänzlich reflektierten Ursprunges ist. So, wenn er im Hippolyt die kyprische Göttin einmal als Beschützerin aller verbuhlten Künste der Männerjagd schildert und sie dann sogleich darauf, im Ton völlig umschlagend, als Prinzip der allschaffenden, allgebärenden Zeugungskraft preist.

Und diese wunderbar komplizierte religiös-irreligiöse Denkweise ist nicht nur für die Weltanschauung, sondern auch

für die Kunst dieses Dichters charakteristisch. Eine unvergleichlich viel stärkere intellektuelle Potenz als Sophokles und wohl auch von einer größeren Kraft der Leidenschaft, hat er die Wirklichkeit — die draußen und die in der eigenen Seele — mit viel schärferen Augen gesehen und mit viel heftiger schlagendem Herzen nachgefühlt. Aber die alten Formen der Dichtung hat er ebenso beibehalten, wie ihre alten Stoffe und so viel Neuland er auch als der erste der großen realistischen Eroberer auf seinen Heer- und Entdeckerzügen in die terra incognita der wirklichen Dinge erworben hat, zu einer neuen und ganz adäquaten Form für seine neuen Stoffe ist er nicht im Mindesten durchgedrungen; im Gegentheil, der Stil, der der alten Tragödie wie ein vollkommen passendes Kleid zu Gesicht stand, wirkt bei ihm oft unnatürlich und als Manier. Von diesen und noch manchen anderen, scheinbar unversöhnlichen Gegensätzen voll, hinterlassen seine Werke doch den Eindruck einer gewaltigen, wenn auch im Innersten zerklüfteten Persönlichkeit: kein Zweifel, seine Kunst reckt sich weit höher zu dem Gipfel der aeschyleischen Dramatik hinauf, als die des Sophokles, und wenn sie ihrer Größe auch gewiß nicht gleich oder auch nur ganz nahe kommt, sie ist ihr an geistiger Wucht und zuletzt doch aber auch in ihrer Kämpferseite ein wenig wahlverwandt. Und an diesem Vergleich kann die Litterarhistorie, wie noch öfter, lernen, daß es die rauhen und schroffen, nicht die glättesten Steine sind, die selbst ästhetisch den tiefsten Eindruck machen. Niemand wird die Werke des Euripides in Hinsicht auf die Abrundung ihrer Form, der dramatischen wie der sprachlichen, mit denen des Sophokles vergleichen dürfen, und doch macht auch hier der Reiter mehr Eindruck, der ein kraftvolles, trotziges, launenhaftes Streitroß nur eben bändigt, als der ein zahmes Frauenpferd in zierlichem Tanzschritt courbettieren läßt.

Die auffälligste Abweichung, die des Euripides Dramen den Vorgängern gegenüber aufweisen, ist ihr Realismus. Nicht als ob der jüngste der Tragiker allzuviel mehr von

Umwalt und Milieu seiner Helden erzählte, als die älteren. Allerdings hat er auch für diese Nebendinge lebhaftere und reicher nuancierte Farben auf seiner Palette, er schildert etwa eine bestimmte Landschaft, wie den gegenüber von Trozen liegenden Strand, auf dem Hippolytos dem Zorn des parteiischen Meergotts zum Opfer fällt. Er schreitet auch wohl hier und da zu naturalistischer Graßheit vor; wenn er so die Verwüstungen ausmalt, die das tückische Feuergewand in dem Antlitz von Jasons unglücklicher Braut anrichtet. Aber wohin sich seine Wirklichkeitskunst in der Hauptsache wendet, das ist vielmehr das Reich der Seele und der Leidenschaften. Kommt man von der monumentalen Dichtweise des Aeschylus oder der immerhin noch heroisch stilisierten des Sophokles her, so ist man überrascht, von Euripides mit einem Schlage vor ganz differenziert empfindende und wenn man will viel kleinere Persönlichkeiten gestellt zu werden. Es ist als ob das Riesenmaß der Leiber und der Seelen, das in der älteren Tragödie die Regel bildet und das sich selbst bei dem zarten Sophokles noch heldisch genug ausnimmt, plötzlich auf das wirklicher, moderner, oft nur allzu moderner Menschen reduziert werde.

Und es ist erstaunlich, wie sehr der Psychologe Euripides, selbst nach den mehr als verfeinerten Begriffen unserer Tage, hier der Realität nahe rückt. Wo er die Leiden der liebeskranken Phädra schildert, wird er — wie mehr als einer von den neuesten, noch nachnaturalistischen Anatomen der menschlichen Seele — fast zum Physiologen. Und auch da, wo er diese Zusammenhänge von Leib und Seele ganz bei Seite läßt, ist der Scharfblick seiner Analyse bewundernswerth. Wenn Jason der mörderischen Teufelin Medea nachschaut, da sie auf ihrem Drachenwagen ihm und jeder Strafe durch die Luft entflieht, da mischt er einmal — es ist vielleicht die psychologisch merkwürdigste Stelle des ganzen Stücks — in alle seine Flüche und Verwünschungen einige Worte der heißesten, leidenschaftlichsten Liebeswerbung ein. Man könnte einen Augenblick glauben, es sei eine List, um die unaufhalt-

sam Entfliehende zurückzulocken. Aber davon kann im Ernst nicht die Rede sein. Jason ist als der Typus brutaler, aber leicht zu übertölpelnder Männlichkeit geschildert. Es kann vielmehr nur einer der plötzlichen Stimmungsumschläge in den vollen Gegensatz gemeint sein, deren freilich das menschliche Herz selbst im leidenschaftlichsten Affekt, ja vielleicht gerade in ihm, fähig ist, die als möglich zu erkennen es aber einer sehr hellseherischen Psychologie bedarf. Und wie viel solcher Einblicke in die delikatesten Regungen unserer Seele könnte man bei Euripides sonst noch nachweisen.

Selbst da wo dieser große Herzenskündiger die alten heldisch-übermenschlichen Maße der früheren monumentalen Heroentragödie für seine Gestalten scheinbar festhält, führt er in die Motivierung der Handlung so tief grabende, so differenzierte Gemüthsphänomene ein, daß der Abstand von Sophokles sogleich in die Augen fällt, von Aeschylus' gigantischer Breitzügigkeit ganz zu geschweigen. Das Medea-Problem hätte doch wahrlich dazu verlockt, allein durch die Ungeheuerlichkeit der Vorgänge zu wirken; aber wie weit weicht das Euripideische Stück nicht von solcher Grobheit und Aeußerlichkeit der Auffassung ab. Ihm ist die Heldin nicht die plump-tigerhafte Eifersüchtige, sondern eine zweifelnde Rächerin ihrer verletzten Frauenehre und Staueneitelkeit, die solange an ihren dunklen Plänen brütet, bis sie gefunden hat, durch welche der Möglichkeiten ihres Vernichtungsplans sie dem einst geliebten Abtrünnigen auch die letzte Faser seines Herzens noch verwunden kann. Wie abgründlich tief ist hier alle Bosheit, dessen das tödtlich gekränkte Weib fähig ist, erkannt: vor Allem das Eine, daß die Verstoßene nie daran denkt, den gehaßten Gatten selbst, sondern nur alles das, was ihm lieb und theuer ist, zu vernichten.

Bezeichnend schon für diesen fackeltragenden Entdecker im dunkeln Land der Menschenseele, daß der Frau in seiner Dramatik eine so große Rolle zugewiesen ist. Man hat mit großem Rechte zusammengetragen, wie viel verschiedene

Typen des Weibes er in seinen Tragödien abgeschildert hat und man könnte hinzufügen, in wie vielen seiner Stücke Heldinnen die eigentlichen Träger der Handlung sind. Nietzsche hat vielleicht mit Recht über den unausrottbaren Femininismus unserer modernen, d. h. nunmehr schon anderthalbhundertjährigen, Litteratur geklagt, aber das Weib für die Litteratur zu entdecken war doch eine große Psychologenthat. Die aber hat Euripides in Wahrheit vollbracht, denn so gewiß auch Sophokles' Antigone und mehr noch Ismene wirkliche Frauen sind, den Weibern ins Herz geleuchtet hat doch erst der Jüngere. Selbst die Chöre und die — bei Euripides doch nicht zuerst auftretenden — Kammerfrauen reden spezifisch frauenhaft. Freilich kam hier die Zeit dem Poeten zu Hilfe: denn eben aus seinen und des ihm verwandten Komödiendichters Werken ist am allersichersten zu schließen, wie stark doch das Vordringen der Frau im griechischen Leben dieses Zeitalters gewesen sein muß.

Doch würde man sich ein sehr unvollständiges Bild von dem Jüngsten der drei großen Tragiker machen, wollte man nur von seinen im innersten Sinne des Worts realistischen Entdeckungen reden, denn neben ihnen weist seine Kunst auch ganz entgegengesetzte Eigenschaften auf. Wie wunderbar, daß dieser kühne Neuerer des Stoffs der altüberlieferten Form so viel respektvolle Zugeständnisse gemacht hat. Freilich der Reichthum seiner psychologischen Motivierung reflektiert auch auf die Mannigfaltigkeit der Scenenführung: die dramatische Technik des Euripides meistert, so scheint mir, noch mehr Ereignisse, mehr Wendungen als die des Sophokles; und da es ebenso oft innere wie äußere sind, so wird der Eindruck leerer Stofffülle durchaus vermieden. Von modernem, etwa shakespeareschem Handlungsreichthum bleibt übrigens auch Euripides noch weit entfernt; doch durchdringt immerhin des öfteren eine Ereignißreihe die andere und zuweilen wird, wie im Hippolyt, ein Faden dann schon fallen gelassen, wenn er nach den Begriffen der älteren Dramatik noch im Mindesten nicht abgesponnen

ist. Aber andere Erbstücke hat Euripides nicht aufgeben mögen: so die Namen und Stoffe der Heroengeschichte, die im Vergleich mit seiner um ein Jahrtausend moderneren Auffassung nur wie etwas barockartige Masken wirken, so den Chor, den er für seine viel inhaltreicheren Stücke gar nicht mehr nöthig hat und den er, da er ihn für seine viel knappere und schlagfertigere Technik irgendwie ausnützen mußte, oft genug als Surrogat für eine Nebenperson, für eine Vertraute etwa benutzt hat. Er kommt auf diesem Wege bis zu der Absurdität, daß seine Heldinnen ihre geheimsten Anschläge vor dieser zum Chor multiplizierten Dienerin enthüllen. Störender noch ist vielleicht, daß er doch auch in der Führung des Dialogs nicht ganz zu dem neuen Stil vorgedrungen ist, den seine neuen Stoffe eigentlich erfordert hätten. Der alte Ton des Kothurns klebt den Reden seiner Personen auch da an, wo sie ihn ganz und gar abzuschütteln eigentlich alle Ursache hätten. Ja Euripides steigert dieses zu seinem Realismus sehr wenig passende Element noch durch seine zuweilen dem Leser und sicher auch einstmals dem Zuschauer lästig fallende Vorliebe für Sentenzen. War nun aber der primitiven Tragödie zu vergeben, wenn sie ihren Figuren allerlei feierliche Selbstcharakteristiken in den Mund legte, so nimmt sich bei diesem so viel raffinierteren Dramatiker doch sehr ungeschickt aus, wenn Medea in ihrem schlimmsten Zorn erklärt[1]):

Wohl fühl' ich, welchen Greuel ich vollbringen will,
Doch über mein Erbarmen siegt des Zornes Wuth,
Die stets die größten Leiden bringt den Sterblichen.

Den überwiegenden Eindruck hinterläßt trotz aller solcher Unebenheiten, älteren ästhetischen oder neuen philosophischen Ursprungs, die stark realistische Tendenz der euripideischen Kunst. Und ihr entstammt wohl auch der auffallende Zug kühler Objektivität, der ihr in den Herzen der Menschen vielleicht am meisten geschadet hat. Euripides ist auch in diesem Stück der

[1]) Nach der Uebersetzung Donners (Euripides I [1859] Vers 1050—1052).

Mann der erstaunlichsten Gegensätze: in seiner Brust müssen sich kochende Leidenschaften mit der eiskalten Neugierde des Psychologen gepaart haben. Und so kommt es, daß seine Gestalten, die so oft vor unsern Augen wie von einem Orkan der wildesten Triebe gepeitscht hinwirbeln, doch etwas von der starren Ruhe und Gleichgültigkeit wissenschaftlicher Retortenprodukte haben.

Eines schon ist charakteristisch, daß der Dichter zuweilen gar nicht völlig Partei nimmt für den einen oder andern Helden innerhalb desselben Stücks. Seine Medea, diese doch so völlig weiblich fühlende Furie in Menschengestalt, mag ganz nach seinem Herzen gewesen sein, aber er läßt uns doch nirgends im Drama unzweideutig erkennen, daß seine Sympathien auf ihrer Seite sind, während er für den harten und fühllosen Jason offenbar noch weniger Theilnahme wecken will. Seine Skepsis und seine oft höhnische Abwendung vom alten Götterglauben ist aus der gleichen objektiv-rationalen Anschauungsweise entsprungen. Und was soll man zu diesem Frauendichter sagen, der — wer kann wissen auf Grund welcher schlimmer Lebensprüfungen — so viel Frauenfeindliches ersonnen und ausgesprochen hat, wie ein Molièrescher Misogyn! Da offenbart sich immer wieder derselbe Zwiespalt: er muß sich im Innersten in die Psyche, die bloß und zuckend auf dem Seziertisch dieses Seelenanatomen lag, haben versetzen können, er muß mit ihr immerdar mitgefühlt und mitgelitten haben; aber den kalten Forscherblick, mit dem er am fremden und — wer dürfte daran zweifeln — am eigenen Herzen seine Studien machte, können auch seine dichterischen Gestalten nicht verleugnen. Die Ausschaltung, durch die seine eigene Objektivität den elektrischen Strom zwischen seinen Gestalten und unserem Gemüth unterbricht, kann keine noch so hohe Spannung vorher und nachher vergessen machen. Und hierin ist Sophokles, der kleinere Geist, sicher der größere Künstler, sein weiches, einfältiges Fühlen wußte von all' solchen Bedrängnissen nichts. Euripides aber gehört gewiß zu den großen Menschen, denen

ein Zuviel ihres geistigen Besitzes die Wirkung ihres Lebenswerks verkürzt hat: er war zu sehr Denker, um ganz Dichter sein zu können. Dennoch war sein Vorbild groß genug, um alle spätere Tragödiendichtung der Griechen und Römer zu überschatten: er hat sie mehr beeinflußt als Aeschylus und Sophokles je gethan haben.

4. Entstehung, Triumph und Niedergang der Komödie.

In Euripides hatte die dramatische Poesie ein Niveau erreicht, das einen Höhepunkt bedeutete, aber auch eine Gefahr und die Nähe eines Abgrundes. Die Verstandeskühle, mit der Euripides Götter und Menschen betrachtete, war im Innersten ironisch, d. h. aus einem Gemisch von Ueberlegenheit und leisem Spott zusammengesetzt, wie es den großen Intelligenzen auch dann leicht zum Grundton ihrer Weltanschauung wird, wenn sie selbst stark und leidenschaftlich empfinden. Die Ironie aber ist der Tod aller einfachen poetischen und so auch der tragischen Wirkung. Sie wird auf der Bühne auch im Trauerspiel ertragen oder vielmehr sogar applaudiert, wenn die Zeit selbst ironisch wird, wenn ein Volk beginnt sich selbst zu belächeln, aber auch dann droht eine Selbstzersetzung der Kunstgattung, gegen die es nur ein Heilmittel, besser ein Gegengift, giebt: die Erhebung der Ironie zum Kunstprinzip, mit einem Wort, die Schaffung der großen Komödie.

Die komische Kunst nämlich, d. h. die echte, höchste Komik, macht aus dieser Noth der Tragödie eine Tugend, sie *will* verspotten, sie will alle Dinge ringsum nicht nur belächeln, sondern verlachen, ja verhöhnen. Schon indem man sich diesen Grundzug ihres Wesens vergegenwärtigt, wird man freilich inne, daß die Heiterkeit, die diese Muse zur Schau trägt, zu einem Theil nur Maske ist. Ja man geräth zuletzt auf den

Gedanken, als sei auch ihr harmloses Gelächter, das sie an so viele kleine und harmlose Gegenstände verschwendet, mehr Mittel als Zweck, mehr die heitere Schale für einen sehr ernsten Zweck. Alle große Komik — man hat für sie seit Shakespeare das vieldeutige Wort Humor angewandt — hinterläßt nämlich den Eindruck, als seien selbst die derben oder feinen Scherze, die sie über Geringfügiges und Gleichgültiges ausschüttet, mehr in der Absicht gemacht, die Grenzen zu dem Wichtigen und Bedeutenden hinüber, das sie ganz ebenso, nur in der Regel mit viel ernsteren und bittereren Hintergedanken verspottet, zu verwischen.

Nun widerlegt freilich die Geschichte des griechischen Lustspiels diese Annahme als gar zu düster und schwer; schon etwa ein Jahrhundert vor Euripides scheint es in Attika Stegreif-Burlesken gegeben zu haben, und das regelrechte Satyrspiel ist fast ganz gleichzeitig mit der Tragödie aufgewachsen. Aber es kann kein Zufall sein, wenn erst der große Lustspieldichter, der des Euripides jüngerer Zeitgenosse war, so viel Ansehen errang, daß seine Werke neben die der Tragiker gestellt wurden und daß sie sich zum Theil bis auf unsere Tage erhalten haben. Man muß doch vermuthen, daß erst durch Aristophanes die tiefsinnige Komödie zum Leben erweckt worden ist und jedenfalls lassen seine Werke trotz all' ihrer tollen Ausgelassenheit diese Deutung, als seien sie ebenso sehr aus dem Bedürfniß der überreifen Tragödie, als aus der alten Posse hervorgegangen, ohne jeden Zweifel zu.

Denn in diese beiden Elemente läßt sich doch all' seine Kunst zerlegen, und daß sie sie zu einem untrennbaren Ganzen verschmolzen hat, ist ihr höchster Ruhm. Sicherlich war auch die Ausbildung des alten Satyrspiels eine Kulturthat; es war nichts Kleines, daß man die Possen und Zoten der dionysischen Feste nach und nach in so feste und gesteigerte Formen goß, daß sich hier eine neue Kunstgattung bildete, und wer kann wissen, wie Tiefes die verloren gegangenen aeschyleischen Satyrspiele schon enthalten haben mögen. Die ari-

stophanische Komödie aber, die reife Frucht dieses Baumes, die wir so glücklich sind, noch heute pflücken zu dürfen, hat offensichtlich die geistigen Genüsse nicht nur für Griechenland, sondern die Welt in gewissem Sinne um ebenso viel reicher gemacht als die Tragiker. Denn freilich, all' die Feierlichkeit und Größe des alten Trauerspiels ging an der neuen Kunstgattung verloren. An artistischem, an poetischem Werth darf sie sich mit der Tragödie nicht messen. Aber wie das Lustspiel überhaupt den rationalsten Dichtungsarten zugehört, so bedeutet seine Schöpfung vollends im Sinne der allgemeinen Kultur eine Eroberung von der höchsten Bedeutung. Daß man über das Leben nicht nur im Kleinen, sondern auch noch im Großen lachen lernte, war eine gewaltige Neuerung: die Souveränität geistigen Schaffens allem thätigen Leben gegenüber ist erst in dieser Form vollkommen zum Ausdruck gekommen. Welche Freiheit des Geistes gehört doch dazu, sich über alle die halsstarrigen Realitäten des irdischen Thun und Treibens einmal völlig hinauszuheben und ihnen, insonderheit der breitspurigsten von allen, dem Staat, ins Gesicht zu lachen. Und wie Noth thäte jeglichem Zeitalter, unserem nicht am wenigsten, daß immer von Neuem ein solcher Philosoph mit der Narrenpeitsche aufstände, und all' diesen im Gefühl ihrer eigenen unaussprechlichen Wichtigkeit erstickenden Diplomaten, Bureaukraten oder Parlamentariern mit feinem und grobem Spott die Nichtigkeit und Eitelkeit der allermeisten ihrer geräuschvollen Unternehmungen nachwiese.

Aristophanes aber hat seinen Athenern diesen Dienst nach jeder Richtung hin erwiesen und die Mischung von Ernst und Scherz, von Kunst und Philosophie, die hier zum ersten Mal in der Geschichte der Weltlitteratur auftritt und sogleich den größten von allen ihren Triumphen gefeiert hat, ist ein Erzeugniß so hoher geistiger Potenz, daß man es billig nicht der tragischen Kunst allzu weit wird nachsetzen dürfen. Denn wer bewährt stärkere Kraft, der über die Tücken und Mängel des Lebens klagt, oder der sie mit gefaßtem Muthe

verlacht und durch Spott sie zu meiden und ihnen abzuhelfen lehrt.

Daß damit nicht alle Einbuße an ästhetischem Werth der Tragödie gegenüber geleugnet wird, ist selbstverständlich: die Kunst könnte allenfalls den Verlust der Komödie verschmerzen, niemals aber den des Trauerspiels. Aber ebenso offenbar ist auch, daß die übermächtige Strömung des Zeitalters, von der auch das Schiff der Tragödie erfaßt worden war, seit Euripides das Steuer hielt, das Lustspiel noch rascher fördern und ihm noch günstigere Fahrt bringen mußte. Denn dem Realismus ist die Komödie ihrem ganzen Wesen nach und für immer verschrieben. Und so kann es nicht Wunder nehmen, daß die Erfolge der aristophanischen Kunst vor allem in dieser Richtung errungen worden sind. Euripides hatte zuweilen die äußere Wirklichkeit scharf ins Auge gefaßt, und in die Abgründe der Seele hatte er tief hineingeleuchtet, aber das eine war doch nur gelegentlich geschehen und seine hellseherische Psychologenkunst war freilich viel häufiger, aber immer nur ganz bestimmten Objekten, den tragischen Konflikten des Menschenlebens, zugewandt gewesen. Aristophanes dagegen umfaßte alles Menschliche mit so gleichmäßiger Leidenschaft zur Schilderung, daß er das Stoffgebiet der dramatischen Kunst in ganz ungeheurem Maßstab erweitert hat.

Man fasse nur dies eine ins Auge, daß er das Wagniß, das zu unternehmen der so modern empfindende Euripides sich niemals zugetraut hat, wie spielend vollbrachte, die Abwendung von dem altherkömmlichen mythologischen Stoffschatze. Gewiß, schon bei Euripides waren diese Sujets mehr nur Vorwand und Maske geworden, oft hatte er ihnen nur das äußere Schema des Problems, oft nur die Namen entliehen. Aber erst Aristophanes streift dies alte, enge Kleid entschlossen und doch wie spielend ab, und es ist als ob sein Realismus, da er einmal diese eine Fessel abgeworfen hatte, nun auch aller anderen hätte ledig werden wollen. Denn, um bei den Namen, die immerhin charakteristisch sind, zu

bleiben, er ersetzt nun nicht nur die alten Heroennamen durch neue, eigener, oft komisch-phantastischer Prägung, sondern er übernimmt auch mannigfache schlicht bürgerliche, ja er geht so weit, wirkliche Menschen, Politiker oder Poeten, auf die er es abgesehen hat, leibhaftig und mit Namensnennung auf die Bühne zu bringen.

Diese äußere Wandlung aber ist für alles übrige maßgebend: es würde vieler Zeit bedürfen, wollte man aufzählen, was alles an Lebensstoffen Aristophanes in die Litteratur eingeführt hat. Von den elementaren Faktoren aller Menschlichkeit, vom Geschlechtsleben und von allem Thun und Treiben des Alltags hinauf bis zu den allgemeinsten sozialen, politischen, wissenschaftlichen und ästhetischen Fragen hat er alles, aber auch alles vor sein Forum gezogen. Er hat die kleinen Kümmernisse der Tagelöhner und Handwerker ebenso genau gesehen, ebenso spöttisch und ebenso wahr abgeschildert, wie die Staatsleitung des Kleon, die Tragödien des Euripides oder die Philosophie zwar nicht des Sokrates, aber der Sophisten — und wo er den ganzen Kreis des Lebens umschließt, da hatten, das muß man sich immerdar vergegenwärtigen, die Tragiker nur ganz wenige schmale Ausschnitte geschildert. Und wie saftig, wie detailstrotzend ist diese Wirklichkeitsschilderung! Es war ein erster großer Triumph der beschreibenden Kunst in der Geschichte der Weltlitteratur. Und es ist auch kein Zufall, daß es der erste große Komiker war, der ihn davon trug: der Spott muß scharf sehen, will er sich genug Stoff, über ihn zu lachen, schaffen. Und wenn auch Niemand wird verkennen dürfen, daß das alte Satyrspiel auch dieser augenfälligsten Eroberung der aristophanischen Kunst schon vielfach vorgearbeitet hat, die große Art, mit der der Meister die Ueberlieferung gehandhabt hat, ist als sein Werk unverkennbar. Gewiß, man wird auch zuvor schon dem Possenspiel der Dionysosfeste breitere Konsequenzen gegeben haben, aber man wird nimmermehr annehmen können, daß schon früher ein so gewaltiger Menschenkenner den ganzen Bereich

des Lebens der Burleske unterworfen und sie so zur großen Komödie gemacht hat.

Im übrigen ist nicht erstaunlich, daß mit den Vortheilen auch gewisse Mängel des Realismus in die große Kunst ihren Einzug hielten. Die Saloppheit der Form, der alle Schilderungskunst so leicht verfällt, ist von Aristophanes gewiß nicht vermieden. Zwar sollte man ihn dieserhalb nicht so eifrig schelten, wie zuweilen geschieht. Denn jedes seiner großen Stücke hält doch die Einheit des zu Grunde liegenden Gedankens fest, und wenn bei der Ausführung der Dichter seiner Laune durch mannigfache Abschweifungen die Zügel schießen läßt, so bleibt er darin einmal nur seinem Genre treu und niemals überwuchert auch bei ihm dies Arabeskenwerk den eigentlichen Tenor der Handlung. Wenn im übrigen aber die Geschlossenheit der Komposition hinter der neueren Tragödie zurückbleibt und ihre Mannigfaltigkeit und Absichtlichkeit hinter der der späten Komiker, so ist zu bedenken, daß auch diese Kunstgattung die Stadien durchlaufen mußte, die das Trauerspiel zu den Zeiten des Euripides schon zurückgelegt hatte, und ferner, daß das jüngere Lustspiel der Griechen, als das Intriguenstück, das es war, zwar eine viel kompliziertere Handlungs- und Scenenführung aufgewiesen haben mag, daß es darüber aber auch sehr viel von der geistigen Größe des aristophanischen Humors eingebüßt hat. Und es wird kaum fraglich sein, ob der nicht einmal ganz unzweifelhafte ästhetische Gewinn solcher immerhin leicht allzu künstlich wirkenden Absichtlichkeit eine so große Einbuße auszugleichen vermag.

Ueberdies aber würde der ein schiefes Bild von Aristophanes' Werk erhalten, der da annähme, daß es ganz und gar im Realismus aufgegangen sei. Freilich, die Erhabenheit und Formenreinheit der Tragödie war ganz in den Kauf gegeben: eine stilisierte Komödie ist noch nie mit Glück geschrieben worden, und Aristophanes hätte sich und seinem ausgelassenen Pegasus jedenfalls solchen Zaum und Zügel nie-

mals zugemuthet. Doch einmal hat auch er das Erbe des griechischen Mittelalters, das die Tragödie so treu bewahrt hatte, das Lied, in Ehren gehalten. Wie wunderliebliche Gesänge legt er in den Vögeln zwischen allem tollen Mummenschanz dieser satirischen Burleske dem Chor der gefiederten Sänger in den Mund, und wie künstlich gemessene und verschlungene Rhythmen hat er in den anapästischen, trochäischen und iambischen Tetrametern der Chorparabasen seinem Verse auferlegt. Sodann aber ist sein Werk in mehr als einem Stücke Fortsetzung und Erfüllung der ästhetischen Tendenzen, die sich schon in der Tragödie, sei es früher, sei es später, vornehmlich indessen bei Euripides, geltend gemacht hatten.

Schon vor Aeschylus hat die Tragödie einen Anlauf dazu genommen, die Zeitgeschichte in ihre Stoffe aufzunehmen, Phrynichos aber soll sich dadurch eine öffentliche Strafe zugezogen haben, und das mag spätere Versuche verhindert haben. Trotzdem fehlt es an indirekten Einwirkungen auf das Staatsleben weder bei Aeschylus noch bei Euripides nicht. Aristophanes aber ist in diesem Stück weit über sie hinausgegangen: immer wieder und wieder tritt er mahnend, tadelnd, abwehrend auf, fast wie ein Lehrer seines Volkes, und beweist damit sicherlich, daß seine Kunst nicht im mindesten in absichtsloser Beschreibung aufgeht. Ob er die nach seiner Ansicht schädliche Neuerungssucht des Euripides, der Sophisten und der demokratischen Staatsmänner angreift, ob er die Eitelkeit der Politiker, die Streitsucht seiner Athener, die Emanzipationslust der Weiber oder die kommunistischen Pläne, die damals in der Luft lagen, verhöhnt, jedesmal will er sein Volk zu alten Idealen zurückführen, will es leiten und lenken.

Und wenn auch damit der ästhetische Idealismus seiner Kunst nicht eigentlich bewiesen ist, eine rein beschreibende Kunst verfährt offenbar nicht so absichtlich, führt nicht so viel Hintergedanken mit sich. Und nur seine Frohnatur, die bei allem Scharfblick für die Schwächen der Menschen doch niemals

gerne widrige und bekümmernde Eindrücke zurückläßt, hat ihn vor dem Fehler bewahrt, dem ähnlich zwischen Wirklichkeitserkenntniß und pädagogischen Absichten schwankende Poeten so leicht verfallen. Seine Satire ist nie bis zuletzt bitter, es ist für ihn charakteristisch, daß er seine Stücke über alles gern mit einem fröhlichen Aufzug- und Festschmaus abschließt, und so hat er den etwas schulmeisterlich-herben Beigeschmack vermieden, den in unseren Tagen Ibsens lehrhafte dramatische Satire so oft erzeugt hat.

Doch man würde Aristophanes schlecht verstehen, wollte man beim Suchen nach den idealistischen Elementen seiner Kunstübung dasjenige mit Schweigen übergehen, das dem innersten Kern seines Wirkens angehört. Gewiß, Aristophanes hat heiter und harmlos von der Wirklichkeit vieles und nicht am letzten das Leben des Alltags abgeschildert, aber darüber soll ihm doch nicht vergessen werden, wie hoch seine Phantasie ihn dann getragen hat, wenn er die Grundgedanken, besser die Grundvorstellungen für seine Dramen konzipierte. Sie alle sind uns heute so in Fleisch und Blut übergegangen, und selbst ihre bizarrsten Bizarrerien sind von der Komödie aller späteren Zeitalter wenn nicht nachgeahmt, so doch so vollständig aufgesogen worden, daß man sich erst mit Absicht und Bedacht wieder die Augen für ihre Ungewöhnlichkeit empfänglich machen muß.

Wie kühn ist nicht die große Litteraturkomödie der Frösche! Man wird gewiß nicht sagen dürfen, daß des Aeschylus oder auch nur des Euripides Wesen in den Verteidigungs- und Anklagereden, mit denen sie sich gegenseitig vor dem unterirdischen Gericht bekämpfen, auch nur annähernd erschöpft sei. Die stärkste Verführung des Possentons, in Oberflächlichkeit und äußerliche Charakteristik zu verfallen, ist durchaus nicht überall überwunden, und Aristophanes hat auch schwerlich die Absicht gehabt, diesen Kampf ernsthaft aufzunehmen. Und dennoch ist es ein gewaltiges Unternehmen: man stelle sich einen modernen deutschen Komödiendichter vor, der es — um

ein der Rollenvertheilung nach freilich weit abführendes Beispiel zu wählen — wagen würde, Freytag oder Hauptmann im Wortkampf gegen Goethe auftreten zu lassen. Schon indem man sich ausmalt, wie kläglich ein derartiger Versuch scheitern würde, wird man der Größe des aristophanischen Lustspiels inne. Man mag auf seine etwas nüchtern-moralistische und ganz pädagogische Aesthetik schelten, die Homer, Hesiod, Aeschylus danach beurtheilt, wie viel Begeisterung zum Kampf oder wie viel Belehrung für das Leben sie ihren Hörern und Lesern mittheilen können, aber schon der Gedanke, die größten Meister der redenden Kunst so in Gegensatz zu bringen, und die Fähigkeit, die wichtigsten Unterschiede ihrer Lebensanschauung so klar zu erkennen und zum Ausdruck zu bringen, ist der höchsten Bewunderung werth. Wie scharf ist nicht der springende Punkt in Euripides' ästhetischer Stellungnahme erfaßt, mit der Verhöhnung seines Realismus, mit der boshaften Einfügung des Wortes Schminkgefäß an jeder beliebigen Stelle seines Prologs. Und was der Denker auszusinnen vermochte, hat der Komiker zu bewältigen und den Anforderungen seiner Kunst zu unterwerfen gewußt.

Noch bizarrer ist die Einbildungskraft, die das Lustspiel Lysistrate entwarf. Eine derbe Zote, zu gigantisch-monumentalen Dimensionen gesteigert, wird hier in den Dienst eines großen Gedankens gestellt. Schon die Zusammenstellung ist maßlos abenteuerlich, aber sie ist des Größten der Komiker würdig. Nur er konnte auf den Gedanken kommen, die Freuden des Ehebetts und die Einigung Griechenlands in eine Grundidee zu zwingen. Und nun gar die Wolken, die die Hirngespinnste aller Metaphysiker so drollig und so wunderbar konkret persiflieren, die Vögel, in denen die Eitelkeit, die Windigkeit und Anmaßung der Politiker durch eine großartige, halb naive, halb phantastische Thierfabel so greifbar und doch mit ästhetisch so werthvoller Willkür gegeißelt sind, und vollends der Weiber-Reichstag, der lange vor allen Staatsneuerern Demokratie und Frauenemanzipation und Kommunis-

mus zugleich durch eine köstlich-großartige Utopie ad absurdum führen sollte.

Immer ist der Meister zwar von sehr konkreten, sehr einfachen Unterlagen ausgegangen. Es heißt, die Vögelvermummung sei ein altes Requisitenstück der Satyrspiele, und wer mag daran zweifeln, daß auch die Verschwörung der Weiber zur Sperrung des Schlafgemachs den alten Phallusträgern und ihrer ausschweifenden Ausgelassenheit schon eingefallen ist. Aber das eben ist das Wahrzeichen aller im großen Sinne realistischen, aller wahrhaft erdgewachsenen Kunst, daß sie das Gegebene, das Ueberlieferte, ja selbst das Alltägliche zu nützen weiß und daß sie es selbst dann zum Fußschemel ihres Werkes macht, wenn sie am höchsten zu steigen gedenkt. Und wie flugkräftig war die Phantasie, die, bevor noch kaum der Gedanke einer wirklichen Frauenemanzipation laut geworden war, sich eine Forderung verwirklicht vorstellte, die erst nach zwei Jahrtausenden auftauchen sollte, die nach Betheiligung der Weiber an den öffentlichen Angelegenheiten. Ist auch der Gedanke des Kommunismus in der Theorie schon damals gefaßt worden, der heutige Leser staunt doch billig ob diesem Stück, das ihm die größten Probleme unseres Staats- und Gesellschaftslebens eines nach dem andern aufrollt und das uns den Eindruck macht, als sei es heute für uns Heutige geschrieben.

Und zuletzt der tiefste Sinn all' dieser Scherze, die Großes und Kleines so rücksichtslos als eines behandeln – ist er nicht ein höchster Triumph schaffender Phantasie? Lacht über alles, nehmt nichts Wichtiges allzu ernst, denn vielleicht ist es dem Nichtigen nur allzu nah verwandt, vielleicht ist alles auch, was uns Menschenkinder groß dünkt, nur ein Maskenscherz — so ruft uns dieser Philosoph im Narrenkleide immer wieder in und zwischen seinen Versen zu. Wer aber, der dem Sinne des Lebens und alles Menschen-Thun und -Treibens je nachgeforscht hat, kann diesem Gedanken zuletzt den Eingang weigern? Und wie hoch steht dieser tiefsinnige

Spaßmacher, daß er den eigentlichen Witz der Weltgeschichte so gut erkannte und ihn so leicht über die Lippen brachte. Hier ist in Wahrheit der Punkt gefunden, den sich Archimedes wünschte, um den Erdball aus den Angeln zu heben, hier ist ein Mensch über die Grenzen der Menschheit hinausgedrungen und hat ihr Dichten und Trachten unter sich gesehen — als das, was es ist, als eine Komödie, als ein Spiel. Und wenn er nach der Heimfahrt vergessen hat, was er auf seinem Gipfel wohl gesehen hatte: daß in dieses Lustspiel nur allzu viel tragische Scenen eingeflochten sind, so mögen wir es ihm vergeben. Vielleicht wäre ihm und uns mit ihm ohne diese Vergeßlichkeit das Scherzen gar vergangen. Aber wer dürfte deshalb zweifeln, daß er auf jenen Höhen der Menschheit doch gewesen sei, zu denen den Sterblichen nur die stärksten Flügel irdischer Phantasie zu tragen vermögen.

Doch ein Bedenken freilich begleitet all' diese geistigen Siege, wie der tiefste Schlagschatten etwa das hellste Sonnenlicht: zu dieser Kunst hoher und tiefsinniger Komik hatte die Tragödie geführt, als sie schon im Begriff war, sich selbst aufzulösen, und wenn nun auch für die ironische Spannung der Euripideischen Tragik im Humor die rechte Lösung gefunden war, so bedeutete diese Lösung doch auch einen weiteren Schritt der Selbstzersetzung. Aristophanes hat seiner ausgesprochenen Tendenz nach zwar immer für die alte strenge Tragödie, insbesondere für Aeschylus, aufs wärmste Partei ergriffen und sogar seinen Zeitgenossen Euripides, der nur etwa eine Generation, d. h. dreißig Jahre, älter war als er — Aristophanes ist um 450 geboren, um 385 gestorben —, aufs härteste als allzu modernen Neuerer angegriffen, aber für die Geschichte der Menschen kommt nicht in Betracht, was sie reden, sondern wie sie handeln, und der Dichter Aristophanes hat unzweifelhaft das Wirken des Euripides nicht nur nicht wieder rückgängig gemacht, sondern es vielmehr fortgesetzt, ja erst recht potenziert. Die Ironie des Euripides

war das Gift, an dem die Tragödie starb, wenn auch in Wahrheit ihr Sterben schön war, und Aristophanes war ihr Todtengräber. So völlig zerstört man die Autorität aller hohen Kunst nicht ungestraft. Wohl haben wie im fünften Jahrhundert unter dem Schatten der großen Tragiker, so auch nach ihrem Hingang eine Anzahl kleiner Talente das Trauerspiel gepflegt, aber niemals wieder ist es zu einem hohen Aufschwung dieser Kunst gekommen. Und gleich als ob die Geschichte deutlich hätte zum Ausdruck bringen wollen, welche Dichtweise dazu das Meiste beigetragen hatte, so hat im vierten Jahrhundert überhaupt nur die Komödie noch eine Nachblüthe erlebt.

Diese Werke, denen schon altgriechische Philologen den Schulnamen des mittleren und neueren attischen Lustspiels gegeben haben, scheinen die Technik des komischen Dramas durch kompliziertere und einheitlichere Scenenführung gefördert zu haben, aber sie verzichteten auf den großen, weltumspannenden Humor des alten Meisters und wandten sich den billigeren Scherzen und Intriguen des Alltags zu. Merkwürdig, in ihnen mag sich das große dramatische Wirken des Euripides, das ihnen vielfach zum Vorbild diente, erst recht ausgelebt haben; sie haben auch die typischen Figuren gefunden und geformt, die ihnen die Römer, den Römern die Renaissance, der Renaissance Shakespeare und die Neueren der shakespeareschen Komik nachgebildet haben. Damals zuerst sind mit den älteren Figuren des Schmarotzers und des lügenhaften Poltrons der durchtriebene Sklave, der plumpe Bauer, der Geizhals als Vater und der Verschwender als Sohn, die gefallsüchtige Hetäre, der grobe Bordellwirth, der dünkelhafte Edelmann, der großsprecherische Emporkömmling[1] in der litterarischen Komödie aufgetreten, so lange sie auch vielleicht schon in der tumultuarischen Posse der Märkte und Feste ihre Rolle gespielt haben mochten. Auch die seitdem

1) Christ S. 313.

nie wieder aufgegebenen Handwerksmittel der Verwechselung und alles sonstigen Situationswitzes können ihr ehrwürdiges, heute schon nach Jahrtausenden zählendes Dienstalter in der Litteratur bis zu dieser Anciennitätsstufe zurückführen. Und insofern haben jene Komiker des vierten und des beginnenden dritten Jahrhunderts ein langdauerndes, wenn auch nicht eben goldwerthes geistiges Besitzthum hinterlassen — aber es kann doch kein Zufall sein, daß von ihren Dramen auch nicht eines auf uns gekommen ist. Selbst Menandros, dem Rufe nach der bedeutendste von ihnen, der zu Ende des vierten Jahrhunderts zu wirken begann, ist verschollen. Und wie zierlich und geschliffen auch ihr Witz, wie scharfblickend auch ihre Wirklichkeitsbeobachtung gewesen sein mag, daß hier eine Litteratur zum Sterben kam, muß jeder gewahr werden, der von dieser geglätteten Kleinkunst und ihrem Alltagsrealismus den Blick nur einmal zu den hohen Bergen der alten großen Dramatik zurückschweifen läßt.

Vierter Abschnitt.

Weltanschauung und Sittenlehre.

1. Philosophie- und Lebenskünstler.

Wer von der redenden Kunst der Griechen in ihrer großen Zeit sich ab- und ihrem Philosophieren sich zuwendet, dem wird durch die Natur des Stoffes der Uebergang nicht schwer gemacht. Denn zuerst trifft er auf Denker, deren Forschen das Räthsel der Natur durch ein weit mehr künstlerisch, als begrifflich verfahrendes Forschen zu lösen trachteten, dann auf Philosophen, die die Kunst des Lebens zu lehren und vielleicht noch mehr ihr Leben selbst zum Kunstwerk zu gestalten trachteten und er stößt endlich auf Plato, der seine Gedankenpoeme im Stoff wie in der Form nach ästhetischen Regeln schuf.

Schon bei Heraklit hatten sich Weltbetrachtung und Spekulation, Wirklichkeitsforschung und bauendes, bildendes Denken zusammengefunden. Die Naturphilosophen, die um 500 und zu Beginn des neuen Jahrhunderts sein Werk fortsetzten, sind ähnlich verfahren. Kein Zweifel, bei ihnen sind die Anfänge einer ausgesprochenen Metaphysik zu suchen: sie beginnen sich von Erde und Wirklichkeit loszulösen, um sie zureichend zu erklären. Aber was an ihren Gedankenbauten wichtig ist, ist vor Allem der Umstand, daß sie nicht eigentlich begrifflich vorgingen, sondern weit eher poetisch. Wohl giebt es auch eine philosophische Phantasie, die der Schlüsse und Definitionen; es sind jene Gedankenmärchen, die, so kühn sie auch sind, doch in die grauen Gewänder der Erkenntnißtheorie gekleidet sind. So aber verfuhr Empedokles nicht; seine Phantasie ist bildend und malend, sie ist vor-

nehmlich auf die Erklärung der auffälligsten physikalischen und astronomischen Thatsachen gerichtet und bewährt schon in dieser Stoffwahl ihren plastisch-künstlerisch gerichteten Charakter. Und in wundersam farbigen Bildern führt er dann aus, wie die vier Grundstoffe, in die er alle Materie zerlegt, sich suchen und fliehen, wie sie ursprünglich vollkommen gemischt eine Kugel gebildet hätten, wie erst Aether und Feuer, dann Erde, Luft und Wasser in herrlichen Wirbeln sich von einander getrennt, wie sich der Himmel in eine feurige und eine dunkle Hälfte gespalten hätte und wie zuletzt nur die Erde übrig geblieben sei. Und damit nicht genug, in diesen farbensatten Weltbildern sieht Empedokles nur wieder Symbole von Kräften und Bewegungen, denen er ein sittliches, ein menschliches Empfinden beimißt. Indem er jene ursprüngliche Weltkugel, den Sphairos als seligen Gott schildert, indem er alle Anziehung und Abstoßung der Grundstoffe unter einander als Liebe und Haß deutet, wird ihm die Physik selbst zur Soziologie. Und mag uns diese Anschauung auch allzu anthropomorphisch anmuthen, sie hat mit ihren farbenreichen Hüllen doch nur einen Kern der Erkenntniß umkleidet, dessen gewagter, aber so wunderbar einleuchtender Parallele man sich doch auch heute noch gern nähern möchte. Der geschichtsphilosophische Versuch einer Erkenntniß von Menschen und Dingen, mit dem diese Blätter anhoben, eine ganz ähnliche, nur einfachere und bescheidenere Formel für die Analogien von Welt- und Menschheitsgeschehen zu vermuthen wagte.[1]) Und wie unzerstörbar konkret das Denken dieses Weisen, das wahrlich mehr ein Bilden und Dichten war, vorging, wird schließlich selbst aus seinem bizarren und doch sehr tiefsinnigen Versuch offenbar, die Erkenntnißtheorie selbst in eine physikalische Naturphilosophie umzuschmelzen. Es ist, als hätte dieser Fanatiker plastischen, farbigen Schauens

1) Vergl. oben den Beschluß der geschichtsphilosophischen Einleitung, Bd. I. S. 291.

seinen Erzfeind, den grauen Begriff, in seinem eigenen Lager aufsuchen und dort selbst besiegen wollen. Denn auch die Erkenntniß, so behauptet er, vollziehe sich auf Grund physischer Verwandtschaft: jedes Element in uns, den Erkennenden, in unserem Körper nämlich, ermögliche uns die analogen Elemente der Umwelt zu erkennen. Jene wundervollen Welt- und Farbenphantasien aber, in denen sich Empedokles die Entstehung der Erde ausmalte, erinnern sie nicht an die Werke Besnards, des größten Farbenkünstlers unserer Tage, der die Musik der Sphären und den Reigen der Gestirne in so traumhaft schönen Bildern geschaut und nachgebildet hat.[1]

Die Atomisten und insbesondere Demokrit erscheinen neben diesem Koloristen unter den Naturphilosophen viel nüchterner; aber die beiden wichtigsten Ergebnisse ihres Forschens, die Zerlegung aller Materie in Atome, und die Annahme, daß alles, aber auch alles Naturgeschehen auf mechanischen Vorgängen, auf Lagerungsveränderungen, auf Verbindungen und Trennungen dieser Atome beruhe, kommen dafür den letzten Resultaten heutiger Naturerklärung umso näher. Anaxagoras' Philosophieren aber bedeutet gegen diese voraussetzungslose Forschung insofern wieder eine Reaktion, als er eine derartige mechanische Auffassung für unzureichend erklärt. Zwar an dem Dasein der Materie nimmt er keinen Anstoß, er postuliert um ihretwillen keinen Schöpfer, denn er kommt zu der wichtigen Erkenntniß der Dauerbarkeit des Stoffes, der nie vergehen könne. Die Konsequenz, daß er deshalb auch nie entstanden sein könne, mag er gezogen und sich deshalb auch nicht dem alten Einwand gegen jede Schöpfer-Idee — wer denn nun den Schöpfer geschaffen habe — ausgesetzt haben. Wohl aber forderte er für die Bewegung einen Grund und konstruierte ihn sich, als der erste entschiedene Pantheist, in seinem Weltgeist, über dessen Persönlichkeit er sich in Aussagen einzulassen wohl hütet. Die

1) Paris, Hôtel de Ville.

Begründung der Existenz dieses Wesens leidet freilich auch bei ihm an dem in der Geschichte der Philosophie noch hundert Mal wiederkehrenden logischen Irrthum, daß er von der Ordnung des Weltmechanismus behauptet, sie müsse von einem denkenden Geiste ausgehen, weil sie so schön und klar sei. Als ob nicht alle unsere Begriffe von Ordnung und Klarheit — oder von Zweckmäßigkeit — eben von der uns erkennbaren Wirklichkeit abgezogen wären, so daß wir, wenn wir sie loben, nur dem Kinde gleichen, das staunend erfreut ist, wenn das Sandgebilde, das es eben aus einem Scherben gelöst hat, nachher auch genau wieder in diesen Scherben paßt.

Indessen die Strömung der Zeit trieb zunächst nicht weiter nach den Zielen hin, die diesen — den letzten — Naturphilosophen vorgeschwebt hatten, das lebendige Leben in Staat und Gesellschaft drängte sich auch für die schauende Betrachtung der Welt in den Vordergrund. Und wenn von den Naturphilosophen selbst Heraklit sein Augenmerk doch nur nebenher diesen Dingen gönne, so wandten sich die Männer, die gegen 450 auftraten, mit aller Entschiedenheit von der Naturerforschung ab und dem Menschen zu. So wurden die Sophisten, wie diese Philosophengeneration sich selbst nannte, die ersten Soziologen und Ethiker, die sich diesem Objekt der Erkenntniß mit aller Aufmerksamkeit widme. Im Grunde freilich wollten sie vor allem Praktiker sein, sie wollten in jedem Betracht das schöne Leben lehren und es wohl noch mehr vorleben, sie wollten die Jünglinge, die sie zu unterrichten begehrten, für Haus und Staat tüchtig machen. Und so kam es, daß sie nicht nur über Moral und Gesellschaft, sondern auch über die Künste, über Grammatik und Chronologie und, wie die Aelteren, über Astronomie und Mathematik nachdachten und redeten. Ja sie ließen sich zum Handwerk herab, und Hippias hat in Olympia einmal damit geprunkt, daß alles, was er am Körper trug, von den Sandalen bis zum Fingerring, das Werk seiner Hand sei, und er ist nicht nur als Forscher auf allen Gebieten, sondern auch als Diplomat und Dichter

aufgetreten. Und fast noch charakteristischer für ihr Thun und Treiben ist, daß sie auf nichts so viel gaben, als auf die künstlerisch geformte Rede, durch die sie ihre Lehren verbreiteten.

Diese Vielgewandtheit hatte in einem Zeitalter, in dem von den Einzelwissenschaften noch kaum eine wirklich entwickelt worden war, eine unsäglich viel größere Bedeutung. Trotzdem scheint das Philosophieren der Sophisten nicht von diesem dilettantischen, aber fruchtbaren Encyklopädismus, sondern von einer überlieferten Erkenntnißtheorie ausgegangen zu sein, der der Skepsis, wie sie Parmenides ausgebildet und die Schule der Eleaten bis ins fünfte Jahrhundert fortgepflanzt hatte. Aus ihr nämlich scheinen sie, wenn auch nicht sogleich, so doch allmählich die wichtigsten ethischen Konsequenzen gezogen zu haben.

Sind alle Normen der Erkenntniß unsicher, schließen sie, so müssen es auch die des Lebens sein, und jedenfalls sind sie der Kritik zu unterwerfen. Und proklamierte die Skepsis am letzten Ende die intellektuelle Souveränität des Einzelnen den täuschenden Ergebnissen der Wahrnehmung gegenüber, so lag es nahe, eine analoge moralische Souveränität den Satzungen der Umwelt gegenüber zu fordern. Und so gelangte man zu der Unterscheidung zwischen Gesetz und Natur, d. h. zwischen dem von außen auferlegten und dem angeborenen Recht. Im Sinne heutiger soziologischer und ethischer Erkenntniß war damit der gewaltigste nur irgend denkbare Schritt gethan: an Stelle des Willens der Gemeinschaften wurde der der Persönlichkeit auf den Thron erhoben, eine wesentlich altruistische Sittenlehre in eine wesentlich egoistische verkehrt. Hier hat sich zum ersten Male eine ethisch-soziologische Theorie jenseits von Gut und Böse gestellt: die Willkür und der Egoismus, die man dem Einzelnen zugestand, wurden nämlich auch bei den Gesetzgebern und Machthabern vermuthet: eben weil sie die Satzungen zu ihrem eigenen Vortheil einzurichten wüßten, könnten sie nicht als

unanfechtbare Autoritäten, ihre Vorschriften nicht als verbindlich gelten.

Die praktisch-negativen Wirkungen einer solchen Lehre fallen auf den ersten Blick in die Augen: sie hatten eine stark destruktive Tendenz, und wenn auch weder die Griechen des ausgehenden Mittelalters, der Epoche der Tyrannis, noch die der Adels- und Volkskämpfe in Staat und Gesellschaft sich allzu sehr durch altruistische Rücksichten gebunden gezeigt hatten, so hat doch selbst die öffentliche Hypokrisie, die sich scheut, als Grundsatz auszusprechen, was man im Inneren für erlaubt hält, einen starken sozialen Nutzen, einen Nutzen, der Staat, Familie und jeglicher anderen Einung ebenso sehr zu Gute kommt. Die öffentliche Formulierung aber hat ebenso gewiß die entgegengesetzten auflösenden Folgen gehabt.

Dennoch war diese Erkenntniß auch eine geistige That von außergewöhnlicher Tragweite: wie gewaltig war es, daß damit der erste Grund für jede vorurtheilslose Betrachtung alles Zusammenlebens der Menschen gelegt wurde! Denn so lange man das Objekt einer wissenschaftlichen Betrachtung noch für einen Gegenstand unbedingter Verehrung hält, ist man ihm gegenüber nicht frei. Und weiter war es für das thätige Leben noch wichtiger, daß hier einmal alle Verhältnisse sozialer Bindung nicht vom Standpunkt der Gemeinschaft, sondern von dem der Persönlichkeit angesehen wurden: es war die Mündigsprechung des Einzelnen in der Theorie, wie sie die Praxis freilich schon längst vollzogen hatte; aber was bisher ein esoterisches Geheimniß der allerstärksten und allerkühnsten Einzelmenschen gewesen war, das wurde jetzt als ein Ergebniß lebensweiser Forschung offen proklamiert.

Die Nutzanwendung für den Staat schien besonders nahe zu liegen: die Lehre der Sophisten nahm sich aus wie abstrahiert von den Erfahrungen der Tyrannenzeit, der Epoche der kühnen Abenteurer und der Rechtsbrecher auf dem Throne, und zuweilen hat einer von ihnen auch die Wonnen unbegrenzter Herrschermacht abgeschildert. Und sie schien ja

für das Zeitalter des Kampfes zwischen Adel und Volk, für die Periode der großen Parteiführer nicht ganz zu spät zu kommen. Niemand wird leugnen wollen, daß sie in diesem Sinne vor allem ihre Wirkung gethan hat, daß sie auf die Rebellennaturen vom Schlage des Alcibiades nicht geringen Einfluß gehabt haben mag. Aber man würde doch irren, wollte man ihnen nur diese Tendenzen des aristokratischen Individualismus beilegen. In Wahrheit sind nämlich von den Sophisten selbst ganz masseninividualistische, demokratische Folgerungen aus ihrer Lehre gezogen worden: man hat erklärt, daß der Adel ein lediglich eingebildeter Vorzug sei, daß alle Staatsgrenzen künstlich und daß die Bürger aller Staaten im Grunde einander gleich nahe stünden, ja man hat den schroffsten Kontrast der griechischen Gesellschaftsordnung, den Unterschied zwischen Sklaven und Freien für naturwidrig erklärt.[1]) Und man wird nicht leugnen dürfen, daß auch diese Konsequenzen aus den Grundsätzen der Sophisten logisch abzuleiten waren, wie denn aller Massenindividualismus vom starken, wie jede Demokratie von der Aristokratie zu lernen vermag, wenn sie das, was jene für die Stärksten und Kühnsten fordern, nur dreist für die Vielen oder für Alle in Anspruch nehmen.

Noch unzweideutiger als zu den irdischen Autoritäten war die Stellungnahme der Sophisten zu den himmlischen. Das Wort des Protagoras: was die Götter angeht, so kann ich von ihnen nichts wissen, weder daß sie existieren, noch daß sie nicht existieren – man hat den Eindruck, als sei es die Parole für das damalige wie jedes spätere Freidenkerthum. Und wenn auch seit Heraklit mehr als ein Naturphilosoph der Aufnahme des Götterglaubens in sein System entweder mittelbar oder unmittelbar widerstrebt hatte, so ist doch nur Anaxagoras in den Verdacht der Gottesleugnung gerathen:

1) So Zeller (Die Philosophie der Griechen I 2 (⁵1892) S. 1129 f.), dessen Meinung überhaupt hier im Gegensatz zu den Abschwächungsversuchen Anderer aufrecht erhalten ist.

hier aber wurde das Versagen menschlichen Erkennens den überirdischen Mächten gegenüber zum ersten Mal mit aller Klarheit ausgesprochen, und zwar, was rühmenswerth genug ist, eigentlich ohne alle polemische Leidenschaft, in voller Ruhe und Objektivität. Und mit erstaunlichem Scharfblick haben diese Forscher doch auch ihre Vermuthungen über die Entstehung der religiösen Meinungen aufgestellt. Prodikus gerieth auf den Zusammenhang der Glaubensvorstellungen mit den großen Kräften der Natur, und wenn Kritias meinte, die Religionen seien erfunden worden, um außer den offenbaren Verbrechen, die doch das Recht verfolgt habe, auch die geheimen zu treffen, so scheint dieser Rationalismus auf den ersten Blick unhistorisch und verfehlt, und trotzdem ist damit doch einer der mächtigsten Hebel aller Religionsentstehung bloßgelegt: die ethische Funktion alles Glaubens. Mag diese in Wahrheit auch nur an die Deutung furchtbarer Naturereignisse und Schicksalswendungen angeknüpft haben, das pädagogische Element ist noch keinem Priesterthum fremd gewesen.

2. Ethische und phantastisch-metaphysische Erkenntnißtheorie.

Doch wie hätten in diesem geistig so überaus fruchtbaren Zeitalter so radikale Meinungen über Menschen und Götter unbestritten bleiben können! Sokrates, der — 470 geboren — nur etwa zehn Jahre jünger als der älteste der Sophisten, Protagoras, war, leitete die Reaktion ein. Zwar gegen ihren Atheismus scheint er sich nicht ausdrücklich gewandt zu haben; aber er schärft doch in seiner Sittenlehre die Ehrfurcht gegen die Götter ein. Dabei bleibt freilich unklar, ob in seiner Anschauung die alten Volksgötter oder der Weltgeist, von dem er nicht selten, ähnlich wie sein nur eine Generation älterer Zeitgenosse Anaxagoras, sprach, als die

Repräsentanten des Göttlichen überwiegen. Viel wichtiger aber war die völlig andere Ethik, die er lehrte. Auch sie steht nicht in einem sich völlig ausschließenden Gegensatz zu der der Sophisten, aber die Tendenz, von der sie geleitet ist, ist freilich die entgegengesetzte, denn sie geht zwar nicht eigentlich aus von den Bedürfnissen der Gemeinschaft, aber sie zielt doch auf sie ab. Die Grundlage für alles Handeln bleibt nämlich das eigene Wohl; diese Wurzel hat die sokratische Moral durchaus mit der sophistischen gemeinsam, ja sie hat sogar das Verdienst, diese Basis erst recht erkannt und deutlich auf sie hingewiesen zu haben. Sokrates wäre also nach der einseitigen und spießbürgerlich genug ausgesprochenen Meinung mancher heutigen Ethiker mit diesem seinem Grundgedanken „auf das todte Gleis gerathen", das jedem nicht altruistischen Moralisten drohe. Aber da ihm die Erkenntniß, daß im weiteren Sinne egoistische Beweggründe und gerade sie, ja nur sie auch zu altruistischem Handeln führen können, schon aufgegangen sein muß, so baute er die im Wesentlichen altruistischen Konsequenzen seiner Sittenlehre trotzdem auf diese Grundlage. Er fordert vom Einzelnen, daß er immerdar auf sein Wohl bedacht sei – und zwar nicht nur, wie manchem seiner heutigen Verehrer sehr unbequem ist einzugestehen, auf seinen inneren, sondern auch auf seinen äußeren Nutzen. Aber was ihm als die Frucht dieser Eigennützigkeit vorschwebt, ist ein durchaus soziales Handeln, und er hat oft genug die einzelnen Vorschriften eines solchen dargelegt. Er wünscht unbedingte Hingebung an den Staat, an die Gesetze, an die Freunde, ja er fordert hülfsbereites Wohlwollen gegen den Anderen, gegen den Nächsten überhaupt. Plato überliefert gar von ihm, daß er auch die letzte Konsequenz dieser fast christlichen Moral gezogen und auch die Feindesliebe gepredigt habe. Und auch da, wo er das Wohl des Individuums ganz allein ins Auge faßt, preist er ein Verhalten, das ebenso sehr dem Anderen als dem eigenen Ich zuträglich ist: er wünscht, daß man geistige Güter höher als äußere

stelle, daß man sich durch Mäßigung, Abhärtung und Bedürfnißlosigkeit unabhängig machen solle.

Kein Zweifel, der utilitarisch-egoistische Ausgangspunkt dieser Lehre verschwindet ganz und gar vor den altruistischen Folgerungen, die sie zieht. Wie die Sophisten die ersten entschiedenen Anwälte einer individualistischen Moral sind, so ist Sokrates — in theoretischem und ganz unmodernem, unkommunistischem Sinne — der erste Sozialist unter den Ethikern, und sicherlich waren es ebenso sehr die Instinkte des Massenbewußtseins, die ihn leiteten, wie es Herren- und Aristokratengefühle waren, die den Sophisten ihre Lehren eingegeben haben. Diese Meinung bleibt bestehen, obwohl Sokrates für das politische Leben die entgegengesetzten Konsequenzen gezogen hat. Daß er gegen das Wahl- und Loosbeamtenthum eiferte, die Leitung des Gemeinwesens nur den berufsmäßig ausgebildeten Elementen zugestehen wollte und recht eigentlich als Aristokrat sich den Haß der demokratischen Partei zuzog, die über ihn das Todesurtheil verhängte, kann an jener Grundanschauung nicht irre machen. Denn unzweifelhaft hat ihn zu dieser Stellungnahme sein Rationalismus getrieben, der ihn im siebzehnten Jahrhundert vermuthlich ebenso zum Absolutismus hingezogen hätte, ohne daß darüber die soziale Grundtendenz seiner Moral vergessen werden dürfte. Ueberdies giebt es in seinem Verhalten ein Moment, das ihn sehr deutlich als einen aller Gemeinschaft holden Philosophen erkennen läßt, und das zugleich in charakteristischem Gegensatz zu seinem politischen Aristokratismus steht. So eingenommen er nämlich von dem Vorzug der Sachverständigkeit bei Behandlung der Staatsangelegenheiten war, so wenig war er ihr Anhänger auf dem Gebiet seiner eigenen Thätigkeit. Denn in den Sophisten bekämpfte er, worauf neuerdings sehr mit Recht aufmerksam gemacht wurde, die zünftige Wissenschaft selbst, und er war der Meinung, daß im Volke, also bei den Vielen, das entscheidende Urtheil in allen sittlichen Fragen zu suchen sei, daß seine eigene Mission nur darin bestehe, dieses Urtheil

zu wecken, und daß es eine Verirrung sei, aus dem Nachdenken über moralische Dinge einen Beruf und Erwerb zu machen.[1])

Im übrigen stand Sokrates, der sachliche Antipode des Sophistenthums, formal in der That auf dessen Boden. Seine einseitige und allerdings sehr unpsychologische Deutung aller sittlichen Entschlüsse als verstandesmäßiger Prozesse ist desselben rationalistischen Ursprungs, wie alle Sophistik. Und wenn nun dies von Sokrates selbst bei Weitem am höchsten gestellte Ergebniß seiner Vernunftphilosophie freilich ganz unhaltbar ist, weil es alle die oft sehr viel mächtigeren Faktoren unseres Trieb- und Empfindungslebens völlig vernachlässigt, so hat man doch sonst keinerlei Ursache, auf diese Methode zu schelten. Denn so unbeholfen und unwissenschaftlich uns heute die sokratische Dialektik erscheint, sie hat doch zum ersten Male induktive und deduktive Beweise in aller Umständlichkeit geführt und eben dadurch die weitern Errungenschaften der platonischen und aristotelischen Methode erst möglich gemacht. Denn nur was diese gefunden haben, setzt uns heute in Stand, so hochmüthig über die kindliche Art des Sokrates zu lächeln, und ihnen hat er doch gerade dadurch die Bahn gebrochen, daß er mit so viel Geräusch und unter so unablässigem Hervorheben des logischen Zusammenhanges zu deliberieren pflegte.

So aber wurde, vom Standpunkt der formalen Forschung betrachtet, Sokrates, der Gegner der Sophisten, im Grunde selbst der größte der Sophisten; denn was seine Logik eroberte, lag freilich viel weiter hinaus, aber sicherlich in derselben Richtung, wie das Streben der Sophisten, die mit ihrer Auffindung der elementarsten grammatischen Sammelnamen und Definitionen aller Sprachkunde nicht nur, sondern auch aller Begriffbildung ähnliche, und wenn auch geringere, so doch sehr bemerkenswerthe Dienste geleistet hatten. —

---

1) Windelband, Platon (1900) S. 9.

In Hinsicht auf das Verhältniß des Schauens zu Welt und Wirklichkeit bezeichnet das Philosophieren der Sophisten und des Sokrates vielleicht einen Tiefpunkt, insofern die Wissenschaft von Welt und Menschen sich damals am allernüchternsten auf die Realität des irdischen Lebens beschränkte. Die großen geistigen Errungenschaften, die Sokrates durch seine Durchbildung der begrifflichen Untersuchung davontrug, sind zwar geistig formenmäßiger Natur, insofern sie den Forscher hoch über die rohe Deskription hinausgehoben und ihm gewisse Werkzeuge für alle höhere Systematik, für Induktion und Deduktion erst geschmiedet haben, aber im übrigen hat man sich damals doch genügsamer als irgendwann sonst auf die Erkenntniß und Leitung des Menschen als sozialen Wesens beschränkt. Ein lebender Protest gegen diese soziologische Wendung in der Geschichte der Philosophie des fünften Jahrhunderts war Demokrit gewesen, der jünger als die ältesten von den Sophisten, als Protagoras und Gorgias, der ganz anders gerichtete Zeitgenosse ihrer Lebensphilosophie wurde. Allein er hat als ein stiller Forscher für sich hin gelebt. Der große Schüler des Sokrates aber, der 427 geboren, von ungefähr 400 ab also selbständig thätig gewesen sein mag, prägte freilich dem neuen Jahrhundert ein ganz neues Gepräge auf.

Nicht als ob Platon der Betrachtung des Lebens abgesagt hätte, aber die Neigung zur Methode, zur Technik des Forschens, zur Erkenntniß des Erkennens, die Sokrates zu seiner noch etwas primitiven Dialektik getrieben hat, hat ihn so sehr beherrscht, daß sich ihm die Theorie des Denkens in den Mittelpunkt all' seines Philosophierens rückte, und daß er ebenso sehr als der Jünger und Fortsetzer der älteren Erkenntnißtheoretiker, des Parmenides und der anderen Eleaten, erscheint, wie als der des Sokrates. Da er überdies auch das Naturerkennen der ältesten Philosophenreihe seiner Forschung angliederte, da er endlich die Staats- und Sittenlehre, die die Sophisten und Sokrates zu treiben nur eben begonnen hatten,

völlig ausbaute, so wurde er seit Heraklit wieder der erste universal gerichtete Philosoph. Weil er aber in diesem Umfassen aller Kenntnisse auf die Einzelforschung nicht verächtlich herabblickte, sondern vielmehr nicht weniger als drei Zweige der Philosophie — Logik, Politik, Ethik — zu selbstständiger Ausbildung gefördert hat, so war ihm möglich, die Errungenschaften seiner Forschung nicht wie jener in einem ganz komprimierten Extrakt, sondern in schöner Vielgestaltigkeit gegliedert darzubieten. Die logische Grundrichtung seines Wesens aber hat auch der Gesammtheit seines Philosophierens eine einheitliche Form aufgeprägt: er wurde nicht der äußeren Gestaltung, aber der inneren Anlage seines geistigen Wertes nach der erste Systematiker unter den großen Denkern Griechenlands. Zwar den letzten Schritt zu einer begrifflich geordneten Weltbetrachtung that er noch nicht, er hat keine seiner Schriften als System abgefaßt, nicht einmal die vom Staat: dazu war der andere Grundzug seiner geistigen Persönlichkeit, die nächst dem Drang zum Begriff sie am meisten geformt und geprägt hat, der Trieb zu künstlerisch phantastischer Gestaltung in ihm zu stark. Aber er hat unzweifelhaft durch sein weit über sokratisches Maß hinaus ausgebildetes Denk- und Zergliederungsvermögen die Erreichung dieses letzten Zieles durch seinen Schüler Aristoteles vorbereitet.

Die natürliche Wahlverwandtschaft, die zwischen aller reinen Phantasiekunst und aller Begriffswissenschaft besteht[1], kann durch nichts besser bewiesen werden, als durch das Beispiel Platons; denn in seiner Philosophie haben sich, klarer erkennbar noch als in früheren Fällen, begrifflich verfahrendes Urtheil und eine Neigung zu phantastischer Verbildlichung gefundener Erkenntnisse vereinigt. Es scheint wie ein Symbol, daß Platon für die wesentlichste seiner Errungenschaften, für den Begriff, als Bezeichnung das Wort „Bild", „Form" wählte. Eine mit den Mitteln der Phantasie sich emporschwingende

1) Man vergleiche Bd. I S. 251 f.

Forschung, die zuerst hoch hinauf baut um dann von dem einmal gefundenen Standpunkt aus tiefer liegendes abzuleiten, ist zu solchem Hinübergreifen in die Sphäre bildender Phantasie ihrer ganzen Natur nach am ehesten geneigt, und so ist in der platonischen Philosophie der erste jener großen Gedankengedichte und Begriffsmärchen entstanden, von denen die Geschichte der Philosophie nicht auf ihren ärmsten Blättern berichtet, und da es, in dieser Einheitlichkeit wenigstens, das erste war, ist es schon deshalb das kühnste und starkgeistigste. Denn alle späteren bis auf Kant und Hegel sind von ihm beeinflußt worden, sind ohne seinen Vorgang nicht wohl zu denken, alle früheren aber, die des Heraklit und Demokrit vor allen, waren doch weder so ausgestaltet, noch auch — als Naturphilosophien — so überwiegend logischer Natur. Denn eben dies ist das entscheidende Merkmal dieser merkwürdigen Gattung von Geistesprodukten, daß sie den denkbar nüchternsten und abstraktesten Stoff, das Denken selbst, in konkrete, phantastische Formen hüllen.

Platons künstlerische Neigungen haben schon in der Anlage seiner Schriften ihren — wenngleich weder charakteristischsten, noch auch vielleicht glücklichsten — Ausdruck gefunden. Denn wenn dieser System-Anbahner eine so unsystematische Litteraturgattung für seine publizistische Wirksamkeit wählte, wie die des Gesprächs, so mag er damit doch vor Allem seinen ästhetischen Instinkten nachgegeben haben. Freilich in etwas ist diese Form ein Tribut an die nächst zurückliegende Periode der griechischen Philosophie: Sokrates hat im Gegensatz zu den älteren Philosophen, die seit Heraklit fast alle geschrieben haben, im wirklichen Gespräch, ja noch dazu in dem auf der Straße angeknüpften die ihm gemäßeste Art der Einwirkung auf Andere gefunden; er scheint nie daran gedacht zu haben, zum Schreibstift zu greifen. Die Dauer seiner Lehre wäre dabei sehr übel gefahren, hätte er nicht in Platon einen so eifrigen Aufzeichner seiner mündlichen Darlegungen gefunden. Auf Platon selbst aber mag

diese unlitterarische Form der philosophischen Mittheilung insofern eingewirkt haben, als er sich durch sie zu ihrer schriftlichen Nachahmung hat bewegen lassen, statt in der Weise der Früheren zusammenhängende Ausführungen niederzuschreiben. Doch mag ihn an dieser Schriftgattung ebenso stark die Möglichkeit angezogen haben, sich ganz ungezwungen auszudrücken und durch die Anmuth der Form, die Leichtigkeit und Ungebundenheit der Gedankenfolge den Leser zu gewinnen. Und er hat, daran darf nicht gezweifelt werden, diese halb spielende Art der wissenschaftlichen Darlegung meisterhaft gehandhabt; von einigen unnützen novellistischen Zuthaten abgesehen, die den Einleitungen eher einen fremden, als den vom Autor bezweckten traulichen Charakter verleihen, ist hier ein Wunderwerk geleistet und die scheinbar unüberbrückbare Kluft zwischen dem spröden Stoff und der Grazie der Form völlig ausgefüllt. Auch gewisse wissenschaftliche Nebenabsichten werden nur so erreicht: indem Platon dem Hauptredner, den er, in einzigartiger Hingebung an seinen verstorbenen Lehrer, Sokrates zu nennen pflegt, das Schwergewicht der Ausführungen zuweist, ist durch die Einführung der übrigen Gesprächstheilnehmer die Möglichkeit gegeben, Einwände auf das Natürlichste vorzubringen und widerlegen zu lassen, ohne daß doch die Chance längerer Deduktion irgend aufgegeben ist. Ueberdies ist niemals wieder eine so schneidende Wirkung der Polemik gegen Andersdenkende erreicht worden. Dadurch daß Platon den von ihm gehaßten Sophisten ihre eigenen Ansichten oder gar deren Uebertreibung in den Mund legt, hat er sich ihre Bekämpfung außerordentlich erleichtert, und wenn es sein Zweck gewesen wäre, Mitlebende und Nachwelt auch über die eigentliche Meinung seiner Feinde zu täuschen, so hätte er kein besseres Mittel ersinnen können. Man räthselt noch heute an der Sisyphus-Aufgabe herum, hier Wahrheit und feindselige Erdichtung von einander zu sondern. Aber man wird trotzdem ebenso wenig leugnen können, daß diese halb künstlerische Art

der Deduktion nicht eben die wissenschaftlich richtigste war. So wenig wie Nietzsches Aphorismen wird man Platons Dialoge als künstlerische Produkte angreifen dürfen, aber als Gefäß für wissenschaftliche Wahrheit waren beide trotz ihrer edlen Formen nicht gut gewählt. Wie viel Widersprüche und Inkongruenzen sind nicht in beiden Fällen durch die Art des litterarischen Ausdruckes herbeigeführt; und wenn Platons Ideenlehre jeglicher systematischen Zusammenfassung und als Gesammtheit jeder begrifflichen Bündigkeit ermangelt, so mag ein Theil dieser sachlichen Mängel auf diesen Mißgriff der Form zurückzuführen sein. Oder richtiger gesagt, der Geist dieses Denkers fand sich die Form, die der Natur seines Erkennens am meisten entsprach und freilich auch ihre Blößen am ehesten zu verdecken geeignet war.

Platon deswegen zu schelten, wäre sehr unbillig, denn in ihm war der ordnende Gedanke ja noch am Werke, die Fülle neuer rein begrifflicher Anschauungen, die er soeben einzeln eroberte, in ihrer Gesammtheit zu bezwingen. Nothwendig aber ist es, sich die Mängel dieses Uebergangszustandes zu vergegenwärtigen, und man wird mit derselben Unbefangenheit auch den sachlichen Kern seiner Erkenntnißlehre zu würdigen haben. Auch er nämlich steht, und das ist viel wichtiger als alle schriftstellerische Form, durchaus unter dem Einfluß von Platons halb wissenschaftlicher, halb künstlerischer Persönlichkeit.

Rein wissenschaftlich und zugleich gänzlich unanfechtbar, eine der wichtigsten Errungenschaften der Erkenntnißtheorie, ist die programmatische und elementare Lehre, von der Platon ausgeht: die Forderung, die er an den Philosophen stellt, begrifflich vorzugehen, und die grundlegende Trennung der beiden Methoden, deren er sich hierbei bedienen soll, die Auffindung des Unterschiedes zwischen Induktion, von unten, von der Wirklichkeit her schließender, und Deduktion, von oben her ableitender Forschung. Ganz phantastischer Natur aber ist der Grundgedanke, von dem dann seine zur Philosophie selbst

erhobene Erkenntnißtheorie des Weiteren ausgeht. Die Begriffe nämlich, die Platon dergestalt von den konkreten Dingen zu abstrahieren lehrt, erfüllen seine Seele so ganz, daß er ihnen eine eigene, zwar überirdische, aber doch halbreale Existenz zuschreibt. Die Denkbilder, die Ideen, die er von aller Wirklichkeit abzuziehen anleitet, werden vor seinen entdeckungstrunkenen Augen selbst lebendig, ja er behauptet von ihnen, sie seien ursprünglich und ewig, die Realitäten aber nur nach ihnen gebildet und vergänglich. Alle Dinge, die etwa sich aus Begriffen abziehen lassen, werden von dem Gedankenpoeten dieser Erklärung gewürdigt, vom kleinsten, unbedeutendsten, konkretesten, etwa einem Bettler, einem Sklaven, bis zum Allgemeinsten, bis zur Idee der Ungerechtigkeit, der Größe oder des Nichtseienden.

Neben diesen über allem Werden und Vergehen thronenden Weltbildern schwindet für die Wirklichkeit selbst das Interesse. Platons Physik, im Wesentlichen auf Vorgänger gestützt, übernimmt allerlei Vorstellungen der späten Naturphilosophen, wie die der vier Elemente, und mischt eigene ähnlich phantasiereiche Zuthaten hinzu, wie die Gedanken von der Seele und ihrer vermittelnden Zwischenstellung zwischen den Ideen und den nach ihrem Vorbild geformten Realitäten. Vieles Weitere ist lediglich Konsequenz seiner Ideenlehre, so die Behauptung eines ewigen Lebens der einzelnen Menschen vor ihrer Geburt und nach ihrem Tode, sodann seine Annahme eines göttlichen Wesens, das halb Welt und Weltgeist, halb die oberste der Ideen ist. Von allen diesen gleich hypothetischen Annahmen seiner Metaphysik, seiner ganz phantastischen Psychologie und seiner Physik hätte zuletzt nur eine einzige These nicht als Folgerung seiner Ideenlehre, sondern als Stütze für sie herangezogen werden können, das ist die vermuthlich irgendwie von Heraklit auf Platon überkommene — Vorstellung des zehntausendjährigen Weltjahres. Hätte Platon nämlich mit ihr den Gedanken eines völligen regulären Kreislaufes aller Dinge, der sich immer wieder erneut, verbunden,

so würde allerdings die Annahme der Ideen als des ewigen Urbildes dieses stets sich wiederholenden Werdens, als eine naheliegende, nicht so phantastische erscheinen, wie sonst wohl. Sie müßten dann lediglich als Verbildlichungen der immanenten Entwicklungs- und Gestaltungstendenzen aufgefaßt werden.

Doch findet sich diese Ideenverbindung bei Platon nicht; ihm mochte seine große Konzeption als so wenig sprunghaft erscheinen, daß sie keiner solcher Mittelglieder bedurfte. In Wahrheit aber ist ihr nun freilich der Stempel ihrer poetisch-phantastischen Herkunft sehr deutlich aufgeprägt. Nicht nur daß die Ideenlehre selbst durchaus nicht ebenmäßig und systematisch ausgebaut ist, daß Platon dieses Gewimmel seiner Denkbilder in keinerlei Zusammenhang gesetzt hat, daß die höchste Idee, die diese Fülle allein zusammenfaßt, die des Guten, sehr unvermittelt über allen anderen schwebt: es fehlt auch übrigens nicht an mancherlei Irrung und Verwirrung. Das Verhältniß von Stoff und Raum, das Platons Physik annimmt, ist in seiner angeblichen Identität auf keine Weise durchzudenken, und seine Götterlehre ist eine erstaunliche Reihe von Inkonsequenzen. Ob die Gottheit, die er annimmt, persönlich sei oder nicht, ist nicht erörtert, und wie sich mit ihr die äußerst konservative Aufrechterhaltung des alten Götterkreises verträgt, der doch anderwärts wieder als Phantasieprodukt aufgedeckt ist, bleibt völlig in der Schwebe. Platons Theologie stellt sich vielmehr dar als das erste jener unerquicklichen Kompromißsysteme, die eine überlieferte Religion mit rein wissenschaftlichen Aufstellungen in ein schwer entwirrbares Ganze verflechten.

Doch diese zweifelhaften Errungenschaften waren temporärer Natur, sie haben in manchem Jahrhundert Nacheiferer erweckt, aber sie haben keine wirkliche Dauer gehabt. Viel verhängnißvoller war eine andere Folgethese der platonischen Ideenlehre: ihre Teleologie. Mit ihr ist einer der zweischneidigsten und zugleich unausrottbarsten Fehlschlüsse in die Ent-

wicklung des menschlichen Denkens aufgenommen, ein Fehlschluß, der noch heute auch von vorurtheilsfreien Denkern nicht als solcher erkannt ist. Jene oberste der Ideen nämlich, die des Guten, die alle anderen zuletzt in sich schließt, wird ihm schließlich nicht nur Ziel, sondern auch Zweck des Werdens, d. h. hier ist zum ersten Male, wenn auch noch nicht ganz klar, die menschliche Absicht, der menschliche Willen auf den Weltprozeß übertragen und mithin zum ersten Male jener feinste und eben deswegen unüberwindlichste aller Anthropomorphismen erdacht, die menschlicher Scharfsinn je erfunden hat. Der urkräftige Drang des Menschen, Alles und Jedes in der Natur in „ein Bild, das ihm gleich sei", umzuschaffen, dieser Drang, dem alle Religionen ihr Dasein danken, ist damit zum ersten Male in der Philosophie zur Herrschaft gelangt. Die späteren Erben des Meisters, die Neuplatoniker, haben nicht gezaudert, auf ihm ein völliges System der Teleologie aufzubauen, und seitdem ist dieser Gedanke niemals wieder eingeschlafen im Hirn der Menschheit. Er hat köstliche Früchte getragen. Der Entwicklungsgedanke mag doch in aller Klarheit sich erst aus der Unterschiebung einer Beseelung aller irdischen Dinge durch einen ihnen innewohnenden Zweck ergeben haben, aber diese Unterstellung ist auch eines der mächtigsten unbewiesenen und unbeweisbaren Vorurtheile, die menschliche Wissenschaft gefaßt hat. Und als solches ist sie die Quelle tausend anderer Denkfehler geworden. Wie wehmütig gedenkt man doch Angesichts aller dieser mehrtausendjährigen Wirrnisse der großen Alten, insbesondere des einzigen Heraklit, die niemals so schön, aber auch niemals so verhängnißvoll irrten.

Trotz und vielleicht auch gerade wegen aller dieser Mängel ist die Ideenlehre Platons eines der kühnsten und imposantesten Gedankengebäude, die von irdischer Forschung je errichtet worden sind. Wohl vereint sie die wunderbarsten Widersprüche in sich: sie giebt sich als ein Erzeugniß des sichersten Denkens und ist doch voller Fehlschlüsse und logischer Sprünge: sie sieht

auf die freilich uns Heutigen sehr zweifelhaft erscheinenden Ergebnisse der damaligen, von ihr acceptierten Naturforschung hochmüthig, aber vollkommen berechtigt als auf Produkte des „Glaubens", nicht des Erkennens herab und hat doch selbst versucht, einen in Griechenland als unhaltbar angesehenen Götterglauben aufrecht zu erhalten; sie schwärmt immerdar von der Sicherheit des Denkens und hat doch so viele alte Mysticismen aufgenommen und so viele neue geschaffen; sie will immer nur schließen und konstruiert doch so kühn, so halsbrechend wie keine andere Deduktion. In Wahrheit ist sie eine Summe der trefflichsten und dauerhaftesten Einzelergebnisse und bei aller Lockerheit das erste große System, das menschliches Nachsinnen über die Räthsel des Daseins geschaffen hat, sie ist das erste große Gedankengedicht, das wissenschaftliche Phantasie ausgesponnen hat, und sie ist schließlich die Apotheose des Forscherdrangs, sie ist die Rausch und Traum gewordene, vergottete Wissenschaft selbst. Denn so trunken war dieser kühne Denkerphantast von seiner ersten rein wissenschaftlichen Errungenschaft, von dem Begriff des Begriffes, daß er den Begriff selbst zum Idol, zum Leitbild des Werdens in Welt und Menschheit, ja zum Gotte selbst erhob.

Und wieder zurückkehrend zur Erde hat Platon in seiner Ethik Forschung und Wissenschaft auch zum Prinzip des sittlichen Seins erheben wollen. In so naiver Folgerichtigkeit, wie nach ihm nur noch Spinoza wieder, meinte er, was ihm die Seele erfüllte und das Glück des Lebens bedeutete, das müsse allen Menschen zum sicher führenden Leitstern auf allen Fahrten, zwischen allen Klippen des Lebens werden. Denn er lehrte, daß die Erkenntniß und das Forschen selbst das höchste Gut der Menschen sei, neben dem alle andere Lust verblasse. Im übrigen hielt er durchaus an der sokratischen Auffassung, daß Tugend Einsicht sei, fest und Beides schloß sich ihm ganz folgerecht zusammen. Der Rationalismus des Meisters war nur noch insofern gesteigert, als nach seiner

Meinung die Thätigkeit des Erkennens nicht nur die Mittel und Wege zum sittlichen Handeln wies, sondern auch in sich den Preis für solches Handeln darbot.

Und so ist denn Alles: Physik und Metaphysik, Physiologie und Psychologie, Theologie und Ethik seines Systems auf die eine Basis der Begriffslehre zurückgeführt, und man wird diesen Künstler des Denkens doch immer bewundern müssen, daß er sein buntes Weltbild aus der so grau scheinenden Grundfarbe reiner Logik hervorgezaubert hat; vielleicht hat an ihm, dem Poeten, die Phantasie dafür Rache genommen, daß er, der Denker, sie über einem so theoretischen Gegenstand vergessen wollte.

Freilich hätten ihm ja noch andere Wege offen gestanden, die Philosophie zu einem künstlerischen Studium umzuschaffen, er hätte nach Art der Naturphilosophen, des Empedokles etwa, eine farbenreiche und zugleich ethisch-anthropomorphisierte Astrophysik entwerfen, oder er hätte den Weltprozeß, wie Heraklit, als ethisches Kampfproblem auffassen müssen. Doch sie hat in ihren Grundgedanken keine von beiden Bahnen eingeschlagen, nur in einigen Präambeln hat sie die letztere einmal betreten: in der Gedankenfabel vom Eros, die ganz heraklitisch, nur viel lieblicher und praxitelisch graziöser als die rauhen Kampfgleichnisse des alten großen Meisters anmuthet. Seine eigentliche Ethik zwar ist wenig produktiv: nur ist nöthig, festzustellen, daß sie im Vergleich zu der sokratischen noch etwas mehr vom Standpunkt des Ichs aufgefaßt ist. Denn von den drei Tugenden, die sie fordert, dienen zwei dem Wohle des Einzelnen ganz unmittelbar, die Kunst des schönen Lebens und des maßvollen Genießens, und die zweite der Tapferkeit, während nur die dritte, die Gerechtigkeit, auf den Andern, den Nächsten, Rücksicht nimmt. Aber nicht in dieser etwas nüchtern und inhaltsleer ausgefallenen Tugendlehre, sondern wieder in seiner Erkenntnißtheorie, wenn auch freilich nur in ihrem Vorhofe, treten die sozial ethischen Triebe wirksam auf. Und sie gebärden sich denn auch meta

physisch genug, denn ihr Repräsentant, die Liebe, der Eros, ist als erkenntnißtheoretischer Impuls nichts anderes als die Liebe zu Wissen und Forschung, das Streben des Menschen, aus dem beschränkten Kreise seiner sinnlichen Vorstellungen hinaus zur Erkenntniß des Ewigen, Unsterblichen, d. h. der Idee zu kommen.

3. Verschmelzung von Erfahrungs- und Begriffswissenschaft.

Das große Wunder der Geschichte des griechischen Geistes aber war, daß auf diesen glücklichen Erkenntnißtheoretiker ein Forscher folgte, der als Logiker noch viel größere Erfolge aufwies, daß auf diesen Poeten unter den Denkern der Mann folgte, der über diese deduktiven Triumphe hinaus auch noch der größte Empiriker aller Zeiten wurde. Denn nicht in Plato, sondern in Aristoteles gipfelt die Entwicklung der griechischen Philosophie.

Aristoteles, der 384 geboren wurde und von dessen Thätigkeit der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts ein größerer Theil angehört, als der ersten, hat die Kraft seines Denkens zuerst an dem Wechsel der Form seiner Darlegungen erwiesen. Als Schüler Platons hat er zwar eine Zeit lang in dessen Weise philosophische Gespräche geschrieben, dann aber fand er die seiner strengen Forschung allein adäquate Gattung der zusammenhängenden, logisch aufgebauten Darlegung: er wurde der Vollender der Systematik. Aber noch weiter wuchs der Inhalt seines Erkennens über das von seinem Lehrer erreichte Maß hinaus, ja der Schüler fand sich genöthigt und im Stande, den Kern der platonischen Lehre, die zweite Welt der Ideen zu zerstören. Er macht gegen sie vor allem den sehr einfachen und zugleich unwiderleglichen Einwand geltend, daß Begriffe keine Substanzen seien, daß sie deshalb nicht wohl neben den Wesen existiren können, von denen sie abgeleitet sind; und er fügt das weiter abliegende, doch ebenso

schlagkräftige Argument hinzu, daß den Ideen die Kraft mangele, durch die sie die Ursachen für die Erscheinungen werden könnten.

Es war die stärkste Reaktion eines gemäßigten Empirismus wider die phantastische Deduktion Platons, die man sich denken kann. Trotzdem ist Aristoteles von dem Meister, den er so glücklich angriff, durchaus nicht ganz unbeeinflußt geblieben. Er behielt von Platons erkenntnißtheoretischer Metaphysik eine nicht geringe Anzahl von Grundelementen bei: er wünscht mit Platon, daß die Philosophie nicht mit dem Sinnlichen, Körperlichen sich beschäftige, sondern daß sie zum Unveränderlichen, Ewigen vordringe, d. h. zu den Begriffen der Dinge. Auch er spaltet Körper und Sinn der Wirklichkeiten und unterscheidet zwar nicht das Vergängliche und die Idee, wohl aber Stoff und Form. Freilich überwindet er dergestalt den alten Zwiespalt zwischen den Ideen und ihrem realen Niederschlag, er verlegt die Ideen gewissermaßen wieder in die körperlichen Dinge selbst und faßt sie als Bewegungs-, als Entwicklungstendenzen in ihnen auf: er vermeidet auch die alte wirre Vielgestaltigkeit des platonischen Systems, das für jede Einzelrealität eine für sich existierende Idee annahm, indem er vom Werden, nicht vom Sein ausgeht: aber die einzigen großen Unklarheiten aristotelischer Philosophie finden sich doch gerade in dieser seiner platonisch beeinflußten Metaphysik. Denn der Gegensatz zwischen Stoff und Form, der erkenntnißtheoretisch von der höchsten Brauchbarkeit ist, wird hier zu metaphysischen Konsequenzen mißbraucht, die von vornherein an dieser ihrer falschen Grundanlage kranken und kranken müssen. Denn während einmal die Form als das nicht nur Gattung und Art, sondern deshalb auch Wirklichkeit schaffende Element aufgefaßt ist, bleibt doch auch dem Stoff eine eigene Kraft reserviert, die Entwicklung. Und die eigentliche Existenz ist einerseits der Form, andrerseits dem einzelnen Gebilde zugeschrieben: der folgenschwerste Sprungschluß der platonischen Philosophie: die Teleo-

logie, die Zweckunterstellung allem Geschehen gegenüber ist beibehalten. Man sieht, auch dem immensen Verstand des Aristoteles gelang es nicht, das Wagniß einer Umprägung logischer Erkenntnisse in den Weltprozeß selbst glücklich zu bestehen. Ueber die Verwechselung von Denkbild und Realität, von logischem Gleichniß und Erklärung der Wirklichkeit war auch ihm nicht möglich, dauernd hinwegzutäuschen.

Ein großer Unterschied aber besteht zwischen dem Scheitern seines und dem des platonischen Versuchs einer Wirklichkeitsdeutung: der Lehrer hatte in seiner Ideenlehre den größten Theil seiner geistigen Kraft gegeben, in Aristoteles' Gesammtschaffen aber macht die Metaphysik nur einen ganz begrenzten Bruchtheil, ja nicht einmal den wichtigsten aus.

Denn unvergleichlich viel bedeutender war, was seine Erkenntnißtheorie da leistete, wo sie sich auf ihrem eigenen Boden und also im besten Rechte befand. Den größten Theil von allen den Denkformen, die die Wissenschaft des Mittelalters wie der neueren Zeiten schon ein Jahrtausend lang als die unentbehrlichsten Werkzeuge jeder Art von geistiger Forschung ansieht und anwendet, hat Aristoteles geschaffen, eine nicht unbeträchtliche Anzahl anderer Grundbegriffe hat seine Logik wenigstens endgültig geprägt. Von den umfassendsten methodischen Ideen, wie der erst nunmehr völlig klaren Scheidung zwischen Induktion und Deduktion, empirischer und spekulativer Wissenschaft, der Definition des Begriffs, des Urtheils, des Schlusses, des Beweises, der Gattung oder Art bis zu der Beschreibung der einzelnen Kategorien einer Aussage, zu der Festlegung der Begriffe Substanz, Quantität, Qualität und so fort hat seine Erkenntnißtheorie und Erkenntnißtechnik alle die Hülfsmittel geschaffen oder doch geformt, die den nachlebenden Generationen der Forscher aller späteren Kulturvölker so unentbehrlich waren, wie Luft und Licht. Wohl hatten Heraklits große Erstlingswürfe, der Eleaten grübelnde Zweifelkunst, des Sokrates naiv-rohe und Platons verfeinerte Untersuchungsweise zu diesem Ziele hingeführt, aber Logik

und Methode sind erst von Aristoteles der Wissenschaft gegeben worden. Wer kann sagen, ob diese über Völker und Jahrhunderte ragende, all' ihr Forschen und Denken überschattende Leistung nicht gerade deshalb viel Originalität gebrochen hat, weil sie alle allgemeinsten Voraussetzungen jeder wissenschaftlichen Arbeit als von vornherein vorhanden hinstellte, aber ihrer Größe wird durch solche Bedenken kein Eintrag gethan. Und wo den Entdeckungen dieses großen Denkformen-Prägers noch hier und da eine letzte Unbeholfenheit des Ausdrucks anzumerken ist, so wenn er das Wesen der Dinge als *τὸ τί ἦν εἶναι*, als „das, was war, Sein“ bezeichnet, hat man eben davon den Eindruck des eben erst Geschaffenen, es ist, als dürfe man den Erkenntnißtrieb der Menschheit selbst in seiner Werkstatt beobachten.

Aristoteles ist nicht müßig gewesen, das Schwert, das er so scharf geschliffen hatte, zu schwingen. Seine Logik ist von ihm auf eine Fülle von Einzelwissenschaften angewandt worden: er ist im Grunde ebenso sehr der Vater des griechischen Empirismus geworden, wie er der Vollender der philosophischen Systematik war. Denn allerdings war er der Ansicht, daß die Wissenschaft eine einzige sein solle, er hat die Grenze durch die spätere Geschlechter die Philosophie und die Einzelgattungen der Forschung von einander getrennt haben, nie gezogen, aber um so wichtiger ist die Wendung, die seine Stellungnahme in der Geschichte der griechischen Philosophie selbst bedeutet. Fast alle Zeitalter in ihr waren, wenn auch nicht gleichmäßig, doch immer in ähnlichem Maße erfüllt gewesen von dem Geist der Deduktion. Gewiß, sie hatten das Auge der Forscher auch auf die Wirklichkeit gerichtet. Aber alle Naturphilosophen waren doch zuerst ungleich viel mehr darauf bedacht gewesen, eine Gesammtanschauung des Weltprozesses zu gewinnen, als Einsicht in seine einzelnen Theile und Vorgänge zu erlangen, während die Skepsis der Eleaten vollends rein begrifflichen Studien zugewandt war. Die Sophisten allein hatten sich ohne Rückhalt dem Leben zugewandt, aber doch

auch wieder nicht um es zu beobachten oder zu beschreiben, sondern um ihm Vorschriften und Regeln zu setzen. Sokrates hatte eine ähnliche Stellung eingenommen und überdies die Entwicklung von Neuem der Begriffsbildung zugewandt. Platon hatte dieses Unternehmen noch weit erfolgreicher gefördert und war vollends zu den Höhen einer ganz phantastischen Spekulation aufgestiegen.

Diesem gesammten bisherigen Verlauf des griechischen Philosophierens gegenüber bedeutet nun das Werk des Aristoteles ein Doppeltes: einmal nämlich Vollendung, zum zweiten aber Verleugnung der bisher befolgten Prinzipien; Vollendung insofern, als die deduktive Forschung der früheren Zeiten nun auf ihren Gipfel geführt wurde, Verleugnung aber insofern, als dieser selbe große Systematiker dem Empirismus zu seinen ersten nachhaltigen Siegen verhalf.

Was Aristoteles als Naturforscher, als Aesthetiker, als Staatstheoretiker, als Historiker geleistet hat, gehört wie die staatswissenschaftliche Thätigkeit Platons der Geschichte der griechischen Einzelwissenschaften an. Aber daß diese Leistungen existieren, ist von höchster Wichtigkeit für die Beurtheilung seiner Philosophie. Er ist der erste Denker, der es für nöthig hielt, in unserem Sinne Gelehrter zu sein, nicht nur um der Gelehrsamkeit, sondern auch um seiner Philosophie willen: um für sie erfahrungsmäßig gewonnene Grundlagen zu gewinnen.

Die nicht metaphysischen und nicht logischen und doch auch nach heutigen Begriffen philosophischen Studien, die er anstellte, sind nicht im selben Sinne original gewesen, wie seine Logik: die Tugendlehre seiner Ethik ist in hohem Maße von der Platons beeinflußt, und sehr auffällig ist an ihr außer der trefflichen Kritik der rationalistischen Moral des Sokrates nur, wie ihre durchaus individualistisch-egoistische Grundlegung, die in der Glückseligkeit des Einzelnen das Ziel alles menschlichen Verhaltens sieht und billigt, doch auf quasi-altruistische Weise, aus dem Interesse der Gattung gerechtfertigt wird. Aristoteles nämlich forderte neben der

geistigen Tugend des guten und tiefen Denkens die Vollendung des individuellen Lebens in Tapferkeit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit nicht eigentlich um des Einzelnen willen, sondern weil es die Natur, das schöne Leben selbst so heische. Seine Psychologie ferner ist auch in ihrem merkwürdigsten Theile, der Lehre über den Zusammenhang von Körper und Geist, vor Allem eine Konsequenz seiner erkenntnißtheoretischen Metaphysik. Insofern sie den Geist als Form und zugleich als die Lebenskraft des Körpers auffaßt, verschmilzt sie auch hier gewissermaßen Begriff und Kraft in Eines. Nur die Theologie des Aristoteles ist, indem sie sich ähnlich auf seine Metaphysik aufbaut, weit folgerichtiger als die platonische. Denn da sie die Gottheit als Geist und Kraft der Welt auffaßt und sie zu ihr in dasselbe Verhältniß setzt, wie sonst überall die Form zum Körper, macht sie von diesem rational-pantheistischen Standpunkt aus der überlieferten, positiven Religion keine halben Zugeständnisse, sondern erklärt deren Vorstellungen schlechthin für mythische Zuthaten.

Aber wenn man schon die Entschiedenheit und Klarheit dieser Ablehnung auf Aristoteles' empirische Richtung wird zurückführen dürfen, so gewinnt durch die Fülle seiner übrigen spezielleren Studien der Bau seiner Philosophie ein Fundament, das ihn von vornherein viel fester gegründet erscheinen läßt, als irgend eine der früheren Weltanschauungen. Und man wird nicht leugnen dürfen, daß nur der Forscher, der für sein allgemeines Welterkennen diese sichere Basis für nöthig hielt, entscheidende Theile seiner deduktiven Forschung so formulieren konnte, wie er es gethan hat. Namentlich die entschiedene Absage an Platons Ideenlehre steht in viel zu harmonischem Verhältniß zu des Aristoteles empirischer Thätigkeit, als daß man nicht eine gemeinsame geistige Wurzel für beide annehmen sollte. Diese Absage aber hat erst die Bahn frei gemacht für die eigene trotz aller Präsumptionen doch sehr viel fester gefügte Metaphysik des januskköpfigen Philosophen. Und wenn man der Logik des Aristoteles nachrühmen

darf, was von den bedeutendsten späteren Leistungen dieser Wissenschaft, z. B. der Kantischen, nicht unbedingt ausgesagt werden könnte, daß sie alle unnütze Begriffs-Ornamentik, alles verwirrende Linienwerk des Definitionennetzes bei Seite gelassen hat, so mag das doch denselben Ursprung haben.

Die geistige Gesammtwirkung dieses Giganten unter den Forschern vollends ist nur aus diesem Zusammentreffen zweier sonst geschiedenen Begabungen zureichend zu erklären. Nur indem er auch als Naturforscher, Aesthetiker, theoretischer Politiker und Historiker auftrat, konnte er der Schöpfer eines Systems werden, das zwei Jahrtausende sich in unbedingtem Ansehen behauptete und das noch für manches Jahrhundert zukünftiger Forschung die unentbehrliche formale Basis darbieten wird.

Und damit dieser unerhörten wissenschaftlichen Leistung die äußere Repräsentation nicht fehle, ist Aristoteles auch noch in anderem Betracht ein Vollender früher begonnener Entwicklungen geworden: als Organisator des wissenschaftlichen Unterrichts. Die älteren Philosophen mochten in stiller, stolzer Zurückgezogenheit wie Heraklit oder später Demokrit ihren Forschungen gelebt haben; sie haben wohl Schüler gehabt, aber sie scheinen nicht daran gedacht zu haben, ihre Erkenntniß planmäßig zu überliefern. Wo es doch geschah, da hatte ihre Wissenschaft einen halbreligiösen Charakter, da waren ihre Schulen, wie die der Pythagoräer, Orden, Sekten. Die Sophisten führten hierin eine vollkommene Umwälzung herbei, indem sie die Söhne der Vornehmen und Begüterten an sich zogen und ihnen gegen Entgelt Unterricht in ihrer Wissenschaft ertheilten, die freilich weit mehr Lebenskunst als Lebensforschung darstellte. Sokrates, der Philosoph der Straße, auch in diesem Punkte Demokrat, wich freilich von seinen aristokratischen Zeitgenossen in der Wahl des Schauplatzes für seinen Unterricht ab, aber im Übrigen ging er ganz ebenso wie sie auf eine populäre Ausbreitung seiner Lehren

aus. So war wohl die Absicht vorhanden, wissenschaftliche Erkenntnisse zu überliefern, aber noch war der Gedanke einer berufsmäßigen Abschließung dieses Unterrichts nicht gefaßt. Platon, dessen wieder ganz aristokratische Instinkte ihn an seines Lehrers populärem Auftreten keinen Gefallen hatten finden lassen, ist da der maßgebende Neuerer geworden. Indem er den Verband der Akademie stiftete, legte er den Grund zu einer Unterrichtsanstalt höchsten Stiles. Denn er versammelte in ihr nicht nur seine zahlreichen Schüler zu freiem Gedankenaustausch mit ihm, dem Meister und Lehrer, sondern es scheint, als sei er zu zusammenhängenden Vorträgen übergegangen, ja als hätten selbst die älteren von seinen Schülern ihrerseits ebenfalls unterrichtet, so daß hier das älteste Vorbild der Institutionen zu suchen wäre, die noch heute wissenschaftliche Kenntnisse und Methoden überliefern, nur freilich ohne die schwerfällige Vermengung rein wissenschaftlichen Unterrichts mit der Vorbereitung für Nutzzwecke, mit der die moderne Entwicklung den heutigen Universitäten so viel von der Weihe jener ältesten Akademie genommen hat.

Aristoteles aber hat auch diesen Bau gekrönt. Platon scheint wie in seinen Schriften so auch in seinen Vorträgen erst eben den Uebergang von der Gesprächs- zur systematischen Form der Ueberlieferung begonnen zu haben; sein großer Schüler aber hat diesen letzten Schritt gethan und indem er in seinem Lyceum die Einrichtungen der Akademie nachahmte, ihnen zu weiterer Festigung und Verbreitung verholfen. Vor Allem aber — und darin beruht das Schwergewicht seiner Leistung für die Entwicklung der Wissenschaft und ihrer Fortpflanzungsmethoden — hat er das Forschen erst recht eigentlich zu einem Berufe gemacht. Indem er der Gelehrsamkeit als einer Thätigkeit zu allgemeinem Ansehen verhalf, hat er ihr und damit der Wissenschaft selbst erst die nothwendige äußere Basis gegeben, für sie das Prinzip der Arbeitstheilung zur Herrschaft gebracht und damit die Bildung eines Berufsstandes vorbereitet.

Fünfter Abschnitt.

Die Anfänge empirischer und systematischer Einzelwissenschaften.

1. Entstehung der Geschichtsschreibung.

Dafür, daß der stärkere Drang irdischen Forschens dem Allgemeinen und nicht dem Besonderen zugewandt ist, daß dem Genius der Menschheit bauende Wissenschaft ein größeres Bedürfniß ist, als beschreibende, wird die Geschichte der griechischen Wissenschaft immer den schlagendsten Beweis darbieten. Gewiß, die Naturerkenntniß der ionischen Philosophen des sechsten Jahrhunderts hatte wie jede begrifflich verfahrende, von oben her ableitende Forschung eine auf Beschreibung beruhende Basis, aber diese Basis war merkwürdig schmal. Es ist doch, als hätte diese Weisheit, sobald sie nur „fünf Fuß breit Erde", wie es in Nietzsches größtem Hymnus auf souveräne Weltbetrachtung heißt, unter sich fühlte, danach gestrebt, sich aufwärts zu schwingen, zu Höhen, zu denen nur die Flügel einer phantasiekräftigen Forschung trugen. Und wer weiß, ob nicht zur Erwerbung der wenigen, aber grundlegenden geometrischen, astronomischen und sonstigen Einsichten, über die man verfügte, dasselbe Vermögen räthselnder und tastender Einbildungskraft ebenso sehr geholfen hatte, als der nur auffassende und erinnerungsstarke Verstand.

Doch eben die Lust an der allerklärenden, kühn wagenden Konstruktion hatte man durch die spekulative Naturerforschung jenes großen spätmittelalterlichen Jahrhunderts in etwas befriedigt. Daß die nächste Epoche, die der sophistischen

und sokratischen Lebensbetrachtung, sich so greifbaren und erfahrungsmäßigen Gegenständen zuwandte, wie der Beobachtung von Sitte und Staat, ist bezeichnend. Und so ist nicht erstaunlich, daß nun wieder und zwar zum ersten Mal mit großem eigenen Erfolge sich die Erfahrungswissenschaft regte. In das Bild der Zeit paßt der Vorgang durchaus, wenn es auch immer als eines der staunenswürdigsten Zeugnisse für den Reichthum und die Schaffenskraft des griechischen Genius wird gelten müssen, daß ihm auch dies noch gelang, daß er nunmehr neben seiner großen Welt- und Lebenswissenschaft eine ganze Reihe von Einzelgattungen menschlicher Forschung hervorbrachte.

Aber es ist sehr bemerkenswerth, daß auch diese Wendung zur Wirklichkeit hin, die sich zugleich wie ein Abfall von der bis dahin fast unumschränkt gebietenden Herrscherin Phantasie ausnimmt, wieder doch nicht ganz ohne deren eigne Hülfe ausgeführt wurde. Denn die Geschichtsschreibung die — es wird immer der Stolz des Historikers bleiben — zuerst emporkam, verzichtete zwar völlig auf jedes willkürliche Denken und Ahnen der Thatsachen und bewährte sich so von ihren eigentlichen Anfängen an als Erfahrungswissenschaft, aber in Hinsicht auf die Form ihrer Darlegungen ist sie ganz und gar unter dem Einfluß phantastischer Geistesbethätigung aufgewachsen: sie ist auch in Griechenland die erste Strecke ihres Weges einhergeschritten als die Zwillingsschwester der Poesie.

Die ersten Ursprünge historischer Aufzeichnung bei den Griechen reichen noch in das sechste Jahrhundert und also in das späte Mittelalter zurück, und was die Logographen, wie man die Historiker dieser Epoche genannt hat, aufzeichneten, war ein Gemisch von Mythus und Wahrheit. Ihre Werke müssen noch ganz unter dem Einfluß der epischen Poesie gestanden haben, an die sie als ihr Vorbild anknüpften. Der Jonier Hekatäus, der um 500 schrieb, hat ähnlich etwa wie Hesiod stark rationalisirende Neigungen, er erklärt die Wunder seiner Sagenwelt oft etwas nüchtern, aber im Wesentlichen scheinen die

Genealogien und Geschlechtsgeschichten, die er aufzeichnete, mehr Fabeln als Wahrheit erzählt zu haben. Er scheint alle Sagen der Vorzeit bis auf die Thaten des Herakles als Geschichte berichtet zu haben. Dennoch finden sich bei ihm schon Spuren ganz wissenschaftlichen und zwar erfahrungswissenschaftlichen Forschertriebes. Es ist doch erstaunlich für uns zu hören, daß erst die ägyptische, damals schon manches Jahrhundert umspannende Tradition diesen Forscher auf die Idee gebracht hat, die Götter und Halbgötter möchten nicht noch vor wenigen Menschenaltern auf Erden gewandelt sein, wie das Zeitalter im übrigen fest glaubte. Daraus ist zu erkennen, wie nothwendig es war, überhaupt erst den Sinn der historischen Perspektive zu gewinnen. Offenbar verlor der ganz dem Tag lebende Geist dieser naiven Kinderzeit immerfort wieder die Erinnerung an die Vergangenheit, oder vielmehr sie verkürzte sich immerfort vor seinem Auge. Wie ein Säugling erst den Begriff der örtlichen, so mußte er erst den Begriff der zeitlichen Entfernung erlernen. Und Hekatäus mag ihm dazu als einer der ersten verholfen haben.

Aber auch Herodot, der um die Mitte des fünften Jahrhunderts, also zur Zeit des Auftretens der ersten Sophisten, an dem großen Werke schrieb, das ihn als den Schöpfer aller eigentlichen Geschichtsschreibung erscheinen läßt, ist doch noch in hohem Maße von Poeteninstinkten beeinflußt. Er sieht alles Geschehen mit den Augen des Künstlers an: die Geschicke der Völker und Staaten erscheinen ihm nicht am meisten, sondern fast allein bestimmt durch das persönliche Erlebniß. Sein Werk beginnt mit den Liebesabenteuern der grauen Vorzeit, und es schließt mit einer Ehebruchs- und Familientragödie im Hause des Perserkönigs, die von Blut und Wollust trieft. Die Ursache des welthistorischen Konflikts zwischen Persern und Hellenen findet dieser Novellist der Historie, wie man ihn mit Recht genannt hat, in den Erzählungen von altem gegenseitigen Frauenraub zwischen Osten und Westen, und den Gang der

großen Ereignisse, um derentwillen er sein Buch geschrieben hat, durchflicht er überall mit anmuthig erzählten Anekdoten und Geschichtchen. Auch in den umfassenden Theilen seines Werkes, die seine Reisebeschreibungen und Sittenschilderungen enthalten, läßt er an diesen breiten Gemälden alles Bunte und Greifbare bei weitem am meisten hervortreten. Er erzählt dann mit unverhehlter Vorliebe von Schmuck und Brauch des äußeren Lebens und verweilt da, wo er zurückgreifend von der Vergangenheit der von ihm aufgesuchten Völker erzählt, wieder am liebsten bei den merkwürdigen Vorfällen und Begebenheiten in der Geschichte ihrer Herrscherhäuser.

Noch einschneidender, wenn auch nicht ebenso offenbar an der Oberfläche liegend, ist eine andere Wirkung der poetischen Auffassungsweise Herodots: er ist überall da, wo er als eigentlicher Historiker schreibt, ganz gefangen genommen von der bunten und lauten Oberfläche der Ereignisse und hat kaum je daran gedacht, den Strömungen der Tiefe nachzuforschen. Wie gleichgeordnet poetischer Darstellung er seine eigene Berichterstattung empfand, drückt er einmal sehr naiv aus an einer Stelle, wo er von einer Nachricht sagt, so erzählen es die Lacedämonier, abweichend von allen Dichtern.[1]) Er redet am liebsten von Krieg und Kriegsgeschrei; das erschütterndste Ereigniß seiner Tage, die persische Invasion, ist ja der Gegenstand, den er vor allem der Vergessenheit entreißen will und dessen starker Eindruck ihn überhaupt seinen Plan hat fassen lassen. Alles das, was wir heute innere Geschichte nennen, hat Herodot noch wenig Theilnahme abgelockt: nur die großen Staatsumwälzungen, als sehr kriegsähnliche Vorgänge, machen eine Ausnahme. Und an diesem Sachverhalt darf man auch nicht irre werden angesichts seiner umfassenden Sittenschilderungen. Treitschke führte in den eifrigen Vertheidigungsreden, die er dem Recht einer wesent-

1) Buch VI, Kap. 52.

lich politischen Geschichtsschreibung zu halten pflegte und in denen er sich nicht selten auf das vorbildliche Muster der antiken Historie berief, wohl aus, daß die Ausnahme, die Herodot mache, nur eine scheinbare sei; denn wo Herodot Zustände schildere, da geschehe es zum Zweck der Reisebeschreibung, um seinen Griechen die ihnen fremden Völker leibhaft vor Augen zu führen. Gegen diese Darlegung aber ist kein stichhaltiges Argument vorzubringen, am wenigsten gegen die weitere Begründung e contrario, daß es Herodot nicht einfalle, derartige kulturgeschichtliche Abschnitte da einzuschieben, wo es sich um die Griechen selbst handelt.

Daß dem aber so ist, läßt sich unzweifelhaft auf dieselbe psychologische Wurzel zurückführen, wie Herodots Neigung zur Anekdote: es ist jedes Mal die gleiche ganz ästhetische Freude am Greifbaren und Farbigen, die ihn leitet, jener edle Spieltrieb der Kunst, der sich hier zum ersten Male, schon an der Schwelle ihrer eigenen Geschichte, der historischen Wissenschaft bemächtigt hat und der sie bis auf den heutigen Tag nicht losgelassen hat. Kein Zweifel, der so früh wirksam gewordene Einfluß der Kunst auf diese Wissenschaft ist deren eigentlichen Aufgaben nicht eben förderlich gewesen, denn, so wunderbar es zu sagen ist, die Einwirkung künstlerischer Phantasiethätigkeit hat gerade die legitimen Phantasiekräfte, die in dieser wie in jeder anderen Forschung ihr gutes Recht haben, lahm gelegt. Die gelehrte Phantasie nämlich wird im Vorwegnehmen allgemeiner und höherer Erkenntnisse offenbar, alle bauende und alle begrifflich ordnende und ableitende Forschung ist ihr Werk, durch jene aber wurde ganz im Gegentheil der Theil historischer, wie aller wissenschaftlicher Thätigkeit einseitig gefördert, der der schlechthin phantasielose ist, nämlich die Beschreibung, die reine Mittheilung des aufgefundenen Stoffes. Nicht in dem Sinne, als ob die Art der Darstellung phantasielos gewesen wäre — im Gegentheil, die Gabe anmuthigen Erzählens ist das andere Erbtheil, das noch alle große deskriptive Historie bis auf

Macaulay und Treitschke von Herodot angetreten hat. Aber man sieht sogleich, dieser Vorzug geht nur die Form, nicht die Forschung an, und deren sehr berechtigte phantasiemäßige Ziele, die nur durch Deduktion und begriffliche Ordnung zu erreichen sind, wurden hier ganz aus den Augen gelassen: selbst die inneren Ursachenzusammenhänge der von Herodot mit Vorliebe aufgesuchten Vorgänge der äußeren Politik bleiben völlig im Dunkeln.[1])

Doch mit wie viel Grund man auch feststellen mag, daß Herodots Geschichtsschreibung durch alle diese Schranken eingeengt war, man wird daraus nimmermehr das Recht ableiten dürfen, seine Leistung zu schmälern oder auch nur um Haares Breite geringer zu achten. Gewiß ist räthlich, sich ebensowohl zu vergegenwärtigen, was er nicht war, als was er war, ganz ähnlich, wie es nöthig ist, die Grenzen äginetischer Kunst oder altionischer Naturphilosophie zu ziehen. Aber darum bleibt sein Ruhm unvermindert. Spricht man von seinen poetischen Instinkten, so wird man seinem wissenschaftlichen Sinn um so mehr Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen. Vielleicht wäre durch Herodot schon das Prosa-Epos entstanden, wenn jene künstlerischen Neigungen wirklich in ihm überwogen hätten. Und es ist wahrlich Pflicht der Wissenschaftsgeschichte, ihm diese — wenn man so sagen darf — bestandene Versuchung nicht zu vergessen. Denn es ist kaum zu ermessen, wie starke Forscherimpulse nöthig waren, um zum ersten Mal das große Wagniß einer Berichterstattung über die jüngste, die noch erreichbare Vergangenheit zu unternehmen. Wenn Hekatäus sich in mythisch-genealogische Stoffe verloren hatte, an denen es wohl möglich war, Kritik, aber nur ganz willkürliche Kritik zu üben, so kam es jetzt darauf an, wirkliche und noch erforschbare Wahrheit herauszustellen. Den heißen Durst nach ungetrübter Er

---

1) Ueber diesen Punkt vergleiche Wachsmuth (Einleitung in das Studium der alten Geschichte [1895] S. 516).

kenntniß der Realität muß Herodot eher vielleicht als irgend ein anderer Sterblicher empfunden haben. Und wenn selbstverständlich seine Kritik an der Ueberlieferung noch unsicher umhertastet, so ist das ungleich weniger verwunderlich, als die Sorgfalt, mit der er nicht selten zweifelhafte Punkte aufzuhellen sucht, oder als die Gewissenhaftigkeit, mit der er — was fast noch mehr sagen will — offen seine ungestillten Zweifel darlegt. Er setzt sich recht häufig mit abweichenden Berichten auseinander[1]); ja er stellt zuweilen schon ausdrückliche Erwägungen darüber an, ob man wohl der einen oder der andern Version folgen solle. Und er gelangt da zu recht beträchtlichen Tiefen des historischen Zusammenhanges, wie in jener merkwürdigen Stelle, in der er darüber deliberiert, ob der Herakleskult wohl von Griechenland nach Aegypten oder von Aegypten nach Griechenland übertragen sei.[2]) Man hat mit Recht darauf hingewiesen, daß Herodot zuweilen sich bemüht zeigt, urkundliche Nachrichten aufzusuchen, wie z. B. die Grabschrift der Thermopylen-Gefallenen, oder über bestimmte Ereignisse die Berichte von Ohren- und Augenzeugen einzuziehen.[3]) Solcher Treue der Beschreibung gegenüber, die hier zum ersten Male sich bewährt, kommen alle Naivitäten Herodots, wie etwa seine Meinung von der Entstehung des alten Zwistes zwischen Persern und Hellenen durch eine Anzahl Frauen-Entführungen, nicht in Betracht.

Herodot hat auch auf dem von ihm einmal eingeschlagenen Wege nicht das Ziel erreicht: er, der Schilderer und Künstler, ist, wie man neuerdings scharfsinnig herausgefunden hat[4]), doch noch keineswegs dazu gelangt, die Persönlichkeiten,

1) Auf einer kurzen Strecke des zweiten Buches z. B.: II 2, II 15, II 20.

2) II 43.

3) Wachsmuth, S. 515.

4) Bruns, Das litterarische Porträt bei den Griechen (1896) S. 73, eines von den heute noch seltenen Büchern, die, von systematisch-sozialwissenschaftlichen Bedürfnissen ausgehend, das übliche Schema deskriptiver Historie durchbrechen.

von deren einzelnen Thaten und Erlebnissen er so gern erzählt, als Charaktere, als psychische Totalitäten zu sehen und zu beschreiben. Er steht auch, um diese ihm vielleicht am nächsten liegende Aufgabe als solche zu erkennen, noch nicht hoch genug über den Dingen. Andererseits ist er vor einem Fehler bewahrt geblieben, zu dem ihn, wie manchen späteren großen Darsteller, seine künstlerischen Neigungen leicht hätten führen können: er ist nicht allzu subjektiv geworden. Wohl ließe sich ihm nachweisen, daß er etwas parteiisch gegen Themistokles und etwas voreingenommen für Perikles' Geschlecht geschrieben hat[1]), und es ist selbstverständlich, daß er sich ganz von dem nationalen Stolz des Hellenen erfüllt zeigt, der für alle übrigen Völker bezeichnender Weise einen herabsetzenden Sammelnamen erfunden hatte und der auf sie voll starken Selbstgefühls herabblickte. Aber wie seine Stellungnahme den inneren Parteien gegenüber wenig ausgeprägt ist, so tritt doch auch sein Griechenvorurteil sehr maßvoll und vielfach eingeschränkt auf. Herodot hatte von seinen Reisen her von der alten Kultur der orientalischen Völker zu starke Eindrücke erhalten, als daß er auf sie allzu hochmüthig herabblicken sollte. Er war namentlich in Aegypten auf ein mindestens ebenso sicheres Nationalgefühl gestoßen, und wenn er sich auch ein wenig skeptisch-spöttisch über den Glauben der Aegypter, daß sie das älteste Volk der Erde seien, ausspricht[2]), er ist doch ihnen wie den übrigen orientalischen Nationen gegenüber ganz ruhig und objektiv gesinnt. Er findet kein Arg darin, eine ausländische Einrichtung für zweckmäßiger zu erklären, als die entsprechende griechische — wie etwa die Jahreseintheilung der Aegypter.[3]) Er will eigentlich überall erzählen und nicht schelten oder tadeln; ja noch mehr, auch über die Perser, die Todfeinde seines eigenen Volkes, spricht er in demselben schlichten und

1) Wachsmuth S. 517.
2) Buch II, Kap. 2.
3) Buch II, Kap. 4.

gehaltenen Tone gleichmüthiger Berichterstattung. Er hat es auch über sich gewonnen, die Großthaten ihrer alten Könige ganz ebenso theilnehmend zu schildern, wie die der Griechen. Und mochte dazu auch das sichere Gefühl des errungenen Sieges und der andere Hintergedanke, daß es rühmlicher sei, einen starken als einen schwachen Feind niedergeworfen zu haben, wesentlich beitragen, vor Allem muß doch seine Grundstimmung so gewesen sein, daß sie ihm solche Ruhe gestattete.

Selbst in dem einzigen Punkte, in dem sein Vorurtheil am stärksten ist, in seinen religiösen Anschauungen zeigt er sich nicht völlig befangen. Allerdings ist er sehr darauf bedacht, das Eingreifen der Götter in die irdischen Angelegenheiten als maßgeblich darzustellen, und ganz naivgläubig, wie er ist, findet er eine besondere Freude daran, in Erfüllung gegangene Orakelsprüche nachzuweisen. Und dies Bemühen ist so absichtlich, daß man schon angenommen hat[1]), er habe das Archiv des delphischen Orakels benutzt. Trotzdem läßt sich nicht behaupten, daß diese seine religiöse Tendenz irgend aufdringlich hervortrete und daß sie seine Sachlichkeit trübe. Selbst ganz geringfügige Mentalreservationen gegenüber der Gewißheit des Glaubens finden sich, so wenn er sein Stillschweigen vom ägyptischen Götterkult damit motiviert, daß man über die göttlichen Dinge im Grunde nichts Sicheres wisse.[2]) Auch hier mag Herodots Vertrautheit mit fremden Völkern die Ursache für seine so ganz objektive Auffassung gewesen sein. Er hatte ihre ganz abweichenden Götterdienste und Glaubensvorstellungen kennen gelernt, er war auf die Schwierigkeit gestoßen, sie mit den heimischen Institutionen und Auffassungen zu vergleichen und beide, wie er wünschen mußte, auf eine Wurzel zurückzuführen, und so erwies sich denn auch an ihm, wie noch

---

1) Wilamowitz, Aristoteles und Athen I S. 284.
2) Buch II, Kap. 3.

so oft, die genauere Kenntniß fremder Bräuche als das beste Gegengift gegen nationalistische Voreingenommenheit und allzu subjektive Ansichten.

Alle diese Züge aber passen aufs beste zusammen und fügen sich des Weiteren ebenso leicht in das Gesammtbild des hier entstehenden Empirismus. Die hervorstechendsten Charakterstücke aller noch unentwickelten Erfahrungswissenschaft finden sich alle bei Herodot vereinigt: Vorliebe für das Aeußere der Dinge und für detaillierte Beschreibung, Abneigung gegen systematische Ordnung, kausale Verknüpfung und weitgreifende generelle Gedanken, objektive Sachlichkeit und geringe Willkür, aber auch geringe Kühnheit der Darstellung. Nur ist immer im Auge zu behalten, daß alles Positive, was er errungen hat, ihm zum Ruhme gereicht, daß aber keine der Grenzen und Schranken seines Schaffens ihm zum Vorwurf gemacht werden darf, weil er der Erste war, der auf diesem Wege schritt, und weil er der Pfadfinder wurde, der Gründer einer neuen Forschungsgattung, der ersten Erfahrungswissenschaft.

Herodot hat indessen schnell genug einen Nachahmer gefunden. Dies Zeitalter der Griechen war so reich an geistigen Kräften, daß auch auf diesem Felde der Bahnbrecher schnell einen Rivalen fand. Wie die großen Tragiker, so sind auch die großen Historiker einander rasch gefolgt. Als Herodot um 425 starb, war Thukydides nicht nur schon ein Dreißiger, sondern schon am Werke, die große Geschichte des griechischen Bürgerkrieges vorzubereiten, die er sogleich nach dem Beginn des Kampfes geplant hatte. Es war ein starker Schritt über Herodots Programm hinaus, wenn der Jüngere unternahm, nicht wie der alte Meister eine immerhin Jahrzehnte weit zurückliegende Epoche zu schildern, sondern die unmittelbar vor Augen liegende Gegenwart. Und auch sonst fehlt es nicht an Neuerungen in dem später geschriebenen Werke, aber der Eifer, mit dem man eine Beeinflussung des Thukydides durch seinen Vorgänger hat abweisen wollen, muß vom Standpunkt der Wissenschaftsgeschichte — und er ist doch wohl hier

der vor Allem in Frage kommende — als wenig berechtigt erscheinen. Denn natürlich ist der Nachfolger in des Vorgängers Spuren gewandelt, und mochte er auch als Schriftsteller wie als Historiker von Herodots Wegen abweichen oder über ihn hinausdringen, die wissenschaftliche Richtung seines Strebens ist in der Hauptsache dieselbe geblieben.

Vor Allem das Eine macht sich sogleich auf das Augenfälligste bemerkbar: auch er hat Geschichte gesehen und geschrieben mit den Augen und dem Sinne eines Künstlers und Poeten. Seine Prosa ist, trotzdem sie zuweilen den Gedanken nicht in völliger Glätte wiederzuspiegeln vermag, im höchsten Sinne gewählt, und sein Kompositionsvermögen hat das Herodots sicherlich weit übertroffen, denn er vermochte den einen großen Stoff, den zu behandeln er sich vorgesetzt hatte, wirklich von Anfang bis zu Ende seines Buches festzuhalten und bei ihm fast ohne alle Abschweifungen zu verharren, wozu Herodot nimmermehr im Stande gewesen wäre. Aber nicht in der Form allein, sondern mehr noch in seiner Forschung verräth sich, wie bei Herodot, so auch bei Thukydides seine ästhetische Richtung: auch seine Neigung ist wesentlich der einzelnen Thatsache, den einzelnen Handelnden, nicht aber den großen Zusammenhängen des historischen Geschehens oder dem langsamen Wachsthum der Institutionen und Meinungen zugewandt.

Bezeichnend ist schon, in welchen Punkten Thukydides am weitesten über Herodot hinaus vorwärts geschritten ist. So vor Allem in der Auffassung der Persönlichkeit: auch er gelangt zwar noch nicht eigentlich dazu, historische Porträts zu entwerfen, aber er sieht, wie man neuerdings gefunden hat, mit viel schärferen, mit Psychologen-Augen. Er erzählt die kleinen Vorgänge und Begebenheiten nicht mehr nur, wie Herodot, um ihrer selbst willen. Er formt sie zwar auch nicht zum Porträt, aber er läßt aus ihnen doch ein Bild vor den Augen der Leser aufsteigen, wie er es vielleicht selbst vor der

Niederschrift sich aufgebaut hat.[1]) Er schildert doch auch zuweilen mit wenigen raschen, aber eindrucksvollen Strichen einen Mann, wie etwa Themistokles.[2])

Und weiter, er greift in der Einzelschilderung zu viel kühneren, zu stilisierenderen Mitteln der historischen Darstellung, als Herodot es je gethan. Seine Reden sind offenbar gedichtet, gewiß in die Situation des Augenblicks und in den Geist des Sprechenden hinein, aber gedichtet. Auch Herodot legt bei der Erzählung seiner großen oder der zahllosen kleinen Staats- und Privataktionen, von denen er berichtet, den Handelnden Reden in den Mund, und auch sie sind natürlich fast niemals als urkundlich getreue Wiedergaben wirklicher Aeußerungen anzusehen, aber sie sind so schlicht gehalten, daß man nirgends den Eindruck künstlicher, künstlerischer Absicht hat, der bei Thukydides sich dem Leser aufs Unabweisbarste aufdrängt. Denn man hat längst bemerkt, wie er diesen Einschüben, auf die er die größte Sorgfalt verwandt zu haben scheint, umständliche Motivierungen der demnächst getroffenen Maßnahmen, ja in einem — und zwar eben dem berühmtesten — Falle sogar eine Schilderung des Gesammtzustandes der athenischen Republik einverleibt hat — alles Dinge, die jeder Vermuthung nach so nicht gesprochen worden sind.

Doch man würde irren, wollte man aus diesem einen Uebergriff schließen, Thukydides habe sich auf diese Weise von der Wirklichkeit abwenden wollen und habe phantastische Mittel ergriffen, um die Wirkung seines historischen Berichtes aufzuhöhen. Im Gegentheil, diese Reden sind wohl aus künstlerischen Motiven erfunden, aber es ist ein sehr realistischer Künstler, der hier dem Historiker Rath ertheilte. Freilich werden die Reden gefeilter und anmuthiger ausgefallen sein, als sie in Wahrheit gesprochen worden wären oder worden sind. Aber im übrigen sollen sie nicht eigentlich das Pathos

1) **Bruns** S. 22, 32 ff.

2) Buch I, Kap. 138.

des wirklichen Geschehens wesentlich erhöhen, wie denn auch die ergreifendsten von ihnen nicht in dithyrambischem Ton abgefaßt sind. Sie sollen vielmehr nur die Aktion und die Motive des Moments möglichst klar erkennen lassen, und da, wo sie am unwahrscheinlichsten sind, sind sie gerade am nüchternsten und sachlichsten, nämlich an den Stellen, an denen sie, wie in der berühmten Leichenrede des Perikles, sich auf ganz allgemeine Darlegungen einlassen. Hier ist offenbar die Absicht des Autors nur die, nicht aus dem sonst festgehaltenen schlicht erzählenden Ton des Berichts herauszufallen und doch eine unentbehrliche theoretische Auseinandersetzung vorzubringen. Thukydides hat hier wie überhaupt die größte Scheu davor, mit seiner eigenen Person, seinem eigenen Meinen und Empfinden hervorzutreten. Ihn würde ein eigener Einschub der Art unstilgerecht dünken, und so legt er ihn den großen Helden seines Werkes in den Mund, um selbst den Schein einer subjektiven Einmengung zu vermeiden.

Man sieht, auch dieses Motiv ist ein ästhetisches, aber es ändert nichts an dem sachlichen Gesammtton des Ganzen, und Alles in Allem betrachtet ist dieser Ton doch kein anderer als der Herodots. Die Mittel, mit denen er zum Ausdruck gebracht wird, sind viel feinere, differenziertere, aber die Tonart bleibt dieselbe: es soll anmuthig, aber ruhig erzählt werden. Gewiß, in beiden Fällen ist die Historie künstlerischen Rücksichten unterworfen worden, aber es ist eine ganz zurückgehaltene, ganz sec verfahrende Technik, die von diesem ästhetischen Einfluß diktiert wurde.

Damit stimmt nun durchaus überein, daß auch Thukydides, ähnlich wie Herodot, durch seine poetischen Neigungen nicht zu allzu subjektivem Urtheil hingerissen worden ist. Mit all' den großen Sanguinikern der Geschichtsschreibung von Tacitus bis auf Macaulay und Treitschke hat er in dieser Hinsicht nicht das Mindeste gemein. Man hat wohl ganz mit Recht von ihm ausgesagt, daß er weder direkt noch

indirekt auf die Empfindung des Lesers einzuwirken strebe.[1])
Den großen inneren Konflikt seines Volkes, in dem er mitten innen stand, hat er mit der höchsten Gelassenheit und Sachlichkeit geschildert: gewiß, er ist Athener, und schon die Stoffvertheilung zwischen ihnen und ihren Widersachern läßt deutlich erkennen, welcher Seite er durch seine Geburt angehörte. Aber kein Unbetheiligter, kein Spätgeborener hätte über diesen mit der höchsten Erbitterung geführten Krieg mit größerer Objektivität berichten können, als es der Zeitgenosse that, der selbst als Feldherr im Kampfe gestanden hatte. Und diese Unparteilichkeit verläßt den Autor niemals, er schilt weder, wenn er von seiner eigenen Verbannung, noch wenn er von dem Vaterlandsverrath des Themistokles spricht: derselbe Mann, den der im Kriegsunglück blind wüthende Demos von Athen als Heerführer schuldlos zum Tode verurtheilt hatte, legt dem Perikles die wärmste Lobrede in den Mund, die je einer Volksherrschaft gehalten worden ist.[2]) Noch weniger aber als politischer Leidenschaft konnte er religiöser Tendenziosität verfallen. Er hatte in diesem Punkte nicht einmal die Gefahren zu bestehen, die Herodots Geschichtsschreibung bedrohten. Denn von überirdischen Einwirkungen und dem Walten der Götter in der Geschichte redet er überhaupt nicht mehr.[3])

Aber sind Thukydides' künstlerische Neigungen wie die Herodots immerdar durch realistische Ruhe in Zaum und Zügel gehalten, so haben sie ihn dennoch, und das ist schließlich ihre wissenschaftsgeschichtlich bedeutsamste Wirkung, daran gehindert, über die Beschreibung der Thatsachen wesentlich hinaus und zu ordnender kausaler oder gar begrifflich gestützter, mit einem Worte also zu systematischer Geschichtsforschung hinaufzudringen. Kein Zweifel, in ihm hat sich in dieser Hinsicht ein wissenschaftlicher Ehrgeiz geregt, der ihn

1) Wachsmuth S. 522 ff.
2) Buch V, Kap. 26; Buch I, Kap. 138; Buch II, Kap. 35 ff.
3) Gomperz I S. 401.

hoch über Herodot stellt; aber er besaß noch nicht die Kraft, und seine Zeit bot ihm auch nicht die Mittel, um diese seine kühnsten Programmabsichten verwirklichen zu können. Insbesondere die Einleitung erweckt die größten Hoffnungen: man ist unsäglich erstaunt, nach dem kindlich naiven Erzählerton Herodots hier so tief eindringende Beobachtungen zu hören, wie die über die Wanderungen der alten Zeit, über ihr bellum omnium contra omnes, über den späteren wirthschaftlichen Aufschwung der Hellenen und das Aufkommen der Tyrannis, als einer ausdrücklich von der alten Erbmonarchie geschiedenen Staatsform.[1]) Das alles sind Bemerkungen, die, so oft sie auch noch die Wahrheit verfehlen mögen, doch nur dann gemacht werden konnten, wenn ihr Urheber nicht mehr nur wie Herodot den äußeren Hergang der Dinge schildern, sondern in ihren inneren Zusammenhang eindringen wollte. Es sind die ersten Vorstöße über eine reine beschreibende Geschichtsforschung hinaus zu entwicklungshistorischer, d. h. die Zeiten rück- und vorwärts vergleichender und zu genereller, weit über den Einzelthatsachen stehender Auffassung. Um einen Satz, wie den über die eigentliche Ursache des peloponnesischen Krieges — die Furcht der Spartaner vor dem Ueberhandnehmen der athenischen Macht[2]) — niederzuschreiben, dazu bedurfte es einer ganz anderen Schulung historischen Denkens, als sie Herodot je zur Verfügung gestanden hatte. Denn daß Thukydides hier die Rivalität der beiden führenden Partikularstaaten Griechenlands als die eigentliche Ursache des Konflikts erkennt, daß er von ihr ausdrücklich die äußeren kleineren Veranlassungen scheidet, ist nur möglich durch eine geistige Emanzipation von dem Schilderungsprinzip Herodots.

Aber, und damit ändert sich denn freilich das Bild von Neuem, es ist bei diesen wenigen Anläufen geblieben; die großen Erwartungen, die die Einleitung erregt, hat die

1) Buch I, Kap. 2; Kap. 13.

2) Buch I, Kap. 23.

eigentliche Darstellung des Thukydideischen Werkes nicht im Mindesten erfüllt. Wohl erhebt sie sich insofern über Herodot, als sie auf die kausale Verknüpfung der einzelnen Thatsachen an der Oberfläche des Geschehens weit mehr bedacht ist, als es dem liebenswürdigen Erzählertalent Herodots je in den Sinn gekommen war. Aber nach den Strömungen der Tiefe, nach den großen Zusammenhängen forscht sie noch nicht, so wenig wie es die wesentlich politische und wesentlich deskriptive Geschichtsschreibung späterer Zeiten gethan hat. Und sie theilt mit dieser die andere Schranke, daß sie sich fast ganz auf die Stoffe der auswärtigen Politik, auf die kriegerischen Aktionen und die diplomatischen Verhandlungen beschränkt. Man könnte einwenden, daß es Thukydides ja nur auf die Geschichte des Krieges angekommen sei, aber damit ist zu seinen Gunsten wenig gewonnen. Denn eine hinreichende Erklärung dieser akutesten Krankheit, die je den Körper des griechischen Volkes ergriffen hat, hätte eine von seiner Gesammtkonstitution ausgehende ätiologische Beleuchtung verlangt, nicht aber nur eine genaue Darstellung des Krankheitsverlaufes. Und es ist ein politischer Historiker, der heute die sehr gerechtfertigte These aufgestellt hat, daß Thukydides weder die wirthschaftlichen und geistigen Verhältnisse, noch die eigentliche Parteigeschichte erforscht habe.[1] Die wenigen Ausnahmestellen, in denen er — wie in Perikles' Leichenrede oder in dem Exkurs über die Sittenverderbniß während des Krieges — den Gesammtcharakter der Zeit zeichnet[2], oder in denen er auf Staatsverwaltung und Heereskräfte eingeht, bestätigen nur die Regel. Selbst da, wo weit zurückreichende Ueberblicke, wie der über die Geschichte Athens seit den Perserkriegen[3], Gelegenheit darböten zu einer größere Ereignißgruppen zusammenfassenden und tiefer greifenden Darstellung,

1) Ritter, Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft I (Histor. Zeitschr. LIV [1885] S. 1 ff.), S. 10.

2) Buch II, Kap. 35 ff.; Buch III, Kap. 82.

3) Buch I, Kap. 89 bis 118.

geräth Thukydides sogleich in den Ton chronistischer Aufzählung. Im Übrigen aber hindert ihn schon seine annalistische Disposition an jeder konsequenten Durchbrechung des beschreibenden Prinzips seiner Darstellung.

Innerhalb dieser Grenzen aber ist sein Fortschritt über Herodot hinaus ein sehr bedeutender: sein Urtheil ist viel bestimmter und ausgeprägter, seine kritisch sichtende Distinktionskraft der Ueberlieferung gegenüber viel stärker, seine Schilderung, namentlich an Glanzstellen, wie der Erzählung von der sizilischen Expedition, viel farbenreicher und unendlich viel sicherer komponiert. Und auch sonst gilt von ihm, was von Herodot zu sagen gerecht ist, daß jede Einschränkung dessen, was er geleistet hat, nur eine Abgrenzung ist, aber kein Vorwurf. Ihn deswegen zu schelten, daß er nicht noch weiter drang, hieße ebenso unbillig verfahren, wie wenn man der Blüthe vorwirft, daß ihr die Reife der Frucht mangele. —

Dennoch, und das bedeutet vielleicht eben so Großes, wie die Schaffung der beschreibenden Historie durch Herodot, ist griechischem Geiste gelungen, diese Schranke wenigstens an einem Punkte zu durchbrechen: der Historiker Aristoteles ist der erste gewesen, der begrifflich geordnete und entwickelnde Geschichte geschrieben hat. Aber auch er ist freilich dazu nicht als Geschichtsforscher gelangt — wie wenig auf diesem Wege zu erwarten war, zeigt Xenophons gutes, aber ganz epigonenhaftes Talent —, sondern als Systematiker; daß er es konnte, hatte zur Voraussetzung, daß inzwischen neben der Philosophie auch systematische Einzelwissenschaften entstanden waren, und von ihnen muß deshalb zuerst die Rede sein.

2. Naturforschung, Staats- und Kunstlehre.

Für den Historiker ist es eine stolze Erinnerung, daß seine Wissenschaft die erste war, in der der Empirismus eine volle Blüthe trieb; ihr Name, der Forschung schlechtweg be-

deutet, kündet schon an, wie führend ihre Rolle unter allen Erfahrungswissenschaften gewesen ist. Neben ihr hat in diesen Zeiten eigentlich nur die Heilkunde einige Bedeutung erreicht, die gegen Ende des fünften und zu Anfang des vierten Jahrhunderts durch Hippokrates und die ihm verwandten Autoren auch wissenschaftlich und litterarisch betrieben wurde. Die Ausführungen, die von ihnen erhalten sind, bewegen sich zwischen ahnendem Erkennen der Wirklichkeit und tasten den Fabeln und Mißgriffen unsicher hin und her. Es hat den Anschein, als seien hier zwar viel weiter ausgreifende, aber auch viel unsicherere Ergebnisse erzielt worden, als in der Geschichtsschreibung. Die Scheu vor dem einzigen Wege, der zu einer besseren Kenntniß des menschlichen Leibes führen konnte, vor der Anatomie, und der Mangel an aller Schärfe der Beobachtung hat hier größeren Erfolgen hindernd im Wege gestanden. Nur Eines hatte diese erste der Natur zugewandte Erfahrungswissenschaft vor der Geschichte voraus, und zwar gerade kraft der üblen und gehemmten Lage, in der sie sich damals — und wie viele Jahrhunderte noch — befand: sie war gezwungen, auch begrifflich, bauend, ableitend vorzugehen, eben weil die Grundlage ihrer erfahrenden, beschreibenden Erkenntniß noch gar so schmal war. Gewiß, sie hat auf diese Weise vielerlei thörichte Vermuthungen aufgestellt, aber sie ist frühzeitig zu dem methodischen Fortschritt eines nicht nur beschreibenden und schließenden, sondern auch begriffsmäßig ableitenden Verfahrens gekommen. Wohl hat man auf diesem Wege immer wieder behauptet, alle Krankheiten flössen aus einer Quelle, aus dem Trocknen oder Feuchten, dem Warmen oder Kalten — wie einer der damaligen Mediziner selbst klagt —, oder aus dem Zuviel an Nahrung: aber man hat doch frühzeitig einen Blick für das Generelle bekommen, und — erstaunlich genug — in dieser sonst nicht eben schnell reifenden Wissenschaft ist es damals, d. h. früher als in irgend einem anderen Forschungszweige zu einem methodischen Streit zwischen Empirikern und Deduktiven gekommen.

Der Verfasser der Schrift „Von der alten Medizin" ist ein erregter Vorkämpfer eines rein erfahrungswissenschaftlichen Verfahrens und hat mit methodisch vollkommen klaren Ausführungen alle Vermuthungen und Verallgemeinerungen aus seiner Disziplin verbannen wollen.[1] Da ihm aber das so wenig gelang, wie seinem begriffsmäßig verfahrenden Gegner die Beseitigung empirischer Forschung, so war hier ein immerhin glückliches Gleichgewicht gefunden.

Und nun ist denkwürdig, daß im weiteren Fortschritt der Zeit, im vierten Jahrhundert, zwar noch andere Einzelwissenschaften entstanden, daß es aber systematische und nicht empirische waren. Wohl hatten in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Sophisten in ihrer der Welt und Wirklichkeit zugewandten Art eine Fülle von Anregungen gegeben, die zum Emporkommen neuer Einzelwissenschaften hätten führen sollen und hier und da auch geführt haben; aber es ist doch im Wesentlichen damals wie später nur zu Anläufen gekommen, wie etwa zu den Anfängen einer grammatischen Wissenschaft bei dem Sophisten Prodikos selbst oder der Schrift Xenophons über Haushaltung und Landwirthschaft. Das vierte Jahrhundert aber sah vor Allem die Entstehung der Staatswissenschaft, und da diese neue Disziplin von einem Philosophen begründet und von einem andern auf eine hohe Stufe der Vollendung erhoben worden ist, so darf man sich nicht wundern, daß es eine systematische Wissenschaft war, die hier ins Leben gerufen wurde.

Ob Platon seine Staatslehre als den Grundstein für einen neuen Wissenschaftsbau ansah, kann billig bezweifelt werden. Er wird über den Staat in ganz demselben Sinne nachgedacht haben, wie über die sonstigen Beziehungen der Menschen unter einander und ihre Regelung durch die Sitte. Er mag das staatliche Leben, wie zuvor bereits Sokrates und die Sophisten und zuweilen wohl auch schon Heraklit,

---

1) Vergl. Gomperz I, S. 239 u. S. 226 ff.

für einen des ernsthaften Nachdenkens, d. h. philosophischer Bemühung ebenso würdigen Gegenstand angesehen haben, wie irgend einen seiner ethischen, logischen und metaphysischen Stoffe. Und in Wahrheit ist selbst das heutige Wissenschaftsschema in diesen Dingen wenig konsequent. Niemand zwar hält die Politik noch für einen Theil der Philosophie, aber die Soziologie, die die aller Staatslehre untergeordnete Disziplin ist, hat mit der herkömmlich als Philosophie betrachteten Ethik fast ihren gesammten Stoffbereich gemein. Der historische Verlauf aber war eben der, daß sich fast alle Einzelwissenschaften und wenigstens alle systematischen allmählich von der Mutter aller, der Philosophie, losgelöst haben und daß hier deshalb zuerst, wie in den Anfängen jeder Arbeitstheilung, zwitterhafte Uebergangsverhältnisse obwalteten.

Für das erste Ergebniß staatswissenschaftlicher Forschung und vielleicht auch für ihre späteren Stadien ist jedenfalls dieser enge Zusammenhang, diese Personalunion ihres ersten Vertreters mit der Philosophie bestimmend geworden. Ganz abgesehen davon, daß man das Wesen des Staates vielleicht — wenn auch nicht wahrscheinlich — auch auf dem Wege der historischen Forschung hätte erkennen können, es lag jedenfalls die Möglichkeit vor, dieser Erkenntniß auch auf beschreibendem, erfahrungswissenschaftlichem Wege nahe zu kommen — in einem Sinne, wie es Aristoteles etwa späterhin in seinen Politien gethan hat. Davon aber war bei Platon, dem Philosophen par excellence, d. h. dem schauenden und bauenden Philosophen, nicht die Rede. Er entwarf vielmehr sogleich eine systematische, mehr noch eine deduktive Staatswissenschaft. Von seinen allgemeinen ethischen und erkenntnißtheoretischen Voraussetzungen her kommend, mußte er zu einer solchen Auffassung gelangen.

Doch auch für eine systematisch verfahrende Staatswissenschaft stehen noch zwei verschiedene Wege offen. Für sie, wie für jede andere Disziplin, die sich mit Einrichtungen

des praktischen Lebens beschäftigt, liegt die doppelte Möglichkeit vor, entweder diese Einrichtungen wissenschaftlich zu begreifen oder aber fordernd in sie einzugreifen. Nun aber ist offenbar, daß ein Mann, der, wie Platon als Philosoph, in so herrischen Spekulationen schwelgte, sich am mächtigsten zu dieser zweiten, der Leben ordnenden, befehlenden Staatswissenschaft hingezogen fühlte. Und so ist es gekommen, daß diese neue Einzeldisziplin nicht nur nicht von beschreibender, sondern auch nicht einmal von systematischer Erkenntniß des Lebens ausging, sondern daß sie sogleich zur Aufstellung von Geboten und Gesetzen für die Entwicklung des Lebens fortschritt: sie hat nicht nur den zweiten, sondern sogar den dritten Schritt vor dem ersten gethan.

Diese besonderen geistigen Voraussetzungen erklären fast alle formalen Züge der platonischen Staatslehre; ihre materielle Richtung aber erhielt sie, wie es nicht anders sein konnte, vor allem durch das Bedürfniß der eigenen Zeit. Denn auch der ganz begrifflich verfahrende Forscher kann nicht umhin, von den Realitäten, die ihn umgeben, auszugehen. Er mag sie reformieren und umwandeln wollen bis zur Unkenntlichkeit, aber er steht bewußt oder unbewußt unter ihrem Einflusse: auch da, wo er aufs Entschiedenste von ihnen abweichen will, geben sie seinem Widerspruch noch die Farbe. Es war die Epoche äußeren Friedens, höchsten wirthschaftlichen Gedeihens und immer tiefer sinkender politischer und moralischer Kraft, in der Platon schrieb. Es war die Zeit, da der ökonomische Individualismus Athen, Griechenland beherrschte, da sich gigantische Vermögen zu sammeln begannen, da Athen der wirthschaftliche Mittelpunkt eines ganzen Länderkreises wurde und da doch der Demokratie mehr und mehr Kraft und Willen zu starker politischer Machtentfaltung schwanden. Was Wunder, daß Platon im politischen Leben den Widerspruch zwischen Sein und Sollen, zwischen Wirklichkeit und Idee noch schärfer, noch übler entwickelt fand, als überall sonst, und daß er, der leidenschaft-

liche Eiferer um Sitte und Recht, nun danach strebte, diesen Widerspruch auf seine Weise zu beseitigen.

In seinem großen Werk über den Staat, derjenigen seiner Schriften, die die alte Dialogform zwar noch beibehält, sich innerlich aber am Weitesten von ihr entfernt, nimmt deshalb zunächst die Kritik des bestehenden Zustandes einen großen Raum ein; es ist voll von Anklagen gegen das Ueberhandnehmen des Erwerbstriebes und gegen die Minderung des Staatssinnes. Aber, und das ist denkwürdig, die positiven Forderungen, die diesem Urtheil an die Seite gestellt werden, sind nicht so begrifflich deduktiver Natur, wie man erwarten sollte, sie sind vielmehr auch von einer Wirklichkeit, nur einer schon zurückliegenden, abgeleitet: Platon ist in ihnen fast weniger als ein spekulierender Phantast, denn als historistischer Reaktionär aufgetreten. Beides ist verbunden: denn allerdings ist, was er fordert, durchaus der logische Gegensatz zu dem, was er angreift, aber die Formen, in die er seinen Idealstaat kleidet, sind aus einem ehemals wirklichen Zustand in der griechischen Geschichte zum Mindesten abgeleitet.

Platon wünscht, wie man weiß, die Herrschaft im Staat einer kommunistisch geordneten Krieger-, Beamten- und Weisenaristokratie zu überantworten, und es ist kein Zweifel, daß diese an sich utopische, d. h. bis dahin nie und nirgends verwirklichte Staatsform vor Allem den logisch korrekten positiven Gegensatz zu dem von Platon im Innersten mißbilligten Zustand der damaligen athenischen Demokratie darstellt. Denn der Kommunismus dieser Herrenkaste, der bei dem Besitz nicht stehen bleibt, sondern Weiber- und Kindergemeinschaft, ja selbst eine erstaunliche Uniformität des geistigen, des religiösen Lebens in sich schließt, ist die denkbar letzte Konsequenz, die sich aus einer Bekämpfung alles Massen-Individualismus in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft ziehen läßt. Er ist von Grund aus ein Gegengift gegen jedweden selbstischen Absonderungstrieb des Einzelnen, er soll die Gemeinschaft zur Alleinherrscherin über die Indi-

viduen erheben und jede, sei es politische, sei es ökonomische Bethätigung selbstischen Sinnes unmöglich machen. Und indem er den Herrenstand der Besten durch Züchtung und Auslese noch aufs Schroffste geburtsmäßig abschließt und den für gemein erachteten wirtschaftlichen Erwerb lediglich der großen Masse des von ihm regierten übrigen Volkes überläßt, soll auch dadurch vor Allem bewirkt werden, daß die wirtschaftliche Differenzierung und die moralisch destruktiven Tendenzen alles Wirtschaftslebens nicht die Solidarität jener Kaste stören.

Aber diesem System, das auf den ersten Blick rein logisch konstruiert erscheint, hat man schon längst seine historischen, seine lakonisierenden Wurzeln nachgewiesen. Es war die Zeit der spartanischen Moden in Athen, die Aristophanes schon so wirksam verspottet hat, und so kleinlich es zunächst scheinen mag, das Erzeugniß eines gewaltigen Geistes mit einer Strömung in Verbindung zu bringen, die vornehmlich die Sprechweise und die Kleidertrachten betraf, so ist doch der Zusammenhang viel zu augenscheinlich, als daß er verschwiegen werden dürfte. Und in Wahrheit sind doch nicht die Aeußerlichkeiten der spartanischen Staatsordnung — nicht mehr jener, aber früherer, namentlich spätmittelalterlicher Zeiten — nachgeahmt, obwohl auch sie nicht ganz fehlen — man erinnere sich der gemeinsamen Mahlzeiten, von denen Platon redet —, sondern ihre innersten Tendenzen sind in verklärter, gesteigerter Form aufgenommen. Platon lakonisiert auch, aber er thut es in der großen Art eines Denkers. Die ganz seltsame Vermischung aristokratischer und kommunistischer Institutionen ist echt spartanisch, und man weiß, wie lange sich die Besitzgemeinschaft dort noch erhalten hat. Die gemeinsame Kindererziehung, die Ueberlassung aller wirtschaftlichen Arbeit an eine zahlreichere Bevölkerungsschicht minderen Rechts, vor Allem aber der Gesammtcharakter eines stilisierten, eines planmäßig gewollten und geordneten Staatslebens, alle diese wichtigsten Charakterzüge des plato-

nischen Idealstaates finden sich im älteren Sparta, und selbst zu der für uns erstaunlichsten Forderung der Geschlechtsgemeinschaft fehlt es nicht an leisen Analogien in der spartanischen Kulturgeschichte.[1])

Kein Zweifel, der ideale Staat, der Platon vorschwebte, unterschied sich in vielen Stücken von dem bäuerischen Kriegerstaate der Spartiaten; der Philosoph hat, was er vorfand oder vielmehr was ihm berichtet wurde — und auch zu idealisierenden Darstellungen der wirklichen lacedämonischen Einrichtungen ist man vielleicht schon vorher gelangt — aufgehöht und gesteigert. Sein großartiger Züchtungsgedanke — die vom Staat zu regelnde Kinderzeugung durch die tüchtigsten Einzelnen — ist vollkommen freie Erfindung; ebenso die Hierarchie der Aemter und Lebensalter bis zu den führenden Philosophen hinauf, die Vorschriften für die Regelung der geistigen Kultur und vieles Andere ebenso. Doch selbst in den fernst gelegenen Punkten des Systems finden sich doch noch wahlverwandte Tendenzen: die staatliche Kontrolierung des litterarischen Schaffens, die uns so peinlich und befremdlich erscheint, erinnert doch auch ein wenig an die kulturfremde Art der Spartiaten, denen an der Erhaltung ihrer altväterlichen Sittlichkeit Jahrhunderte lang so unendlich viel mehr als an irgend welchem Bildungszuwachs lag und denen ein solcher Zuwachs überhaupt nur vom Ausland hätte zukommen können. Niemand wird sich einfallen lassen dürfen, Platons gewollte Strenge gegen alle die Erzeugnisse geistigen Schaffens, von denen er eine Gefährdung der Sittlichkeit befürchtete, mit der naiv bäuerischen Abneigung der Spartaner gegen alle Kultur vergleichen zu wollen. Aber ein Hauch so kulturfeindlicher Weltanschauung muß doch auch den späten Bewunderer der Spartaner angeweht haben: er wäre sonst nicht auf so radikal-reaktionäre Maßnahmen wie die Unterdrückung des Theaters oder der

1) S. o. S. 49ff.

Lektüre Homers verfallen. Im Uebrigen aber mag sich in seinem Geiste untrennbar verschmolzen haben, was er als historistisch begeisterter Politiker und was er als Systematiker gedacht und gefordert hat.

Führt man nun aber diese sehr wichtigen historischen Elemente in Platons Staatslehre auf seine wissenschaftliche Gesammtpersönlichkeit zurück, so findet sich doch auch in ihr ein nicht geringer Bruchtheil empirischen Strebens, mehr als in seiner erkenntniß theoretischen Metaphysik. Und auch sonst ist im Allgemeinen wie im Einzelnen diese der Wirklichkeit und ihrer genauen Erkenntniß zugewandte Seite seiner Forschung nicht ohne reiche Früchte geblieben. Platon war, das soll unvergessen bleiben, der Erste, der das Leben des Staates überhaupt zum Objekt eingehender wissenschaftlicher Beschäftigung machte, und er hat ihm eine Fülle der scharfsinnigsten Beobachtungen abgewonnen, wie sie nur der geniale Praktiker der Staatskunst macht, nur daß er sie für seine augenblicklichen Zwecke verwendet und auch schwerlich immer im Stande ist, sie zu formulieren. Wie treffend weiß er die Verderbniß zu schildern, die in Zeiten zügellosen Wirthschaftslebens zuerst die geldgierigen Väter, dann die verwöhnten und lässigen Söhne zu befallen pflegt; wie klar sieht er die neue Tyrannis als den prädestinierten Erben einer verlotternden, halb plutokratischen Volksherrschaft kommen. Hatte er in Syrakus auch einen paradigmatischen Fall dieser Art dicht vor Augen, die Sicherheit, mit der er den tieferen Zusammenhang erkennt, bleibt doch zu bewundern. In ihr zeigt sich ein entwicklungshistorischer Instinkt, der Thukydides noch durchaus abgegangen war.

Freilich dürfte man diesen seinen Empirismus auch nicht überschätzen. Neben ihm steht eine Weltfremdheit, die sicherlich der praktischen Wirkung dieser Schrift den größten Abbruch gethan hat. Denn das wird Niemand leugnen wollen, als ein Versuch praktisch-theoretischer Staatspädagogik ist diese Schrift durchaus gescheitert. Sie hat der sterbenden Demokratie Athens den Staatssinn alter Zeiten, den sie ihr

wiedergewinnen wollte, nicht einzuflößen vermocht, und noch weniger hat sie auch nur einen Anlauf zu den viel weiter gesteckten Zielen ihrer eigentlichen Staatsideale hervorgerufen. Es war ein Schlag ins Wasser, und wenn an diesem Mißerfolg auch sicher mehr die Beschaffenheit der Zeit, als die des Werkes schuld war, so ist doch nicht zu verschleiern, daß diese Staatsschrift auch unter anderen Umständen der vorhandenen Realität, den besonderen Bedürfnissen des damaligen Staatslebens unvergleichlich viel näher hätte rücken müssen, hätte sie wirksam werden sollen. Platons geistige Richtung ließ ihn wohl erkennen, daß es nothwendig sei, auch über den Staat wissenschaftlich nachzudenken, und sie führte ihn auch zu zahlreichen Einzelentdeckungen, aber sie brachte ihm doch die harten Wirklichkeiten der Politik nicht so dicht vor Augen, daß er ein wirklicher Reformator seines Volkes und Staates hätte werden können. Die ganz aristokratischen Instinkte seiner scheuen Gelehrtennatur mögen ihn dazu in gleichem Maße, wie der idealistische Drang seiner Weltanschauung untüchtig gemacht haben. Wie bezeichnend ist es, daß Platon gerade die letzte und wichtigste Frage aller Politik, die über die Form der Staatsleitung, unentschieden läßt, daß er ein monarchisches oder aristokratisches Regiment zur Wahl stellt. Und ebenso charakteristisch für seine weltfremde Auffassung ist seine Ausführung, daß im Staate das Recht des Stärkeren niemals anerkannt werden darf; Thukydides, der Heere geführt und dem Staat gedient hatte, sagt genau das Gegentheil: Der Stärkere thut, was er vermag, und der Schwache hat sich zu unterwerfen. Kein göttliches Gebot kann diesem Naturgesetz im Wege sein.[1]) Bei wem von den beiden die bessere Welt und Menschenkenntniß war, darüber kann man keinen Augenblick im Zweifel bleiben.

Doch man wird mit Recht einwenden, daß Platons Werk

---

1) Buch V, Kap. 89 und 105 zwei Stellen, die von Ritter S. 10 herausgehoben worden sind.

nicht an Zeit und Ort gebunden sei, und daß eben deshalb auf seine Ideale und seine Deduktionen viel mehr ankomme, als auf seine augenblickliche Wirkung. Indessen fehlen auch hier die Schatten durchaus nicht ganz. Auch das über die Bedürfnisse seines Jahrhunderts hinaus gehobene Werk der Staatslehre Platons krankt zum mindesten an einem inneren Zwiespalt, und er klafft weit genug, um auch die rein theoretische Wirkung der Schrift stark zu mindern. Platon ist in seinem Herzen durchaus Aristokrat, und die charakteristischsten Züge seines Idealbildes sind aristokratischer Natur: die strenge Abscheidung seines Herrenstandes, die Züchtung der Besten, die Ausstoßung der Ungeeigneten, die strenge Auslese bei der Abstufung der Staats- und Heereshierarchie, das Alles sind Zeugnisse einer Gesinnung, die sich, sozialwissenschaftlich interpretiert, als eine sehr ausgeprägte Vorliebe für die starke Persönlichkeit darstellt. Aber noch größer fast als seine Neigung für die Ausbildung des bedeutenden Einzelnen ist bei ihm die ganz entgegengesetzte zur kraftvollen Gemeinschaft. Der Staat — denn von allen menschlichen Einigungen ist ihm im Grunde nur an dieser gelegen — steht ihm so unvergleichlich viel höher, als die Interessen der Individuen, daß er sie ihm fast alle unbedenklich zum Opfer bringt. Und zwar nicht nur die der Vielen, der schwachen, unbeträchtlichen Einzelnen, sondern auch die der Starken. Daß die Banausen, die nur dem Erwerbe Lebenden, der staatlichen Gemeinschaft zu Liebe in eine politisch völlig entrechtete Stellung gebracht werden, ist wenig auffällig; der Kommunismus aber, der die „Wächter", die Krieger und Leiter des Volks umschließt, nimmt auf die Persönlichkeit dieses bevorzugten Standes eigentlich ebensowenig Rücksicht. Nur um die wirthschaftliche Differenzierung zu verhindern, die Platon sehr mit Recht als eine der Hauptursachen politischer Parteiung ansieht, nimmt er ihnen das Privateigenthum, ja selbst das Geldeinkommen. Aber, weit radikaler noch, er zerstört auch das Familienleben zu dem Zweck, daß alle diese Adelsbürger sich unter einander als Ver-

wandte ansehen, daß Jeder sich für Jedes Vater, Sohn oder Bruder halten soll. Ja, und dies ist vielleicht das Krassseste, auch die geistige Thätigkeit und selbst die religiöse Meinung wird unter staatliche Kontrole und Vorschrift genommen. Schon das langsame Aufrücken der jeweils sich Auszeichnenden zu den höheren Stufen der Staats- und Heerämter hat etwas Hierarchisch-Bureaukratisches. Man hat den Eindruck, es müßte in diesem Staate der Einzelne das Gefühl haben, als werde er moralisch erwürgt. Wie in einem so reglementierten und eingeschnürten Gemeinwesen eine Persönlichkeit wachsen soll, ist unergründlich.

Man sieht, der eine Gegensatz, der wie eine nie überbrückte Kluft die faktische Sozialentwicklung aller Zeiten und Völker durchsetzt, der zwischen Persönlichkeit und Gemeinschaft, ist auch dieser Theorie gefährlich geworden. Und wenn es auch gerade uns Heutigen, die wir von dem gleichen Konflikt bewußter, als die meisten Generationen vor uns, bis ins Innerste unserer Weltanschauung zerrissen werden, übel anstehen würde, auf solche Dissonanz zu schelten, so viel muß doch rückhaltlos gesagt werden, daß sie es ist, die jede reine und volle Wirkung dieses ersten großen Versuches theoretischer Staatseinrichtung hindert.

Ein geringerer, aber zuletzt doch auch logischer und systematischer Mangel ist jene Vermischung historisch-romantischer und deduktiver Elemente, von der schon die Rede war. Freilich widerfährt den Vergangenheitsidealen großer Denker ein solches Schicksal leicht: man denke nur an Nietzsches Lob der Urzeit und ihrer schweifenden blonden Bestien — ihn mochte gewiß ein innerer Zug zu der brüsken Stärke heroisch wilder Frühzeiten bewegen, aber es wäre verfehlt, ihn als Restaurator solcher Jahrtausende alter Zustände beim Worte nehmen zu wollen. Und so würde man vielleicht auch Platon Unrecht thun, wenn man alle seine lakonisierenden Vorschläge als ebenbürtig und gleich wichtig betrachten wollte: aber sehr viel unausgeglichener Romantizismus wohnt ihnen trotzdem inne.

Und trotz allem dem ist das Werk eine der gewaltigsten Leistungen, die systematischer Wissenschaft je gelungen sind. Zu der größten Eroberung, die es bedeutet, zu der Entstehung eines neuen für Handeln und Erkennen der Menschen gleich wichtigen Forschungszweiges tritt eine Fülle einzelner Entdeckungen. Freilich ist es übertrieben, wie es neuerdings geschehen ist, von Platons Politik so zu reden, als sei sie auch eine erste Soziologie und eine erste Nationalökonomie gewesen. Indem man von Platons Eifern gegen den Kapitalismus redet oder von seiner Sozialwissenschaft, überträgt man auf ihn Errungenschaften der Forschung, die sehr viel späteren Stadien der Wissenschaftsgeschichte angehören. Denn nicht nur jene Namen, sondern auch die von ihnen gedeckten Begriffe sind neueren Ursprungs. Aber auch schon die ersten leisen Keime soziologischer und nationalökonomischer Erkenntniß, die sich bei ihm regen — so viel läßt sich allerdings aufrecht erhalten —, sind bedeutsam genug. Platon hat noch wenig ergründet von der Natur der Volkswirthschaft, aber es war etwas Außerordentliches, daß er den Zusammenhang zwischen materiellen und politischen Angelegenheiten erkannte und daß er den ersten tastenden Versuch gemacht hat, nationalökonomische Vorgänge — so insbesondere das Umsichgreifen gesteigerten und überhitzten Erwerbslebens — zu schildern.

Ganz ähnlich aber ist sein Verhältniß zur Sozialwissenschaft. Es wäre sehr schief, Platon als Begründer einer eigentlichen, d. h. ihrer selbst bewußten Soziologie anzusehen. Schon der Radikalismus seines Staatsbewußtseins hätte ihn dazu nicht kommen lassen; nimmt ihm doch dies eine soziale Gebilde viel zu sehr den Sinn gefangen, als daß es ihn auch nur die Existenz anderer Formen gesellschaftlicher Bindung hätte gewahr werden oder ihn zur Ausprägung wirklich soziologischer Begriffe hätte gelangen lassen können. Und trotzdem ist seine Staatslehre nicht im Mindesten auf die eigentlich politischen Fragen beschränkt. Im Gegentheil, ihre charakteristischste Eigenthümlichkeit ist, daß sie soziale und staatliche Angelegen-

heiten durchaus als Einheit betrachtet, ja daß sie im Grunde nichts so sehr erstrebt, als die völlige Auffsaugung alles nicht-politischen Gesellschaftslebens durch den Staat. Denn indem Familie, Erziehung, Eigenthum und zuletzt selbst Glaube und Geistesbildung dem Willen der Gesammtheit unterworfen werden, gehen zuletzt alle übrigen sozialen Produktionen der Einzelnen und der Einungen im Staate auf. Die formale Voraussetzung für alle diese Forderungen aber ist doch die begriffliche Bezwingung aller dieser Phänomene; man wird nicht sagen dürfen, daß hier ein sozialwissenschaftliches System gefunden wurde, wohl aber, daß die Thatsachen des gesellschaftlichen Prozesses hier zum ersten Male wissenschaftlich bemeistert wurden.

Und schließlich ist doch auch von Platon für die eigentliche Politik, die Lehre vom Staat selbst sehr Starkes an systematischer Ordnung und begrifflicher Durchdringung geleistet worden. Was Platons großer Schüler auf demselben Wege mehr errungen hat, darf doch nicht vergessen lassen, eine wie weite Strecke auch schon der Meister auf ihm zurückgelegt hatte. Ob Platon als Erster die Begriffe der Aristokratie, der Oligarchie, der Demokratie und der Tyrannis angewandt hat, sei dahingestellt; aber so viel ist sicher, daß er diese Formen der Staatsregierung zuerst deutlich geschieden, nebeneinandergestellt und beschrieben hat. Er hat damit die ersten und zugleich prinzipiell wichtigsten Grundlagen der politischen Morphologie geschaffen, und uns Heutigen, die wir uns mühen für den weiteren, aber ganz analogen Kreis der Gesellschaftswissenschaft ähnlich brauchbare Grundbegriffe zu finden, würde übel anstehen, wollten wir der geistigen Kraft undankbar vergessen, die uns dieses Musterbild vor Augen zu stellen vermochte.

Und so stark diese Fähigkeit begrifflichen Formens in Platon auch war, sie hat ihn nicht, was nahe genug lag, zu einer Ueberschätzung rein geistiger Thätigkeit geführt. Freilich wünscht er sich an der Spitze des Staates Philosophen, aber

man würde sehr irren, wollte man annehmen, daß er sich darunter ein Gelehrtenregiment vorstellt. Wohl verlangt er von diesen Staatslenkern, denen er mit Stolz den Namen seines Berufes beilegt, daß sie viel über sich und die Welt nachgedacht, daß sie umfassende Kenntnisse gesammelt haben. Aber es sind doch dieselben Männer, die in jüngerem Alter die Stufen zurückgelegt und die Prüfungen bestanden haben, an deren Bewältigung ihr Aufsteigen geknüpft war und die allesammt weit mehr den Charakter, die praktische Tüchtigkeit und Entschlußfähigkeit in Krieg und Frieden angehen, als irgend welche wissenschaftliche Befähigung.

Die stärkste Manifestation des bauenden und schauenden Dranges der platonischen Politik und zugleich ihre wichtigste Errungenschaft im Entwicklungsgang der Wissenschaftsgeschichte ist doch ihr befehlender Charakter, ihre Absicht, nicht allein die Beschreibung und Forschung, sondern auch die ordnende Erkenntniß des Seienden noch hinter sich zu lassen und dem Leben selbst Vorschriften zu geben. Freilich die Philosophie hatte an ihrem Theile schon mehr als einen Versuch dieser Art gemacht: alle Ethik hatte sich von vornherein weit mehr bemüht, Regeln aufzustellen, als die moralischen Vorgänge zu beobachten oder begrifflich zu ordnen. Und sicherlich war die Grundrichtung der neu entstehenden Wissenschaft eben deshalb eine so praktisch-erzieherische, weil sie sich weder von der realen, noch der personalen Union mit der Philosophie bis dahin losgelöst hatte. Doch wie dem auch sein möge, es war doch etwas Großes, daß die Forschung schon bei dem ersten Eroberungszug in dieses ganz neue Gebiet auch sogleich die letzte, die ehrgeizigste Konsequenz ihres Unternehmens zog, daß sie da herrschen wollte, wo sie noch kaum zu beobachten oder zu ordnen begonnen hatte. Und die Bedeutung dieses Wagnisses wird dadurch erhöht, daß der neue Gegenstand wissenschaftlichen Strebens gerade das eigenmächtigste, widerstandsfähigste Objekt war, das es überhaupt giebt. Denn da das staatliche Handeln das aktivste

und intensivste ist, so ist seiner Natur nach selbstverständlich, daß es sich den theoretischen Rathschlägen, die ja schon allen übrigen Praktikern an sich unwillkommen sind, am allerhartnäckigsten widersetzen wird. Um so kühner war der Gedanke, es trotzdem zu meistern.

Und sicherlich beruht in dieser Kühnheit die eigentliche und größte Bedeutung der platonischen Staatslehre: mag sie auch auf die wirkliche Entwicklung des griechischen Staatslebens wenig dauernden Einfluß ausgeübt haben, mag man auch in ihrer begrifflichen Struktur klaffende Spalten und Risse nachweisen können, sie bleibt der erste große Versuch einer Staats- und in gewissem Sinne einer Menschheitspädagogik. Sie hat zuerst den großen Gedanken gefaßt und theoretisch verwirklicht, daß das staatliche, mehr noch das gesammte soziale und in gewissem Betracht auch das geistige Leben nicht sich selbst überlassen bleiben dürfe, sondern daß es mit Bewußtsein und Absicht gelenkt und geregelt werden müsse.

Drei verschiedene Weltanschauungen sind möglich den menschlichen Dingen gegenüber; man kann der Ansicht sein, der Willen der Einzelnen regiere all unser Handeln; man kann ferner auch das Werden und Wachsen der Menschheit als einen pflanzenhaft organischen Prozeß ansehen. Dem platonischen Staatserziehungsplan liegen beide Meinungen nicht zu Grunde: er geht vielmehr von der dritten, allein noch möglichen aus, daß das Geschlecht der Sterblichen die Pflicht hat, auf seine fernere Entwicklung durch absichtliche, zweckmäßige Ueberlegung Einfluß zu gewinnen. Diese letzte Ansicht, die einzige Teleologie, die wissenschaftlich haltbar ist, widerspricht im Grunde der zweiten nicht; denn eben diese unsere Erwägungen und Pläne sind ja selbst nur ein Erzeugniß jenes Wachsthums. Platon aber ist der Erste, der ein solches Entwicklungsprogramm entworfen hat, und diese Thatsache allein giebt seinem Werke eine universalgeschichtliche Bedeutung, die unabhängig ist von seiner praktischen Wirkung oder seiner theoretischen Unanfechtbarkeit. —

Doch war nun auch gewissermaßen in der platonischen Staatslehre das letzte Stadium vorweggenommen, das zu erreichen dieser neuen Wissenschaft überhaupt möglich ist, so war damit nicht im Mindesten die Möglichkeit verschlossen worden, die beiden eben übersprungenen der Beschreibung und der begrifflichen Ordnung zu bearbeiten. Und so ist es in Wahrheit geschehen: denn wenn die eine Aufgabe von Platon fast ganz vernachlässigt, die andere wenigstens nicht grundsätzlich verfolgt worden war, Aristoteles hat sie beide in Angriff genommen. Daß er es that, entspricht nur der Grundrichtung seines philosophischen Schaffens. Nimmt sich dieses aus wie ein realistischer und in gewissem Maße empirischer Rückschlag gegen Platons himmelanstrebenden Idealismus, so tragen seine staatswissenschaftlichen Schriften vollends das Gepräge dieses Gegensatzes.

Freilich fehlt es auch hier so wenig wie in der Metaphysik des Aristoteles an vermittelnden Anknüpfungen und Uebergängen, aber sie treten leiser auf als dort. Ein Buch seiner Politik ist dem Thema gewidmet, das dem Vorgänger allein am Herzen gelegen hatte: der Lehre vom besten Staat. Aber der Abstand zwischen der Forschungsweise der beiden Meister ist auch an ihm aufs Deutlichste zu erkennen. Von all' der einseitigen Entschiedenheit, mit der Platon ein ausgearbeitetes System der Staatsregierung aufstellt, ist hier so wenig zu finden, wie von seiner der Wirklichkeit abgewandten Weltfremdheit oder gar seinem mittelalterlich-romantischen Historismus. Keine Utopie, kein in wissenschaftliche Hüllen eingekleideter Staatsroman findet sich hier, sondern eine sehr nüchterne, überall in das Detail eingehende, überall an die vorhandenen Zustände anknüpfende Erwägung, wie ein Staat einzurichten und zu regieren sei. Ganz entschieden ist freilich auch Aristoteles nicht für eine Form der Staatsleitung eingetreten, die Monarchie des Tüchtigsten — nicht die ererbte — ist er geneigt zuzulassen, aber am meisten ist er für eine gemäßigte und halb demokratische Aristokratie. Indessen, wenn

er schwankt, so thut er es nicht aus idealistischer Verschwommenheit, wie Platon, sondern weil ihm die Verschiedenheit aller in einem Staate möglichen Voraussetzungen viel zu klar vor Augen steht, als daß er sich für eine überall und unter allen Umständen gültige Regierungsform entscheiden möchte.

Ueberhaupt aber ist das Buch der Politik, in dem Aristoteles zur Erörterung dieser Fragen gelangt, das siebente[1] — diese Anordnung ist charakteristisch für den unvergleichlich viel empirischeren Zug seiner Staatslehre. Noch bezeichnender für diese seine wissenschaftliche Grundtendenz ist, daß er dieser Wissenschaft die beschreibende Grundlage geschaffen hat, deren sie bei Platon doch so ganz entbehrte. Aristoteles hat im umfassendsten Maßstabe deskriptives Material zusammengebracht, er hat 158 Politien geschrieben oder doch für sie Notizen gesammelt. Und wenn die Schrift vom Staat der Athener, in der uns ein unerhörtes Glück aller Wahrscheinlichkeit nach eine dieser Politien so spät noch geschenkt hat, auch vielleicht reicher bedacht und vollkommener ausgearbeitet worden ist, als die Seitenstücke, die geringeren Städten gewidmet waren, so lehrt sie doch, eine wie erstaunliche Sorgfalt der große Meister auf die Aufrichtung dieser Fundamente seines Baues verwandt hat. Und weiter erkennt man aus ihr, mit wie scharfem Blick Aristoteles für diese beschreibenden Vorarbeiten sogleich die beiden Werkzeuge ins Auge gefaßt hat, von denen jedes vortrefflich ist, die am besten aber nur vereint wirken: denn er giebt in diesem kurzen, aber inhaltreichen Buche sowohl eine historische, als eine statistisch-staatsrechtliche Beschreibung der athenischen Verfassung.

Die Politik selbst nun trägt, wie nicht anders zu erwarten ist, die deutlichsten Spuren derselben Forschungsweise, sie ist voll von geschichtlichen und staatsrechtlichen Beispielen und Belegen. Aber — und darin zeigt sich auch hier wieder

1) Oder, wie man neuerdings annimmt, in der ursprünglichen Fassung das vierte.

der eigenthümlich doppelseitige Charakter aller aristotelischen Wissenschaft — all diese Materialien und die mannigfachen Lebens- und Wirklichkeitskenntniß athmenden Beobachtungen, die sich daran knüpfen, sind durchaus beherrscht und durchdrungen von der begrifflichen Ordnung, die zu den Zielgedanken des Werkes hinaufführt. Vorerst ist die Gesammtanlage systematisch, so daß auch dieser Wissenschaft die größte methodische Errungenschaft der aristotelischen Forschung zu Gute kommt. Der Aufbau ist bis ins Einzelne hinein gegliedert und bedacht. Einige der materiellen Grundzüge des Bildes sind der platonischen Politik entlehnt, so im Wesentlichen die Eintheilung der Regierungsformen. Hin und wieder auch führt diese systematische Methode zu Konsequenzen, die uns heute zwar nicht recht einleuchten wollen: so wenn der Staat als Postulat der Ethik, d. h. als Hüter und Wächter der Sittlichkeit, konstruiert wird oder wenn dem entsprechend als Leitgedanke für alle Staatseinrichtungen die Idee der Gerechtigkeit aufgestellt wird. Hier ist offenbar einer allzu einseitigen Deduktion zu Liebe achtlos Vieles von dem bei Seite geschoben, was eine sozialwissenschaftlich-psychologische Erklärung des Staates zu seinem Verständniß beitragen kann. Insonderheit die gefühlsmäßigen Wurzeln des staatlichen wie alles anderen Gemeinschaftslebens, deren Verkennung auch für Nietzsches Staatsauffassung die eigentliche Fehlerquelle ist, werden durch diese etwas rationalistische und allzu pädagogische Erklärung dem Auge gänzlich verhüllt. Die alte Nüchternheit sokratischer Untersuchungsweise schadet, in geistigem Erbgang vom Vater auf den Sohn und nunmehr auch auf den Enkel übertragen, auch diesem zuweilen noch.

Aber wie diese und andere Konstruktionen der aristotelischen Politik bei aller Angreifbarkeit doch ihren tiefen Sinn behaupten und unzweifelhaft auch jeder neuen, jeder heutigen staatstheoretischen Betrachtung die fruchtbarste Anregung gewähren können, so ist das positive Ergebniß anderer begrifflicher Darlegungen noch weniger zu verkennen. Die Beschreibung und

Scheidung der Staatsformen ist hier, da keine utopischen Hintergedanken die Darstellung beschweren, unzweifelhaft noch viel klarer und doch auch spezialisierter angelegt, als bei Platon. Eben daß ein so sehr viel umfänglicheres Erfahrungsmaterial für diese Darlegungen verarbeitet worden ist, machte hier die systematische Bemeisterung so viel schwerer. Die nationalökonomischen Darlegungen sind zwar nicht wesentlich breiter als die platonischen, deren Kommunismus sie zu Gunsten des bestehenden individualistischen Wirthschaftsbetriebs schroff ablehnen.[1]) Die sozialwissenschaftlichen Voraussetzungen aber, von denen die aristotelische Politik ausgeht, sind beträchtlich tiefer, als die der platonischen. Vor Allem ist hier der Begriff der Einung, der Assoziation als solcher gefunden, von dem des Staats losgelöst und als umfassender über ihn gestellt. Zwei der wichtigsten Formen nicht- oder nur halbstaatlicher Verbindung, die Familie und die Gemeinde, sind erkannt und beschrieben; die ersten Schritte zu einer von der Staatslehre zu emanzipierenden reinen Soziologie sind damit gethan. Und schon tritt auch die weitreichende Vermuthung, wenn auch noch unsicher und sogleich widerrufen, auf den Plan, daß die Familie als sozialer Verband schon vor dem Staat da gewesen sei; daß dann eine Mehrzahl von Familien sich vereinigt und daß erst auf diesen Körperschaften der Staat erwachsen sei.[2]) Freilich verschwindet, was Aristoteles dann über die Natur dieser Verbindungen sagt, an Umfang und Bedeutung durchaus neben dem eigentlichen Thema seines Buches, der Lehre vom Staat, und sein Staatssinn, der zwar durchaus nicht so radikal wie der Platons ist, überträgt immerhin allerlei soziale Funktionen auf den Staat, die von uns als nicht politische angesehen werden; trotzdem bleibt bestehen, daß hier die Elemente rein sozialwissenschaftlicher Erkenntniß schon gefunden sind.

Und Aristoteles blieb bei dieser einen, ihm schon über-

1) Buch II, Kap. 5 (nach Bekkerscher Zählung).

2) Buch I, Kap. 1 u. 2.

lieferten Einzelwissenschaft nicht stehen, er hat noch eine ganze Reihe anderer in Angriff genommen. Auch die Politik wurde durch ihn und seinen tief bohrenden Empirismus im Grunde erst selbstständig gemacht und von der Philosophie abgetrennt, die Ästhetik aber hat er sogleich in einem Wurf begründet und als unabhängige Wissenschaft konstituiert.

Die Kunstlehre des Aristoteles baut sich ähnlich auf empirischen Fundamenten auf wie seine Politik. Eine Fülle litterarhistorischer und kritischer Betrachtungen ist nicht nur in sie eingewoben, sondern dient ihr offenbar zur Unterlage. Aber dazu gesellt sich auch hier ein starker Zusatz von ordnenden, systematischen, und ein minder bedeutender, aber nicht zu vernachlässigender, von befehlenden, Regeln setzenden Elementen. Diese pädagogischen Theile sind ähnlich wie die Politik nicht im Sinne einer ganz neuen Gesetzgebung gehalten, sie wollen so wenig eine Kunst-Utopie wie jene eine politische schaffen; sie leiten vielmehr aus den voraufgehenden erfahrungsmäßigen Beobachtungen und begrifflichen Erwägungen eine Anzahl von Vorschriften ab, die den Dichter vor Abirrungen bewahren wollen, die sich aber durchaus nicht von der Richtung vorhandener Kunstwerke entfernen. Die systematischen Konstruktionen und Definitionen, die Aristoteles giebt, wollen uns Heutigen zu einem großen Theil nicht mehr recht einleuchten. Das Bruchstück der Schrift, das erhalten ist, behandelt nicht das Ganze der Ästhetik und giebt auch eigentlich keine vollständige Poetik, indessen ist eine Anzahl allgemeiner ästhetischer Sätze gegeben, denen man durchaus nicht ohne Weiteres zustimmen kann. Wenn das Schöne, ein an sich prekärer Begriff, nicht zureichend definiert ist, so wird man darüber nicht mit anderen Kritikern zu klagen brauchen; aber daß es mit dem Guten in eine ebenso wenig klare innere Verbindung, wenn nicht Identität gesetzt ist, hängt mit Grundideen des Verfassers zusammen, gegen die Protest einzulegen ist. Aristoteles mischt in seine Ästhetik ganz ähnlich ethische Hintergedanken ein, wie in seine Politik, und diese Konstruk-

tionen sind formal allzu künstlich und materiell unhaltbar.[1]) Denn man soll die Kunst nicht nur um ihrer selbst willen treiben, sondern auch aus sich selbst ohne alle fremden Zuthaten erklären. Und an demselben Mangel krankt auch die berühmt gewordene Definition des Trauerspiels. Denn gleichviel, ob man die durch Furcht und Mitleid herbeigeführte Entladung dieser Affekte auf die Personen des Dramas oder, was mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, auf uns, die sich fürchtenden und mitleidenden Zuschauer bezieht, jedes Mal sind hier Eruptionen des rohen, ästhetischen nicht gezügelten Gefühls als Zweck des Kunstwerkes hingestellt. Und man wird dagegen immer einwenden müssen, daß diese Empfindungserregungen wohl von der Kunst beabsichtigt werden, daß die höheren und eigentlichen ästhetisch Reize aber, die sie hervorbringen will, ganz anderer Natur sind. Denn so ganz auch diese weit komplizierteren und reflektierteren Genüsse gefühlsmäßigen Ursprungs sind, sie sind so durchsetzt mit verstandesmäßigen Elementen, daß sie sich zu jenen anderen weit roheren und einfacheren Empfindungen verhalten, wie die Form zum Stoff, und daß sie mit jenen durchaus nicht verwechselt werden dürfen. Die Affektvorgänge, die der letzte Theil der aristotelischen Definition fordert[2]), würden sich nach der heute am öftesten angewandten Deutung — *κάθαρσις* gleich Entladung — auch in dem Zuschauer eines bewegten Straßenauftritts abspielen. Soll der Ausdruck Katharsis aber, wie man früher interpretierte, Befreiung der Seele von Leidenschaften heißen, und das ist wohl das Plausibelste[3]), so wird die tragische Wirkung wiederum in das Ethisch-

1) Vergl. oben die theoretische Abwehr gegen diese Vermengung, Bd. I S. 118 f.

2) „*Δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*" Poet. Kap. 6.

3) Dagegen spricht allerdings die Stelle der Politik Buch VIII, Kap. 7), die man immer am ehesten zur Interpretation wird herbeiziehen wollen; doch scheinen die gegen die Bernays'sche Anschauung vorgebrachten Gegenargumente gewichtiger. Denn es entspricht der Gesammthaltung

Pädagogische umgedeutet und ihr eigentlich ästhetischer Zweck ebenfalls aus den Augen verloren. Jene Uebersetzung läßt Aristoteles eine psychologische, diese eine moralistische Forderung an das Trauerspiel stellen, und beide müssen als nicht ästhetisch von der Tragödie, wie von jedem anderen Kunstwerk abgewiesen werden.[1])

Aber auch diesen angreifbarsten Stellen gegenüber wird man sich vergegenwärtigen müssen, daß für ihre wissenschaftsgeschichtliche Würdigung weniger in Betracht kommt, ob sie heute noch einer um zwei Jahrtausende reicheren Erfahrung Stand halten, als wie viel Positives sie der Methode und der materiellen Erkenntniß selbst geleistet haben. Und das ist erstaunlich Großes: denn es war das erste Mal, daß sich die zergliedernde, auflösende Kraft der Wissenschaft an die Werke der Kunst wagte. Und wie viel Entschlußfähigkeit und Stärke des Geistes gehörte dazu, in diese ganz neue ferne Welt einzudringen, deren abgerundete, selbstgenügsame Schönheit und deren phantastische Willkürlichkeit wissenschaftlicher Betrachtung gleich fremd und abstoßend erscheinen mußten. Und wo die Begriffszergliederungen der aristotelischen Poetik rein ästhetisch bleiben, wird man auch heute noch eine Fülle von Anregungen von ihnen erhalten. So wenn die wesentlichste Definition, die versucht wird, die von Absicht und Zweck der Kunst, eine merkwürdig feine Mittellinie zwischen realistischem und idealistischem Programm einhält. Aristoteles nämlich geht aus von einer Interpretation, die für alle Stoff- und Wirklichkeitskunst allzu einseitig Partei zu nehmen scheint: er erklärt die Nachahmung für das leitende Prinzip der Kunst. Aber wie idealistisch sein ästhetisches Glaubensbekenntniß ist, wird sogleich offenbar, wenn er ausführt, daß das Objekt

der aristotelischen Philosophie wenig, wenn man sie die Tragödie als seelentherapeutisches Heilmittel empfehlen läßt.

1) Man vergleiche den Versuch einer rein ästhetischen Deutung des Tragischen oben S. 162f. und die Unterscheidung von rohen und vermittelten Gefühlswirkungen der Kunst Bd. I. S. 127ff.

ihrer Nachahmung nicht das Besondere und Wirkliche, sondern das Allgemeine, die Idee der Dinge sein solle, daß ihre Gestalten Typen sein müßten. Die innere Wahlverwandtschaft zwischen dem souveränen Drang des Philosophen nach dem Generellen und dem ähnlich herrischen Streben idealistischer Kunst nach allgemein gültigen Gestalten ist hier ganz klar zum Ausdruck gebracht, nur freilich in dem Sinne, daß alle und jede Kunst so verfahren solle. Der Realismus wird parteiisch genug bei Seite geschoben; aber man wird zugeben, daß sich diese und ähnliche Ausführungen für jede systematische Aesthetik aufs mannigfachste fruktifizieren lassen.

Aristoteles aber blieb bei den Geisteswissenschaften nicht stehen, er hat seine allumfassende Thätigkeit fast mehr noch der Naturforschung zugewandt. Man nennt ihn den Gründer der Zoologie wie der Botanik, und er hat ebenso zum ersten Mal die Kenntnisse über den Leib des Menschen systematisch zusammengefaßt. Was er über alle diese Dinge sagt, erscheint uns Heutigen unvergleichlich viel öfter unzureichend und irrig, als seine staats- und kunsttheoretischen Anschauungen. Aber auch für sie gilt, was von diesen zu sagen ist: für ihre Zeit bedeuten sie den gewaltigsten Fortschritt materieller Erkenntniß und einen noch größeren der Methode.

3. Rückwirkung auf die Geschichtswissenschaft.

Auch in diesen Theilen des schlechthin vollständigen Forschungssystems, das Aristoteles sich schuf, reichen sich Begriffs- und Erfahrungswissenschaft die Hand. Dafür daß die letztere auch nach dem Urtheil des Meisters selbst überwog, mag bezeichnend sein, daß er seine Schrift über Thierkunde als *ἱστορίαι*, als Forschungen bezeichnet, genau so also wie einst Herodot sein „historisches“ Werk. Gekrönt aber hat Aristoteles das Gebäude, das er für die neuen Einzeldisziplinen aufrichtete, durch den Dienst, den er der ältesten und bis dahin

durchaus empirisch behandelten, der Geschichtsschreibung, leistete, indem er auch auf ihren Betrieb systematische Grundsätze übertrug. Wie gering Aristoteles über den begrifflichen Werth der Historie dachte, hat er an einer sehr denkwürdigen Stelle seiner Poetik zum Ausdruck gebracht. Da erklärt er nämlich, die Dichtung sei eine ernstere und philosophischere Sache als die Geschichtsschreibung; denn jene beschäftige sich mit dem Allgemeinen — er sagt das ganz in dem soeben erörterten Sinne einseitig idealistischer Kunstauffassung —, diese aber mit dem Besonderen.[1]) Man kann den empirischen Charakter der historischen Forschung nicht schärfer hervorheben, ihn freilich auch nicht abschätziger beurtheilen. Und man darf sich auch nicht darüber wundern, daß der größte Förderer des Empirismus, von dem die Geschichte der griechischen Philosophie weiß, so hart und absprechend urtheilte: denn er hat immer Begriffs- und Erfahrungswissenschaft vereinigen wollen, und zuletzt war er zu sehr Platos Schüler, als daß er den Mangel gedanklicher Durchdringung nicht am empfindlichsten vermerkt haben sollte.

Das Kennzeichen wahrhafter Größe aber ist, daß sie nicht nur zu kritisieren, sondern selbst Besseres zu schaffen weiß. Und das hat Aristoteles gethan. Denn freilich nicht um der Historie selbst willen, wohl aber um für seine staatstheoretischen Studien aus ihr Nutzen ziehen zu können, wurde er der Begründer einer ganz neuen, einer systematischeren Form der Geschichtsschreibung. Damals hat sich für die älteste, ursprünglich und noch bis auf den heutigen Tag vorwiegend empirische Einzelwissenschaft zum ersten Mal bewährt, wieviel Segen ihr die Berührung mit den vornehmlich begriffsmäßig verfahrenden Disziplinen bringen kann. Denn soll die Historie über ihr rein erfahrungswissenschaftliches Anfangsstadium hinaus gedeihen, so muß sie sich vor allem von dem in ihren Anfangsstadien so natürlichen Vorurtheil befreien, als sei die chrono-

1) Poetik, Kap. 9.

logische Zeitfolge, in der ihr die Wirklichkeit ihren Rohstoff darbietet, ein zureichendes Ordnungsprinzip, und sie muß weiter die systematische Vollständigkeit, die die Begriffswissenschaften durch ihr deduktives Verfahren programmmäßig zu fordern und deshalb auch zu erreichen pflegen, auch ihrerseits anstreben. Der eine Fortschritt führt zugleich in der Regel zu einer Stoffanordnung, die den ursächlichen Zusammenhang der Ereignisse unvergleichlich viel klarer hervortreten läßt, als die wirr chronologische Art rein beschreibender Geschichtsdarstellung, beide vereint aber bewirken, daß auch der andere Mangel deskriptiver Historie allmählich beseitigt wird, daß nicht mehr nur die Geschichte der lauten und auffälligen Ereignisse, daß nicht mehr nur Kriege, diplomatische Verhandlungen und Staatsumwälzungen geschildert werden, sondern daß man auch zu den tiefer liegenden und leiser vor sich gehenden Entwicklungsprozessen der Verfassungs- oder der Kulturgeschichte gelangt.

Dieser Vorgang nun hat sich damals und hier zuerst in typischer Form abgespielt. Aristoteles mußte durch zwei Elemente seiner Forschungsweise zu geschichtlichen Studien getrieben werden: einmal als der Philosoph, der zum ersten Male die großen Prinzipien des Werdens und der Entwicklung erkenntnißtheoretisch vollkommen bemeistert hatte, und sodann als der Empiriker, der in dem Bestreben, Stoff zu sammeln im Bereich der Geisteswissenschaften, sich nothwendig zur Erforschung der Vergangenheit getrieben fühlen mußte. Aristoteles hat in den beiden systematischen Schriften, in der Poetik wie in der Politik, zahlreiche Beobachtungen und Exkurse historischer Natur eingeschoben, und wäre von seinen eigentlich geschichtlichen Arbeiten nichts erhalten, so würde man aus ihnen schon entnehmen können, wie er langsam und sicher unwillkürlich — wie die meisten großen wissenschaftlichen Entdeckungen zu Stande kommen — diesen Weg eingeschlagen hat. Daß in so systematischen Schriften auch die historischen Einschübe nach begrifflichen Gesichtspunkten ge-

ordnet auftreten, ist selbstverständlich. Schon daß hier nur von Verfassungsgeschichte einerseits und von Litteraturgeschichte andererseits die Rede sein konnte, nimmt sich wie eine Vorbereitung der Ablösung und Aussonderung dieser besonderen Geschichtszweige aus. Aber der weiteren scharf begrifflichen Eintheilung dieser theoretischen Bücher gemäß ergeben sich auch für einzelne historische Rückblicke ganz von selbst sachliche Kategorieen und damit auch speziellere Entwicklungsreihen. So wenn Aristoteles in einer ganzen Anzahl von Fällen die Entwicklung der griechischen Tragödie von Aeschylus ab verfolgt, in Hinsicht auf den Stil, oder die Reichhaltigkeit der Komposition und der Schauspieltechnik, und so fort.[1] Selbstverständlich ist auch hier der chronologische Faden festgehalten, aber dadurch, daß von der Ordnung nach Persönlichkeiten, nach den einzelnen Dichtern abgesehen ist, wird der synchronistische Wirrwar solcher Individualhistorie von vornherein vermieden, und es entstehen sachlich zusammengehörige Thatsachenreihen, die wir Entwicklungen nennen können, gleichviel ob in ihnen ein kausaler Nexus hergestellt ist oder nicht. Unzweifelhaft ist hier bei dem, oder richtiger gesagt, noch vor dem Entstehen einer Litteraturhistorie das entwicklungsgeschichtliche Prinzip zur Anwendung gebracht worden, das in diesem Zweige historischer Forschung noch bis auf den heutigen Tag nicht zur Herrschaft gelangt ist.

In ganz ähnlichem Sinne sind die zahlreichen verfassungsgeschichtlichen Ausführungen gehalten, die in die Politik eingestreut sind. Es erfordert doch einen sehr hohen Grad entwicklungshistorischer Einsicht, wenn Aristoteles etwa zu der Bemerkung gelangt, daß das damalige mazedonische Königthum am besten dem altathenischen zu vergleichen sei.[2] Unbeirrt durch den ungeheuren chronologischen Abstand erkennt er die Aehnlichkeit der Entwicklungsstufen heraus. Aber es

1) Poetik, Kap. 22, 4.

2) Politik, Buch V, Kap. 10.

bleibt nicht bei diesen immerhin nur gelegentlich eingestreuten historischen Bemerkungen und Exkursen. Während Aristoteles zu litterarhistorischer Forschung, wie es scheint, nicht gelangt ist, hat er zur Vorbereitung oder Begründung seiner Staatslehre jene lange Reihe von Verfassungsgeschichten abgefaßt von der schon die Rede war. Und da zum Glück eine, und sicherlich die wichtigste von ihnen erhalten ist, so kann zum Ruhme des Meisters festgestellt werden, daß er wenigstens auf diesem einen Gebiete die Geschichtsschreibung selbst auf eine höhere Stufe gehoben hat, als sie je vor- oder nachher von antiken Historikern erreicht worden ist. Auch hier freilich ist der Zusammenhang mit der systematischen Forschung, um derentwillen die Untersuchung überhaupt unternommen worden ist, selbst noch im Rahmen dieses kurzen Buches erkennbar. Die Schrift vom Staat der Athener ist nur zur einen, wenn auch der größeren Hälfte historischer Natur; der zweite Theil ist eine statistisch-beschreibende Darstellung des geltenden athenischen Verfassungsrechts. In diesem Trakt aristotelischer Forschung lassen sich also alle vier möglichen Formen der wissenschaftlichen Behandlung staatsrechtlicher Stoffe nachweisen: den Gipfel bildet die Staatslehre mit ihrem theoretisch-begrifflichen, hier und da sogar pädagogisch-befehlenden Inhalt; sie wird getragen von einer praktisch-systematischen Darstellung des vorhandenen Rechtszustandes, und diese wieder wird eingeleitet durch einen historischen Rückblick auf die bisherige Entwicklung der Verfassung.

Durch diese sekundäre Rolle wird indessen die Bedeutung, die der Schrift in der Geschichte der historischen Methode zukommt, nicht im Geringsten herabgesetzt. Denn einmal war durch sie ein ganz neues Gebiet, das der inneren Staatsgeschichte, erst im Prinzip für die Geschichtsschreibung erobert. Es wurde hier zum ersten Mal von den Institutionen des Staates und ihren Schicksalen in dem Sinne gehandelt, daß nicht nur immer dann von ihnen die Rede ist, wenn sie durch gewaltsame Umwälzungen verändert

werden, wie schon zuvor geschehen war, sondern stetig und grundsätzlich. Damit aber hängt aufs Innigste zum Zweiten zusammen, daß hier ebenfalls zum ersten Mal nicht eine Anzahl von Einzelereignissen nacheinander erzählt, sondern eine kontinuierliche Reihe von ursächlich oder doch wenigstens begrifflich eng verknüpften Thatsachen vorgeführt wurde. Mehr noch, es wurde zum ersten Mal das Wagniß unternommen, das leise Wachsthum von Institutionen, die langsame Wandlung von Zuständen zu verfolgen und nicht nur einzelne Aktionen zu schildern.

Gewiß, mancherlei von der alten Kunstmäßigkeit der Darstellung wurde bei diesem ersten Schritt auf einer ganz neuen Bahn eingebüßt. Die Darstellungsweise dieser Schrift, von der man kaum weiß, ob ihr Aristoteles seine endgültige Fassung hat angedeihen lassen oder ob es eine überarbeitete Notizensammlung oder ein Kollegheft ist, steht weit hinter der des thukydideischen Werkes zurück. Aber da die Emanzipation der Geschichtsschreibung von der Kunst, die im Grunde erst durch dieses Buch vollzogen wurde, wissenschaftlich so reiche Früchte trug, so wird man über diese Einbuße nicht klagen dürfen, zumal sie in späteren Stadien der Wissenschaftsgeschichte sehr wohl wieder eingebracht werden konnte. Auch daß eine Anzahl historischer Irrthümer mit untergelaufen sind, darauf kommt bei dem damaligen Stande wissenschaftlicher Technik durchaus nichts an. Das Wesentliche ist, daß hier eine in Wahrheit entwicklungsgeschichtliche Schilderung des Wachsthums der athenischen Demokratie gegeben wurde. Und es ist erstaunlich zu bemerken, mit wie großer Meisterschaft die ganz neue Aufgabe gelöst wird. Zuweilen, aber sehr selten, verliert sich die Darstellung noch in überflüssiges, beschreibendes Beiwerk, im Ganzen aber wechseln erzählende Abschnitte mit systematischen Querschnitten, wie etwa dem besonders wohl gelungenen Resumé der solonischen Verfassung. Und wenn die einzelnen Fäden der Schilderung, etwa zur Organisationsgeschichte der einzelnen

Verfassungseinrichtungen und Verwaltungsbehörden, zuweilen auch fallen gelassen sind, so kann man sich doch von der inneren Entwicklung des athenischen Staatswesens ein fast vollständiges Bild machen.

Alles Uebrige aber verschwindet vor dem methodischen Fortschritt, der hier über die lediglich beschreibende Geschichtsforschung gethan wurde. Es ist eine wissenschaftliche Neuerung, die an geistiger Kraft nur etwa mit dem Werke Darwins zu vergleichen ist, mit dem es überdies durch die gleiche Ueberwindung wesentlich deskriptiver Methode durch eine systematische Forschungsweise wahlverwandt ist. Es steht ihm nur insofern nach, als Aristoteles sich seiner großen Entdeckung nicht völlig bewußt geworden zu sein scheint. Und vielleicht ist dieser Umstand neben dem allgemeinen Verfall der geistigen Schaffenskraft ein wenig daran schuld, daß dieser erste Versuch, entwickelnde, begriffsmäßig geordnete Geschichte zu schreiben, für zwei Jahrtausende auch der einzige blieb, aber an dem innern Werth der geistigen Leistung des Aristoteles mindert diese Thatsache nichts.

Die Entwicklung der griechischen Einzelwissenschaften in diesem Zeitalter aber erhielt durch Aristoteles' Theilnahme an historischer Arbeit einen wunderbar harmonischen Abschluß. Sie war ausgegangen von der Geschichtsschreibung und in ihr von einem noch ganz naiven Empirismus, und sie kehrte nunmehr zur Historie zurück, um sie zu einer systematischen Wissenschaft zu machen. Der Mann aber, der diese Mission auf sich nahm, hatte sich als Philosoph den Forderungen der Erfahrungswissenschaft mehr angepaßt, als irgend einer seiner Vorgänger, und er hatte als Naturforscher und selbst innerhalb seiner an sich begriffsmäßig geordneten Staats- und Kunstlehre unendlich viel für den Empirismus gethan. Trotzdem ist darin kein Widerspruch zu erblicken, denn eben in der Vereinigung beider Forschungsweisen beruht vor Anderem die Größe der geistigen Leistung des Aristoteles; er, der mehr Wissenschaftsgebiete umfaßte und

beherrschte, der mehr Forschungszweige gefördert hat, als irgend ein anderer Gelehrter je vor oder nach ihm, er hat auch verstanden, die beiden schier unvereinbaren Ziele alles Erkenntnißstrebens vereint im Auge zu behalten. Und wie ein König schritt er über die Felder der Wissenschaft und spendete Jedem, was ihm noth that. Er, der Allumfasser, mehr noch er, der Begriff und Erfahrung zugleich zu meistern verstand, ist vielleicht noch heute der Gipfel aller Wissenschaftsgeschichte, und seine Gestalt erscheint wie das Symbol jeder wohlgeschaffenen, jeder glücklichen Forschung.

Sechster Abschnitt.

Der Kampf der neuen Kultur gegen den alten Glauben.

Von allen Faktoren des griechischen Geisteslebens ist hier die Religion an die letzte Stelle gestellt; einmal weil sie in gewissem Sinne und in diesem Zeitalter am wenigsten theilnahm an schaffender Thätigkeit, und sodann, weil der Kampf, den ihr die neue Kultur bereitete, nur dann dargestellt werden kann, wenn man sich nach allen Seiten hin vergegenwärtigt hat, wie denn diese Kultur eigentlich beschaffen war.

Zwischen Wissenschaft und Glauben bestehen Feindschaft und Gegensatz von Anbeginn. Indem der Glauben Sätze verkündet, die er ohne und gegen den Augenschein hinzunehmen befiehlt, indem die Wissenschaft als ihr erstes Gebot verkündet, nur der Gewißheit oder der Wahrscheinlichkeit zu trauen, ist ein Widerspruch von vornherein gegeben. Er bleibt so lange latent, als die Forschung jung und muthlos ist, aber er wird da offenbar, wo sie zu ihren Jahren und zum Bewußtsein ihrer selbst kommt. Und wer sich auch nur einen so summarischen Ueberblick über die geistige Entwicklung der Griechen im fünften und vierten Jahrhundert verschafft, wie er soeben gegeben wurde, wird doch inne, daß dieser Konflikt auch hier nicht ausgeblieben ist. Gewiß fehlte es der Kultur dieses Zeitalters nicht an glaubensfreundlichen Elementen, die innere Wahlverwandtschaft der beiden Töchter menschlicher Phantasie, Kunst und Religion, hat sich auch damals nicht verleugnet, und wenn sich dies Verhältnis aller-

dings im Laufe der Epoche verändert hat, so ist es doch selbst in der Geschichte der Wissenschaft in den früheren wie in den mittleren Stadien der Periode zu Bezeugungen religiösen Sinnes gekommen.

Der glaubensfreudigste Faktor der griechischen Kultur des fünften Jahrhunderts war unzweifelhaft die bildende Kunst. Nicht allein ihr Objekt führte sie dem religiösen Fühlen und Denken nahe, sondern ebenso sehr auch die Gesinnung, von der sie erfüllt war und die ihrem Schaffen die stärksten und reinsten Antriebe gab. Tempel und Götterbilder waren fast die einzigen Gegenstände, denen sie alle ihre Kraft zuwandte, und wer nur einen Hauch von dem Geist verspürt hat, den die Werke des größten unter den Meistern des Zeitalters ausströmen, wird überzeugt sein, daß Phidias' Kunst fast mehr noch Gottes- als Menschendienst war. Der selige Frieden, den der schimmernd-leuchtende Glanz seiner Köpfe so beredt auszusprechen vermag, ist als ästhetische Mitgift seiner Gestalten betrachtet sicherlich ein Werk bildenden Könnens, aber wenn nur ein großer Meister die technischen Mittel für einen so hohen Zweck zu finden vermochte, so konnte die Idee dieses Zieles selbst nur einem ganz frommen Herzen entsteigen. Und war die Kunst der Aegineten naiver und einfältiger, die der Nachfolger des Phidias differenzierter, so mag Beider Sinn von dem des Meisters an Grad und Wärme, aber nicht in der Richtung abgewichen sein. Immer geht neben den göttlichen Stoffen eine Fülle rein menschlicher Beobachtung her, und von dem Dornauszieher bis auf den Doryphoros des Polyklet[1]) sind stets auch rein menschliche Gegenstände behandelt worden; mehr noch, die Weise, in der das Göttliche selbst dargestellt ist, ist oft eine ganz irdische. Aber das hätte nur einem weltabgewandten, nicht einem so diesseitsfrohen Glauben gegenüber wie dem griechischen, eine Entfernung und Ent-

1) Marmorkopie, Neapel.

fremdung bedeutet. Nur dies wird man sagen dürfen, daß die düstereren, melancholischeren Glaubensmeinungen, wie sie der orphische Kult schon zu Ausgang des Mittelalters hatte aufkommen lassen, in der bildenden Kunst wenig Nachhall gefunden haben. Denn selbst ein so trübgestimmtes Werk wie das vom Abschied der Eurydike ist nicht nothwendig an die Jenseitsanschauung der Mystiker geknüpft, es athmet die Schwermuth jedes Erdenabschieds aus und legt deshalb eigentlich mehr von Diesseitsgesinnungen als vom Gegentheil Zeugniß ab.

Wesentlich anders aber ist die Stellung der Plastik zur Religion im vierten Jahrhundert: die beiden repräsentativen Meister seiner ersten und seiner zweiten Hälfte, Praxiteles und Lysippos, haben sich jeder auf seine Weise unzweifelhaft von dem alten Glauben der Väter entfernt. Beide haben noch genug Göttergestalten geformt, aber Praxiteles' absichtliche Zierlichkeit weiß so wenig mehr von der alten Inbrunst, seine kokette und nicht ganz posenfreie Anmuth ist psychologisch so wenig mehr mit naiver Frömmigkeit verwandt zu denken, daß man den Wandel deutlich empfindet. Der Realist Lysippos vollends, sicherlich ernster und wuchtiger als Praxiteles, hat, das ist charakteristisch, seine Götterbilder fast fabrikmäßig angefertigt. Schon seinen frühesten Beurtheilern ist aufgefallen, daß er nicht nach alter Art eine Vorliebe für die eine oder andere Gottheit bezeigte, sondern daß er von ihnen allen Statuen bildete, je nach Auftrag. Und seiner kühl beobachtenden, mit Absicht unpathetischen Wirklichkeitskunst ist die religiöse Wärme und Begeisterung des voraufgehenden Jahrhunderts vollends fremd. Nach seinen Werken zu urtheilen, möchte man an seinen Glauben nicht mehr glauben.

Die plastische Kunst ist stumm: was sie meint und fühlt, offenbart sie nur im Bilde; deutlicher spricht die Dichtung. Und doch ist hier ein im letzten Ergebniß sehr ähnlicher Gang der Entwicklung zu erkennen. Nur daß, eben da der Glauben

in den Werken der Poeten zu klarer verstandesmäßiger Erörterung kommt, eine viel differenziertere Stellungnahme nachzuweisen ist.

An der Schwelle der Neuzeit steht Pindar, der Anhänger alter Ueberlieferung und so auch des alten Glaubens; mehr als das, er hat mit der Kraft eines von der Gottheit begeisterten Propheten ihren Ruhm gesungen. Daß Aeschylus nicht so ganz ungetheilten Herzens der Religion der Väter anhing, daß sein tiefer Ernst sich von der Leichtfertigkeit der homerischen Vorstellungen abwandte und daß er ähnlich wie der alte Mythus abstrakte Kräfte und lebendige Gestalten wunderbar in eins verschmolz, davon ist schon die Rede gewesen.[1] Doch wenn in seinem Gemüthe sich Zweifel geregt haben und wenn er als Künstler die Fähigkeit besaß, diesen Zwiespalt geläutert und verklärt aus sich herauszustellen, er hat ihn sicherlich überwunden, so wie seine große Göttertragödie Prometheus ihn überwand. Und eben weil sein Glauben starke Anfechtungen besiegt haben mochte, macht er den Eindruck größerer Kraft; den späteren Generationen galt er als der repräsentative Vorfechter der altüberlieferten religiösen und sittlichen Vorstellungen. Sophokles' heiterere und viel weniger tief gegründete Natur tritt auch in diesem Stück deutlich hervor: er erscheint als ein Gläubiger von noch sichererem Vertrauen zur Gottheit, voll von einer viel froheren, wenn auch nicht eben gedankenreichen Frömmigkeit.

Die Wendung aber zu einem sehr viel zweifelhafteren Verhalten den göttlichen Dingen gegenüber hat auch hier nicht auf sich warten lassen, ja sie ist noch früher eingetreten, als in der bildenden Kunst: noch in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts. Euripides und Aristophanes sind hier die Zeugen des inneren Abfalles, wenn auch in ganz verschiedenem Sinne. Euripides' bitter-sarkastische, im Grunde verstandesmäßige, wenn auch starker Erregungen fähige An-

1) S. o. S. 165 ff.

lage kann ihn im Mindesten nicht zum Gläubigen prädestiniert haben. Er hat seinen Personen auch über die Götter die spöttischsten Urtheile in den Mund gelegt, so wenn sein Hippolytos in Bezug auf Aphrodite sagt: er sei Gottheiten, die im Dunkeln wirken, nicht ergeben. Und wo er Götter in einen mehr als menschlichen Zwist mit einander gerathen läßt, wie in demselben Stück die Liebesgöttin und Artemis, da hat er selbstverständlich nicht mehr die Naivität homerischer Zeiten, sondern vermuthlich sehr wenig wohlwollende Hintergedanken. Und auch sonst finden sich in seinen Dramen so zahlreiche den Göttern unholde Stellen, daß man ihn als den Vertreter der sophistischen Aufklärung im Drama bezeichnet hat. Doch freilich der Vorfechter einer starken erdenfrohen Gesinnung ist er ebenso wenig geworden, dazu war seine Grundstimmung allzu pessimistisch. Das unglückliche Zwielicht, das seinem Schaffen so viel von dem ihm ursprünglich eigenen Glanz genommen hat, verdüstert auch seine Welt- und Lebensanschauung.

Aristophanes hat sich der Leichtfertigkeit des Euripides gegenüber als der Vertheidiger alter Sitte und Ehrbarkeit aufgespielt. Man weiß, wie blutig er die Sophisten, die er doch unter dem falsch gewählten Namen des Sokrates hat treffen wollen, in seinen Wolken verhöhnt hat; und wenn er den närrischen Helden des Stückes zu den Wolken des Himmels als seinen Göttern beten läßt, so hat er damit seine Ungläubigkeit zuerst lächerlich machen wollen, ja er hat durch den Schluß der Komödie — das Haus des Gottesleugners wird den Flammen überliefert — vielleicht nicht wenig zur Aufregung des athenischen Volkes gegen die neue Aufklärungsphilosophie und ihre Vertreter beigetragen. Und doch ist dem Erzschalk auch in diesem Punkte ganz gewiß nicht zu trauen: wie im Grunde seine Komik der Kunst des Euripides eng verwandt, der des Aeschylus aber weltfern war, so ist es auch mit seiner Religiosität bestellt. Wer wie er die Götter selbst als Possenfiguren auftreten läßt, wer so drastisch,

wie er in den Vögeln, die Abhängigkeit des Olymps von der Verehrung der Menschen und dem Dampf ihrer Opfer zu schildern weiß, der kann nicht als ein Träger der alten Gläubigkeit gelten. Im Grunde ließe sich ja die Fabel der Vögel als eine persiflierende Ausführung des Gedankens, daß die Götter nicht die Herrscher, sondern die Geschöpfe der Menschen sind, auslegen, und wenn Aristophanes auch vielleicht diese bewußte Nebenabsicht nicht gehabt hat, so viel ist doch offenbar, daß die verstandesmäßig zersetzende Wirkung seiner Komik auch die alten Meinungen von der Gottheit nicht unangegriffen gelassen hat. Und auf die Thaten kommt es auch im Geistigen sehr viel mehr als auf gelegentliche Worte an.

Wenn nun also schon die Kunst trotz ihrer näheren Verwandtschaft in ihrer glaubensfreundlichen Richtung nicht ausharrte, so ist von der Wissenschaft an sich ein noch früherer Gesinnungswandel zu erwarten. Und er ist schnell genug eingetreten: die junge Einzelforschung hat freilich, wie es scheint, in ihren naturwissenschaftlichen Disziplinen, denselben also, die im neunzehnten Jahrhundert in einer Zeit vielfach ähnlichen Meinungszwistes dem Glauben so viel Abbruch gethan haben, eine solche Wirkung nicht ausgeübt. Zu den Kernfragen der Biologie, der Erdgeschichte oder der Astronomie, die nicht-theistische Folgerungen zulassen oder herausfordern, war man freilich bei Weitem noch nicht gelangt. Sehr charakteristisch aber ist in der Entwicklung der Geschichtsschreibung, die zu solcher Stellungnahme schon sehr viel mehr Veranlassung hatte, die ganz analoge Veränderung der Weltanschauung. Sie vollzieht sich hier ebenfalls schon in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts und in dem kurzen Zeitabstand zwischen Herodot und Thukydides, der ja allerdings auch seiner wissenschafts- und geistesgeschichtlichen Bedeutung nach sich sehr viel beträchtlicher erweist, als die Zahl der Jahre vermuthen läßt. Herodot will, naiv wie in Allem, im Lauf der Völkerschicksale nicht selten das Eingreifen göttlicher Gewalten nachweisen, ja er liebt es, wunderbare Orakel-

erfüllungen nachzuweisen. Seine Gläubigkeit ist allerdings von einem leisen Hauch unbotmäßiger Auffassung der Gottheit angeweht: der Neid der Götter auf allzu mächtige, allzu glückliche Sterbliche ist dasjenige Motiv, das er ihrem Walten mit Vorliebe unterschiebt. Aber dieser ein wenig äschyleische Zug weicht so gar nicht von den allgemeinen Grundanschauungen der Griechen ab, daß er durchaus nicht als ein Abweichen von der überlieferten Religiosität gedeutet werden darf. Thukydides dagegen hat eine ganz irdische, um die Gottheit wenig sich kümmernde Auffassung des Weltlaufs. Ueber Orakelsprüche äußert er sich mit unverhohlener Geringschätzung, und von Eingriffen der Götter in das Schicksal der Menschen und Völker ist bei ihm nicht mehr die Rede. So mag man seine Stellungnahme zu den letzten Fragen ganz richtig präzisiert haben, wenn man sie als die vorsichtige Zurückhaltung des Empirikers, dem weder eine religiöse noch eine philosophische Metaphysik willkommen ist, aufgefaßt hat.[1]

Von Anfang an aber mußte die Philosophie selbst für das Verhältniß der griechischen Bildung zum Glauben am schwersten ins Gewicht fallen. Und da ist denn schon auf den ersten Blick festzustellen, daß gerade hier am frühesten und öftesten gegen die altüberlieferten Meinungen der Kampf geführt worden ist. Wenn schon die Weltanschauung des ausgehenden Mittelalters der Griechen gegen die Formen und Gestalten des herrschenden Glaubens Einwände gemacht hatte, wie vor Allen Heraklit, so ist es zu Beginn der neuen Zeit bald zu noch entschiedenerer Abweichung gekommen. Zwar Empedokles scheint den Göttern in seinem großartig phantastischen Natursystem noch einen Platz gegönnt zu haben, wenn auch nicht recht abzusehen ist, wie sie ihn logischer Weise behaupten konnten. Demokrit dagegen ist schon sehr entschieden gegen die Gewißheit des Götterglaubens aufgetreten und hat sogar

---

1) Wachsmuth (über Herodot) S. 516, Gomperz (über Thukydides) I S. 405 ff.

seine Entstehung schon kritisch-religionsphilosophisch beleuchtet, indem er für sie eine merkwürdig rationalistisch-spiritistische Hypothese aufstellte. Er meint nämlich, daß die Luft von unsichtbaren Dämonen bevölkert sei, die den Menschen Gutes und Schlimmes brächten; die Bilder, die sie den Sterblichen im Traum oder Wachen schicken, hätten den Anlaß zum Götterglauben gegeben. Anaxagoras endlich scheint als ein vorsichtiger Zweifler es vermieden zu haben, zu den religiösen Fragen Stellung zu nehmen.

Alle diese Forscher aber hatten ihr Werk in der Stille getrieben; brennend wurde die Frage erst, als in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts die Philosophie von den Sophisten zum Gegenstand öffentlicher Lehre und Verbreitung gemacht wurde. Und nach allen Antezedentien, nach der Strömung der Zeit und schließlich nicht zuletzt nach ihrer eigenen so ganz von dem Herrscherwillen der Persönlichkeit durchdrungenen Lebensanschauung mußten sie, wie nicht Wunder nehmen kann, zu einer religiösen Skepsis gelangen, die nicht radikaler war als die ihrer Vorgänger, die sie aber muthiger auszusprechen wagten. Protagoras stellte jenes berühmte non liquet auf, zu dem alle rein rational verfahrende Wissenschaft in diesem Punkte immer gelangen wird, bei dem sie aber auch immer wird Halt machen müssen. Prodikos und Kritias haben die sehr einsichtigen und scharfsinnigen, wenn auch einseitigen Vermuthungen über die Entstehung des Götterglaubens aufgestellt, die sich wie ein erster Anfang aller Religionsgeschichte ausnehmen und von denen schon die Rede war.[1])

Sokrates' Lehre bedeutet dann der sophistischen gegenüber auch in diesem Punkte eine Reaktion, insofern sie die Existenz der Götter nicht in Frage gestellt, sondern vielmehr ihre Verehrung empfohlen hat. Dennoch ist auch sie so voll von anderen zwar noch theologischen, doch keineswegs aus dem

1) S. o. S. 209.

überlieferten Glauben stammenden Elementen, daß sie sich mit diesem durchaus nicht identifizieren läßt. Denn wenn sie die Menge des olympischen Götterkreises zuweilen zu einem Gottheitsbegriff verschmilzt, wenn sie diesen Weltbildner und Weltleiter pantheistisch als den der Natur innewohnenden Geist auffaßt, so haben diese Anschauungen nicht mehr allzu viel mit dem herrschenden Polytheismus gemein.

Ganz anders ist die Stellungnahme Platons. Die kühne Metaphysik seiner Ideenlehre hätte logischer Weise am ehesten in einer ähnlich phantastischen, aber auch ähnlich unabhängigen Theologie ein Seitenstück finden können. Daran aber verhinderten ihn seine romantisch-pädagogischen Nebenabsichten, die ihn hier vielmehr zu ähnlich reaktionären Lehren führten, wie in den Forderungen seiner Staatskunst. Nicht als ob er nicht auch, ähnlich wie Sokrates, eine oberste Gottheit postuliert hätte; ja er verlieh auch seinen ewigen Ideen wie den Gestirnen den Rang von Göttern. Aber die Religion seines Volkes will er, hierin der Erste unter allen griechischen Denkern, ausdrücklich beibehalten und befestigt wissen. In seinem Zukunftsstaat soll auf ihre Beibehaltung mit der größten Strenge gehalten werden, nur die leichtfertigen Bestandtheile des Mythus sollen ausgemerzt werden. So entschieden aber auch diese Meinungen vertreten sind, so kann doch nicht bezweifelt werden, daß an ihnen derselbe Wurm nagt, wie an Platons Staatslehre. Sie sind das Ergebniß einer religionspolitischen, nicht aber religiösen Erwägung, ganz wie die platonische Politik weit mehr ein Produkt politischer Ethik, als praktischer Staatskunst ist. Wer heute den allmächtigen Gott der Christenheit zwar als Phantasiegeschöpf ansehen, dann aber für ihn allgemeine Verehrung fordern wollte, würde niemals als Gläubiger angesehen werden, und nicht anders verfährt Platon der Religion seines Volkes gegenüber. Es war ein Versuch künstlich konservativen Eingreifens in die natürliche Entwicklung, der es noch nicht einmal der Mühe werth fand, seine eigenen inneren Zweifel zu verbergen.

Wohin die religiöse Tendenz der Philosophie auch dieses, des vierten Jahrhunderts wies, hat dann Aristoteles mit kühler Klarheit und monumentaler Unumwundenheit zum Ausdruck gebracht. Er erklärt kurzab, daß in dem Glauben seines Volkes nur der eine Gedanke der Gottheit überhaupt einen berechtigten Kern darstelle, alle übrigen Vorstellungen seien mythische Zuthaten.[1] Und die Entstehung dieser Fabeln wird, ungefähr entsprechend den Behauptungen der sophistischen Religionsphilosophie, auf den Drang nach Personifizierung der Naturkräfte und auf politische Motive zurückgeführt. Seine eigene Vorstellung aber von der — natürlich einzigen — Gottheit ist dermaßen deistisch, daß sie keinerlei Eingriffe dieser höchsten Weltgewalt in das natürliche Geschehen zuläßt und im Grunde auch keine Vorsehung anerkennt.

Die Entwicklung des Verhältnisses von Philosophie und Glauben, die sich dergestalt ergiebt, zeigt, daß in beiden Jahrhunderten dieses Zeitalters verneinende oder doch wenigstens zweifelnde und heterodoxe Ueberzeugungen unter den Forschern die Oberhand gehabt haben. Mit der einzigen Ausnahme Platons stehen sie der Religion des Volkes zum Mindesten gleichgültig gegenüber. Von der Mitte des fünften Jahrhunderts geht diese Gleichgültigkeit zum Angriff über; Sokrates und Platon lenken zwar ein, aber sie werden doch auch nicht eigentlich gläubig, und der große Mann, in dem alle griechische Wissenschaft gipfelt, erklärt die überlieferte Götterverehrung vollends für nichtig. Im Grunde wirkt seine objektive ruhige Abweisung noch viel radikaler als der heftige atheistische Eifer der Sophisten. Erinnert man sich nun, daß stufenweise nach einander auch Geschichtsschreibung, Poesie und bildende Kunst in der zweiten Hälfte des fünften und im Laufe des vierten Jahrhunderts von ihrer anfänglichen religiösen Begeisterung sich abwenden und zu einer im besten

1) S. oben S. 228.

Falle gleichgültigen, oft auch sehr skeptischen Meinung übergehen, so ist offenbar, daß die geistig Schaffenden in Griechenland sich in steigendem Maße, die Denker voran, nach ihnen aber auch die Dichter und Bildner, von der alten Gläubigkeit abwandten.

Doch ist damit für die allgemeine Stimmung des Volkes und selbst der im Staate Einflußreichen und Führenden noch wenig gesagt. Zunächst kommt in Betracht, daß der glaubensfeindlichste von allen Faktoren der geistigen Kultur, die Wissenschaft, noch nicht allzu viel Mittel besaß, um eine etwas größere, wenn auch nur die obere Schicht des Volkes für sich zu gewinnen. Wohl hatten sich die Anfänge eines primitiven Unterrichtswesens gebildet, es gab private Schulen und Lehrer, aber sie überlieferten nur die ersten Elemente des Wissens: Lesen, Schreiben und Memorieren. Die körperliche und musikalische Erziehung überwogen, der Staat übte weder auf Form noch Ausdehnung jenes Primärunterrichts irgend welchen Einfluß aus. Im vierten Jahrhundert hat sich der Umfang des Lehrstoffes ein wenig erweitert, Rechnen, Geometrie, Zeichnen traten hinzu[1], aber er blieb, wie man sieht, auf die ersten Anfänge wissenschaftlicher Bildung beschränkt, einen Weg zur Vermittlung von Forschungsergebnissen stellte er jedenfalls nicht dar. Indem die Sophisten an die Oeffentlichkeit traten, haben sie hierin einigen Wandel geschaffen, und ihre Einwirkung auf die Meinung der geistig Regsamen ist sicher auch nicht unbeträchtlich gewesen. Dennoch mußten gerade sie sehr deutlich empfinden, wie fest Volk und Staat noch am Glauben der Väter hingen. Religion und Gemeinwesen waren nach damaliger Anschauung durchaus solidarisch, oder wie Wilamowitz es einmal ausgedrückt hat: die Religion durchdringt zwar Alles, aber es giebt keine Kirche, oder vielmehr sie deckt sich mit dem Staate.[2]

1) Iwan Müller, Privatalterthümer der Griechen (Handb. der klass. Alterthumswiss. IV 1 [1887] S. 451d ff.).

2) Aristoteles und Athen II (1893) S. 107.

So wurde denn ein Abweichen von dem öffentlichen Glauben als Staatsverbrechen angesehen und geahndet, und es war gerade die Demokratie, die sich zum Vertheidiger der Ueberlieferung aufwarf und eine streng konservative Religionspolitik verfolgte. Zuerst hat sich diese Schärfe der Gesetze gegen den vorsichtigen Naturphilosophen Anaxagoras gewandt, der in der Zeit vor Ausbruch des peloponnesischen Krieges wegen Leugnung der Staatsgötter in Anklagezustand versetzt wurde und aus Athen weichen mußte.[1]) Dann ist ihr ein Sophist zum Opfer gefallen: Protagoras wurde wegen seiner Schrift über die Götter der Religionsstörung angeklagt, sein Buch wurde verbrannt, er selbst scheint sich dem weiteren Prozesse durch freiwillige Selbstverbannung entzogen zu haben. Nur einer aber wurde ein wirklicher Märtyrer seiner Philosophie, und zwar der innerlich der Volksreligion am nächsten Stehende, Sokrates. Auch er hätte sich der Strafe leicht entziehen können, aber er hat es vorgezogen, seinen Gerechtigkeitssinn auf die höchste Probe stellen und einen der thörichtsten Justizmorde an sich vollziehen zu lassen. Und es waren Volksrichter, das nach Hunderten zählende Geschworenenkolleg der Heliasten, die das Urtheil aussprachen. Und so ist denn diese Reihe von Ostracismen der gläubigen Masse gegen freie Denker mit einem furchtbaren Racheakt der empörten Demokratie des Geistes an einem ihrer Führer beschlossen worden. Sokrates aber hat durch diesen duldenden Tod der von ihm so heftig befehdeten Demokratie des Staates vielleicht für alle Zeiten größeren moralischen Schaden gethan, als durch alle seine Lehren.

Wenn nicht nur Platon, der den politisch-religiösen Fanatismus der Athener nicht zu fürchten gehabt hätte, scheu vor der Oeffentlichkeit floh, sondern ebenso noch die Zweifler unter den Künstlern sich große Zurückhaltung auferlegten, so ist das vielleicht die Folge dieser Prozesse gewesen. Euripides

1) Zeller [5]I S. 974 f., 1018 f., Gomperz I S. 353.

aber, in dessen Hause einst des Protagoras Schrift von den Göttern vom Autor zuerst vorgetragen worden sein soll, wäre vielleicht sonst drastischer mit seinen sicherlich sehr skeptischen Meinungen hervorgetreten. Zuletzt ist doch auch noch Aristoteles einem solchen gerichtlichen Angriff ausgesetzt gewesen; mag die Anklage gegen ihn auch mehr noch auf politische Umtriebe gegen den mazedonisch Gesinnten zurückzuführen sein, sie wurde doch formell gegen die irreligiösen Lehren des Meisters gerichtet. Sie war sicherlich weit mehr berechtigt, als irgend eine der früheren, denn vom Standpunkt der immer noch herrschenden Religion des Polytheismus, wie freilich von dem jeder positiven Religion aus gesehen, war dieser größte der griechischen Forscher auch sicherlich der „gottloseste".

Wie nun aber der Glauben, der solchergestalt Staat und Volk nach wie vor an sich fesselte, eigentlich beschaffen war, das zu sagen, wird — das drängt sich doch auch dem Fernerstehenden auf — immer eine der schwierigsten Aufgaben kulturhistorischer Wissenschaft bleiben. Wir, denen das Christenthum als fast identisch mit Religion überhaupt erscheint, haben sicherlich am meisten nöthig, uns den sehr viel weniger metaphysischen Charakter dieses Glaubens zu vergegenwärtigen. Er hatte unzweifelhaft auch in diesen Zeiten fortgeschrittener Kultur noch viel mehr sinnfällige Greifbarkeit, als wir irgend geneigt sind uns vorzustellen. In alten Zeiten mochten sich die Griechen die Götter vorgestellt haben wie ein übermächtiges Nachbarvolk, das hoch auf den Bergen unerreichbar thronte und dem man sich unterwerfen müsse. Den Willen dieser Götter deutete man sich als auf Recht und Sitte gerichtet aus, aber die Vorstellung zwar übermenschlicher Kräfte, doch menschlicher Eigenschaften ist damit aufs Engste verbunden und weicht auch später nicht. Die homerischen Gedichte sprechen von ihren galanten Abenteuern und ihrer durchaus nicht sittlich geläuterten Parteilichkeit den menschlichen Händeln gegenüber: Aeschylus verläßt diese allzu leichtfertige Auffassung, aber er stellt sich die ernsteren

Pläne und Beschlüsse der Götter, die er in seine Dramen verwebt, ebenso menschenähnlich vor, wenn auch vielleicht mit einer beklommenen Empfindung davon, und der fromme Herodot redet von nichts öfter als vom Neid der Götter.

Die Ideen über den Wohnsitz der Götter haben sich sicherlich später sublimiert, aber ein Geschlecht übermächtiger Dämonen bleiben sie immerdar. Zwei Stadien der inneren Entwicklung, die dem Christenthum die altjüdische Religion schon lange vor seinem Entstehen als ein zukünftiges Erbe vorbereitet hat, hat die griechische Religion nie durchmessen: die Durchdringung mit philosophischem Nachdenken, d. h. die Verfeinerung der religiösen Vorstellungen auf logischem Wege und die Formulierung eines ethisch zugespitzten Dogmas. Wie viel auch etwa Sophokles von dem Schutz spricht, den die Götter dem Recht, und von der Verfolgung, die sie dem Unrecht angedeihen lassen, immer schleichen sich Zwischengedanken eines weit weniger objektiven, launisch-parteiischen Verhaltens der Götter ein. Und Aeschylus' Prometheus mag vor Allem aus der instinktiven, dunklen Sehnsucht nach solcher sittlichen Läuterung der Gottheitsvorstellungen heraus geschaffen sein. Die mangelnde geistige Aufhöhung aber wird man sicherlich mit Recht mit dem Aufblühen der profanen Lebens- und Weltweisheit in ursächlichen Zusammenhang setzen müssen. Zwei geistige Kräfte, die in einem so priesterlichen Volke wie dem alten Israel ungetrennt und eines blieben, haben sich hier frühzeitig differenziert. Und es leuchtet ein, daß das Gedeihen der einen der andern Säfte und Nahrung entzogen hat. Kein Zweifel, ohne die Ausbildung der griechischen Philosophie wäre die Entwicklung der griechischen Religion eine viel reichere geworden. Und wer die geistige Zurückgebliebenheit ihrer Vorstellungen oder so radikale Ausbrüche fanatisch-enger Rechtgläubigkeit, wie die Philosophenprozesse und die Justifizierung des Sokrates beklagt, mag diese innerste Ursachenverkettung vor Allem im Auge behalten.

Aber wer dürfte verkennen, daß gerade diese Gabelung der übersinnlichen Ideen in einen transscendent-philosophischen und einen religiösen Zweig der griechischen Kultur die höchsten Vortheile gebracht hat. So ungestört und unverkümmert, wie dadurch ermöglicht wurde, hätte sich das höchste Produkt griechischen Denkens, seine Philosophie, nie auswachsen können, wenn es an eine Religion gekettet geblieben wäre. Aus einer Allianz von Wissenschaft und Glauben werden beide Theile niemals ungeschädigt hervorgehen, weil ihre Interessen unvereinbar sind. An Versuchen, der griechischen Religion die geistigen und ethischen Eigenschaften der griechischen Philosophie zuzuführen, hat es von den Zeiten der Pythagoräer bis auf Sokrates nicht gefehlt und auf Seiten der Religion bedeutet der Mysticismus der orphischen Lehre, der schon zu Ausgang des späten Mittelalters aufgekommen war, im Grunde nichts Anderes, als die Neigung, die Religion selbst logisch-phantastisch, d. h. metaphysisch, aufzuhöhen. Aber beide Bewegungen sind erfolglos geblieben.

Und schließlich ist nicht zu leugnen, daß der griechische Glauben eben aus seiner Primitivheit den mannigfachsten Nutzen zog. Daß der Mysteriendienst und die orphischen Dogmen nicht die Uebermacht gewannen, hat ihm vor Allem seine helle, lichte Erdfreudigkeit bewahrt. Die trüben Vorstellungen über ein Jenseits voll Strafe und Pein haben so keinen Boden gewonnen; die alte Idee von einer ganz schattenhaften, neutralen Fortexistenz der Seele nach dem Tode, die schon im Mittelalter entstanden war, ist auch jetzt im Wesentlichen die herrschende geblieben. Niemand, der in feierlicher Rede etwa an einem Grabe Todter gedachte — man hat an die perikleische Leichenrede bei Thukydides erinnert — ist damals auf die Idee gekommen, die Verstorbenen als Fortlebende oder gar als Selige vorzustellen. Man ließ selbst im Dunkeln, ob die Schatten im Unterreich noch die Erinnerung an ihr irdisches Leben behielten. Nur im Nachruhm giebt es für dieses erdenfrohe Geschlecht eine Fort-

existenz nach dem Tode.[1]) Außerdem aber hat die geistige Begrenztheit ihres Glaubens den Griechen alle die halb religiösen, halb staatlichen Erschütterungen, die Sektenbildungen und Religionszwistigkeiten erspart, die andere, spätere Völker heimgesucht haben. Und wenn ihr religiöses Denken eng blieb, wenn weder ihre Göttergestalten sich zu unendlicher Machtfülle steigerten, noch ihr religiöser Sittenkodex scharf ausgeprägt wurde, so hat die sinnliche Greifbarkeit ihrer Glaubensvorstellungen ihrer bildenden, wie ihrer redenden Kunst einen Strom befruchtender Ideen zugeführt, und ihre Moral ist vor mancher melancholischen Verkümmerung, wie etwa der durch den christlichen Sündenbegriff, bewahrt geblieben, während sie auch bei größerer Verschärfung den späteren Kräfteverfall des Volkes nicht würde haben aufhalten können.

Und letztlich wird man nicht leugnen dürfen, daß auch die retardierenden, reaktionären Elemente dieser in den Kinderschuhen stecken gebliebenen Religion noch Segen gestiftet haben. Von dem unnützen Opfer des Sokrates abgesehen, hat ihr Fanatismus dem freien Denken keinen wesentlichen Schaden gebracht; der sittliche und schließlich auch soziale und politische Zusammenschluß aber, den er der fortschreitenden individualistischen Zersetzung entgegenstellte, kann nur nützlich gewirkt haben.

---

1) Rohde, Psyche: Seelenkult und Unsterblichkeitsglauben der Griechen II (²1898) S. 202.

Siebenter Abschnitt.

Der Geist der griechischen Neuzeit.

Sucht man zu einem Gesammtbilde der griechischen Kultur dieses Zeitalters zu gelangen, so ist man zunächst genöthigt, die einzelnen Reihen seiner geistigen Entwicklung in ihrer Verflechtung und Einheit zu begreifen. Denn es kann keinem Zweifel unterliegen, daß alle die einzelnen Formen ideellen Schaffens, die sich frei neben- und nacheinander ausgewirkt haben, und die doch allesammt nur Emanationen, nur Bezeugungen des einen untheilbaren Geistes der Nation und des Zeitalters waren, auch viele und wichtige Gemeinsamkeiten aufweisen müssen.

Wer solche Analogieen und Parallelen aufdecken will, wird freilich von vornherein nur die Grundzüge der Entwicklung ins Auge fassen dürfen: insbesondere das eine, urelementare Verhältniß von Schauen und Wirklichkeit, das aller Kunst, aller Forschung und zuletzt auch aller Religion sein Gepräge aufdrückt. Alle ahnenden, frei bildenden, phantasiebeschwingten Richtungen auf der einen, alle der Realität zugewandten, treu nachahmenden, scharf beobachtenden Tendenzen auf der anderen Seite scheiden sich fast überall deutlich und lassen zusammengestellt und nach Epochen geordnet sehr wohl Rückschlüsse auf den Geist des gesammten ideellen Schaffens überhaupt und auf seine Wandlungen zu.

Am leichtesten ist zu ermessen, daß die beiden Künste, denen sich die schaffenskräftigsten Meister zugewandt haben, daß Dichtung und Bildhauerei in vielen Stücken die gleichen oder doch ähnlichen Entwicklungsstadien, wenn auch nicht zur

selben Zeit, durcheilt haben müssen. Am durchsichtigsten ist der Verlauf des ästhetischen Prozesses in der Geschichte der Plastik: daß die großen Werke des fünften Jahrhunderts von den Aegineten ab bis zu den Ausgängen der Phidiasschule beherrscht sind von Formen- und Phantasiekunst, ist offenbar. Gleichviel ob der Drang zu wählen unter den Realitäten noch an archaische Unbeholfenheit gebunden ist wie bei den Aegineten, ob er sich mit dem starken Gefühl gotterfüllter Begeisterung paart wie im Herzen des größten Meisters, ob er das Antlitz edler Menschen- und Göttergestalten formt, wie durch die Hände des Kresilas, oder ob er die herbe Schönheit angespannter Manneskörper schildert, wie Myron und Polyklet gethan haben, immer bleibt er jeder ängstlichen Nachahmung der Wirklichkeit abgewandt und strebt nach hohen Formen und herrisch-wählerischer Wiedergabe nur eines streng begrenzten Kreises von Realitäten. Er will nur von hohen Dingen reden und er giebt sich wenigstens im Ornament auch einer souverän gestaltenden Phantasie hin. Das vierte Jahrhundert, in dessen Anfängen der leidenschaftliche Skopas des Phidias ästhetische Richtung zwar mit seinen reichen Mitteln psychologischer Charakteristik gesteigert, ihre ästhetische Tendenz aber beibehalten zu haben scheint, bringt insofern eine Aenderung, als Praxiteles eine viel raffiniertere und absichtlichere Art idealistischer Kunstübung herbeiführt, aber auch sein Wirken bedeutet noch keine Biegung der Entwicklungslinie. Sie tritt erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts mit dem Eingreifen Lysipps ein. Mit ihm wird das Studium der Wirklichkeit, das die voraufgehenden Generationen durchaus nicht vernachlässigt hatten, das ihnen aber als Mittel zum Zweck galt, zum Selbstzweck erhoben.

In vielen Punkten analog, nur sehr viel schneller läuft in gewissem Sinne die Entwicklung der Dichtung demselben Ziele zu. Pindar vertritt hier ein archaisches Stadium poetischer Kunst, das freilich der äginetischen Bildhauerei an

technischer Beherrschung der Form schon weit überlegen ist. Aeschylus' Größe, die das Drama als Kunstform schafft und die sich Götter- und Menschenschicksal als dichterischen Stoff unterwirft, die ebenso voll von göttlicher Weihe wie Phidias ist, die aber auch von den Stürmen des religiösen Bewußtseins weiß und deshalb noch Tieferes zu sagen vermag, sie bietet für sich allein ein vollwichtiges Seitenstück zu Allem dar, was die Plastik des fünften und des beginnenden vierten Jahrhunderts hervorgebracht hat. Phidias' hehre Seelenmalerei und Skopas' michelangeleske Leidenschaft scheinen in ihm in Eins verschmolzen. Sophokles' ausgeglichenere und harmonischere, aber auch glattere und oberflächlichere Art steht mitten inne zwischen Phidias und Praxiteles. Denn mit jenem theilt er die Schönheit des Gefühls und der religiösen Erhebung, an diesen aber erinnert zuweilen die Absichtlichkeit seiner Kunstwirkung. Nicht im mindesten zweifelhaft jedoch ist hier, wie in der parallelen Entwicklung der Plastik, daß diese Stadien beherrscht sind von einer Formen- und Phantasiekunst, die nach den beiden ihr eigenthümlichen Richtungen hin die größten Erfolge davongetragen hat. Pindar, der große Motivenbändiger, Aeschylus der Schöpfer, Sophokles der Fortbildner einer neuen Kunstgattung — wann hat die Form in der Poesie stärkere Neuerungen gesehen? Wählende Kunst aber haben alle drei Meister geübt, der letzte der Lyriker, der nur nach Gefallen von Mythos und Geschichte sang, Aeschylus, der nie zu kleinen Dingen, nie zu alltäglichen Schicksalen sich herabließ, und selbst Sophokles noch, der den Stoffbereich der heldischen Tragödie doch nur wenig über das von seinem großen Vorgänger gesetzte Maß ausgedehnt hat. Und auch insofern ist hier der Fortgang der Entwicklung ähnlich verlaufen, als sich die Technik immer weiter steigerte und als man die Wirklichkeit zwar niemals um ihrer selbst willen kopierte, sie aber durchaus nicht unstudiert ließ.

Die Wendung zur Stoffkunst tritt hier fast hundert Jahre früher ein als in der Bildhauerei — warum, ist schon

berührt worden.[1]) Die Erklärung, daß die unvergleichlich viel ältere Tradition, auf die die Poesie zurücksehen konnte, hier ein schnelleres Reifen dieser neuen Wachsthumsperiode herbeigeführt habe, liegt allzu nahe. Euripides vermittelt zunächst erst den Uebergang, aber er giebt sich doch, wie schon seinem scharfsichtigen Kritiker Aristophanes auffiel, dem Realismus entschieden hin; Aristophanes selbst aber ist auch noch insofern Phantasie- und Formkünstler, als ihn seine wahrhaft großartigen Einfälle hoch über das Leben des Alltags zu den großen Fragen der Kunst, des Staates, der Gesellschaft und der Wissenschaft heben, und als auch er noch der eigentliche Begründer einer neuen Kunstform wird. Aber seine Lust an der Beobachtung und jeder, auch der kleinsten Wirklichkeit überwiegt doch und prägt seiner Dichtung die entscheidenden Züge auf. Und merkwürdig, den großen Realisten unter den Plastikern verbindet mit dem Vater der Komödie auch seine Neigung zur Satire und Karrikatur: Lysipps Aesop wenigstens giebt das würdige Seitenstück zu einem aristophanischen Lustspiel ab.

Annäherung an die Realität also ist in beiden Entwicklungsreihen die schließlich ausschlaggebende Parole. Bleibt man sich nun bewußt, wie nahe verwandt begrifflich ordnende, spekulativ bauende Wissenschaft aller Phantasie- und Formenkunst ist — für Form und Begriff haben schon Platon und Aristoteles die gleichen Bezeichnungen angewandt —, und wie analog das Verhältniß der Stoffkunst und das der Erfahrungswissenschaft zur Realität sind, so fällt es nicht schwer, auch die Geschichte der Philosophie und der Einzelwissenschaften mit der der Kunst in Parallele zu setzen. Es leuchtet ein, daß die Naturphilosophen des fünften Jahrhunderts mit ihrer kühnen Welt- und Farbenphantastik ohne Weiteres der idealistisch deduktiven, der begrifflichen Forschungsrichtung zuzurechnen sind. Die praktische Lehrweise der Sophisten

1) S. o. S. 129.

ist von einem Hauch von Empirismus angeweht, wie sie denn auch die ersten Pioniere der Forschung auf dem Gebiete mehr als einer späteren Einzeldisziplin waren. Doch man wird deshalb noch kein Ueberwiegen der erfahrungswissenschaftlichen Strömung annehmen dürfen, dazu war die Sophistik zu sehr zum Gesetze-Geben und Befehle Ertheilen geneigt. Wer so herrisch dem Leben Vorschriften machen will, ist nie seiner innersten Tendenz nach Empiriker. Dieselbe Kombination findet sich bei Sokrates, dem Sophisten des Volkes und der Straße. Auch er verzichtet freilich auf die kühnen Weltbilder der Naturphilosophen, auch er beschränkt sich durchaus auf Sittlichkeits- und Gesellschaftslehre, aber auch er will gebieten, will Bahnen weisen, und wo er als Methodiker die großen Fortschritte des vierten Jahrhunderts vorbereitet, da geschieht es durch begriffliche Ordnung des Denkens, wieder also durch bauendes, durch deduktives Forschen.

In Platon vollends feiert die Abwendung der Wissenschaft von Wirklichkeit und Erfahrung ihren höchsten Triumph. Denn seine Philosophie vereinigt, methodisch wenigstens, in gewissem Sinne die beiden Entwicklungsreihen des fünften Jahrhunderts: seine Metaphysik schlägt zwar nicht die physikalischen Wege der Naturphilosophen ein, aber ihre erkenntnißtheoretische Phantastik ist ebenso kühn wie die astronomisch-chemische Jener, und als Nachfolger der Sophisten und des Sokrates wirft er sich ebenso stolz wie sie zum Lehrer eines Volkes auf, ja er entfernt sich mit seiner Politik noch sehr viel weiter als sie von den Realitäten des gegebenen staatlichen, gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Zustandes. Dem gegenüber kann nicht in Betracht kommen, daß er der erste Philosoph unter den Griechen ist, der eine neue Einzelwissenschaft begründet; überdies ist seiner Staatslehre eben dieser ganz systematische und mehr noch pädagogische Charakter am allerausgesprochensten aufgeprägt. So ergiebt sich dann, daß in dieser Reihe der geistigen Entwicklung die Abwendung von der Wirklichkeit besonders lange vorherrscht.

Dennoch bleibt auch hier die schließliche Umkehr nicht aus; sie tritt ein mit Aristoteles. Denn so stark auch in dieses Allumfassers wissenschaftlicher Persönlichkeit die systematisch-deduktiven Elemente sein mögen, im Zuge der Entwicklungsgeschichte des griechischen Geistes erscheint er doch als der große Vorfechter der Erfahrungswissenschaft. Wohl hat die Denkformenlehre seiner logischen Metaphysik noch einige Verwandtschaft mit Platons Denkbilderlehre, wohl ist insbesondere die systematische, begrifflich ordnende Kraft dieses Kopfes größer, als die irgend eines der früheren Philosophen, und trotzdem sind die für ihn charakteristischsten, die ihm eigenthümlichsten Erfolge, die er davongetragen hat, seine empirischen Errungenschaften. Gewiß, er war nicht im Mindesten ein Mann der beschreibenden oder einer auch nur irgendwie begrenzt induktiven Forschung. Alles, was er im Kreise des Geistes erreicht hat — und welcher Eroberer in diesem Lande hat je mehr gethan? — beruht auf der Verbindung der beiden Methoden. Aber eben weil in aller voraufgehenden Philosophie der Griechen so wenig Erfahrungswissenschaft gewesen war, so ist die Herzuziehung der empirischen Forschungsweise zuletzt doch des Aristoteles größter und eigenster Sieg.

Abweichend stellt sich, das ist keine Frage, die Entwicklung der Geschichtsschreibung und der übrigen Einzelwissenschaften dar. Herodot, Thukydides und in dessen Gefolge Xenophon, also alle drei bedeutenden Vertreter der Historie im fünften und in der ersten Hälfte des vierten Jahrhunderts, verfahren wesentlich beschreibend. Aristoteles aber tritt, sobald er sich der Geschichte bemächtigt und ihre Methode wenigstens gründlich reformiert, gerade als Systematiker auf, so daß denn hier zunächst die sonstige Abfolge des Verhältnisses der Forschung zur Wirklichkeit, zu Erfahrung und bauender Wissenschaft umgekehrt erscheint. In der Naturforschung aber finden sich bei den ältesten Medizinern zwar auch schon Anfänge einer willkürlich phantastischen Deduktion, aber die Beschreibung überwiegt.

Indessen wird man zunächst daran erinnern müssen, daß die Wissenschaftsentwicklung hier nur differenziert zu haben scheint, was in der künstlerischen vereint auftrat. Auch die älteren durchaus vom Stil beherrschten Stadien der Kunstgeschichte haben ein gar nicht geringes Theil von Wirklichkeitsbeobachtung besessen, die Forschungsgeschichte aber hat beide Elemente gespalten und selbständig entwickelt auftreten lassen: die begriffbildende und bauende Tendenz hat sich ganz in der Philosophie ausgelebt, der realistische Empirismus aber in der Geschichtsschreibung.

Noch wichtiger aber ist eine andere Erwägung. Die Historie muß kraft ihres Ursprunges wie ihrer besonderen Natur nicht allein vom wissenschaftstheoretischen, sondern auch von einem ästhetischen Standpunkt aus betrachtet werden, und da ergiebt sich dann doch wieder das alte Bild. Herodot nämlich stilisiert seinen Stoff auf naive Weise — auch er erfindet schon Reden, die er den handelnden Personen in den Mund legt, Thukydides aber thut es in sehr viel bewußterer, sehr viel absichtlicherer Weise, Xenophon endlich sucht ihm nachzueifern, so weit es seine sehr viel schwächere Kraft zuläßt. Ganz im Gegensatz dazu aber verfährt der Historiker Aristoteles vollkommen kunstlos; er denkt nicht daran, den Stoff durch ästhetische Mittel aufzuhöhen. Er malt selbst da noch ganz trocken und pastos, wo Thukydides seine leuchtendsten Lichter aufsetzte. So herrschte denn auch hier wenigstens in der Form zuerst anderthalb Jahrhunderte lang stilistischer Subjektivismus, während zuletzt eine realistische Objektivität an seine Stelle tritt.

Zum Zweiten aber stellt sich auch in den Natur- und in den systematischen Geisteswissenschaften eine der Philosophie annähernd analoge Entwicklung dar. Die ältesten Mediziner des hippokratischen Zeitalters haben zwar sicher mehr beobachtet, als irgend sonst eine Forschergruppe, und sie zählen auch schon entschiedene Empiriker in ihrer Reihe, aber eine willkürlich phantastische Deduktion überwiegt durchaus, und was die

Naturphilosophen an physikalischen Lehren vortrugen, hatte dieselbe Richtung. Die Politik ferner, die Platon begründete, trägt den konstruktiven und pädagogischen Charakter seiner Philosophie. Aristoteles aber betreibt Naturforschung sowohl wie Staatswissenschaft zwar auch ganz und gar systematisch, aber er giebt dem begrifflichen Oberbau zum ersten Mal ein festes empirisches Fundament, ganz ebenso wie er als Begründer der Aesthetik von vornherein auf Beides bedacht gewesen ist.

So schließt sich denn auch die gesammtwissenschaftliche mit der gesammtkünstlerischen Entwicklung zu einem fast ganz harmonischen Bilde zusammen. Freilich liegt der entscheidende Punkt der Umkehr in der Wissenschaft wesentlich später als in der Kunst — in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts, aber man erinnert sich, daß die Plastik ihre Schwenkung auch erst in dieser Zeit vollzog, und wenn Aeschylus und Sophokles entwicklungsgeschichtlich nicht nur in die Reihe ihrer Zeitgenossen Anaxagoras, Empedokles, Demokrit, Protagoras, Prodikus und Sokrates, sondern auch noch Platons gestellt werden muß, so wird Aristoteles zwar von Euripides und Aristophanes durch einen großen Zeitraum getrennt, nicht aber von Lysipp. Das geistige Schaffen der Griechen stellt sich in seiner erkennenden wie in seiner bildenden Form zuerst lange Zeit hoch über die Wirklichkeit und erringt als begrifflich bindende, ordnende, herrschende Wissenschaft dort, als wählende, steigernde Kunst hier ihre reichsten Triumphe; der Begriff dort, die Form hier regiert. Dann aber tritt eine Wendung zur Realität hin ein, die Kunst beginnt genauer zu schildern, die Wissenschaft sorgfältigere Erfahrungen zu sammeln, beide beschreiben mehr.

Von den einzelnen Epochen dieses Zeitalters griechischer Geistesgeschichte bietet zunächst die erste, die Periode der Perserkriege, von 500 bis 450, ein ganz einheitliches Bild dar: archaische Plastik und archaische Poesie stimmen in ihrer Grundrichtung, in ihrem primitiv-stilisierenden Idealismus durchaus zusammen und die in großen, derben Zügen

malende Naturphilosophie schließt sich durchaus gleichartig an. In der zweiten Hälfte des fünften und in der ersten des vierten Jahrhunderts schlägt die Dichtung freilich ein unvergleichlich viel rascheres Tempo ein, als die bildende Kunst: sie wendet sich jetzt der Wirklichkeit in schneller Wendung zu. Wissenschaft und Plastik aber gehen parallel, indem sie dem alten Idealismus, wenn auch mit mannigfachen Modifikationen treu bleiben. In der Zeit seit ungefähr 350 aber stellt sich die alte Einheitlichkeit insofern wieder her, als nun auch Forschung und bildende Kunst vor dem Realismus kapitulieren.

Die Phantasie überwiegt zuerst in beiden Reihen, gleichviel ob sie Dichter und Bildner oder Denker und Forscher mit sich emporreißt zum freien Schalten mit Welt und Wirklichkeit, zu herrischem Ordnen des Kunst- und des Wissenschaftsstoffes. Später aber kommt der sich erinnernde und beobachtende vorsichtigere Verstand mehr zur Geltung und zieht die Blicke wieder zur Erde nieder. Kühne Neuerung, stolze Subjektivität war zuerst, treue Nachahmung, gewissenhafte Objektivität später die Norm. Ueberall vermittelt auch eine Skala feiner und psychologisch unendlich komplizierter Mischungen den Uebergang von einem zum andern Prinzip, und schließlich ist charakteristisch, daß nirgends eigentlich der Gegenpol aller idealistischen Kunst und Wissenschaft, aller Formenkunst und aller Begriffswissenschaft erreicht wird: die Plastik und auch noch die Dramatik ist bis zuletzt noch von stilistischen, die Philosophie und selbst die Methode der Einzelwissenschaften von systematischen, bauenden und ableitenden Tendenzen bestimmt. Ein Naturalismus wie der der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ist damals nicht aufgetaucht, und ebensowenig ist es zu einem exakten Empirismus gekommen, der sich an Verfeinerung der Beschreibung und Induktion mit dem der letzten Jahrzehnte unseres Zeitalters vergleichen könnte. Wie charakteristisch ist, daß es zu einer eigentlichen Rechtswissenschaft, zu einer

Nationalökonomie, zu einer Kulturgeschichte des sozialen, wirthschaftlichen und des geistigen Lebens gar nicht gekommen ist, daß die Naturforschung vollends noch viel weiter zurückblieb. Zöge man die hellenistische Periode mit hinein in diese Betrachtung, so würde sie sich ein wenig, aber nicht ganz verschieben; es scheint ein Zug der nationalen Eigenthümlichkeit dieses Volkes gewesen zu sein, daß es sich nie ganz zu den untersten Tiefen der Wirklichkeitsbeobachtung herabzulassen vermochte.

Aber schon indem man inne wird, wie wesentlich der Wandel, der sich in der Entwicklungsgeschichte beider Formen des geistigen Schaffens im Laufe dieses Zeitalters vollzogen hat, von dem Herrschen oder Zurückweichen der fessellosesten, der souveränsten Geisteskraft abhängig war, drängt sich unwillkürlich der persönlichkeits- und also, wenn man will, auch gesellschaftsgeschichtliche Charakter dieses weit ausgedehnten und den Geist der Epoche beherrschenden Vorgangs auf. Es ist doch nicht nur ein Auf und Nieder von Begriffs- und Erfahrungswissenschaft, von Formen- und Stoffkunst, sondern auch von Subjektivität und Objektivität, d. h. von Herrschen- oder Dienenwollen, um das es sich hier handelt. Ob die Persönlichkeit sich der Umwelt hingiebt, oder ob sie sich herrisch über sie stellen, sie mit kühnen, phantastischen Klammern des Geistes, sei es mit Formen, sei es mit Begriffen umspannen will, ob sie sie beschreiben oder sie nach Willkür ordnen und aus ihr wählen will, das war auch hier die Frage.

Und man sieht sogleich, wie sie vom wirklichen Verlaufe beantwortet worden ist. Im Anfang überwiegt die herrische Neigung, die Wirklichkeit, sei es künstlerisch, sei es wissenschaftlich mit einiger Willkür zu meistern. In der Poesie aber und in der Philologie macht sich schon gegen Ende des fünften, in der bildenden Kunst, in der Philosophie erst in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts auch in diesem Sinne eine Reaktion geltend: man steigt hernieder von dem Thron, zu dem die freie, Formen und Begriffe bildende

Phantasie Kunst und Wissenschaft emporgeführt hatte, man unterwirft sich der Wirklichkeit viel demüthiger als je zuvor. Kein Zweifel, in jenen ersten Stadien hatte die Persönlichkeit im Reiche des Geistes hohe Triumphe gefeiert, nun aber läßt sie ab von ihrem alten Stolze und beginnt zu dienen — der Realität sich anzupassen. Die mannigfachen Mischungs- und Uebergangsformen, in denen sich der geistige Prozeß vollzogen hat, weist selbstverständlich auch sein persönlichkeitsgeschichtliches Spiegelbild auf, und auch die allgemeine Klausel wiederholt sich hier: die völlige Selbstdemüthigung des geistig schaffenden Ichs, die rückhaltlose Hingabe an den Stoff, wie sie in unseren Zeiten der Naturalismus in der Kunst, der radikale Empirismus in der Wissenschaft herbeigeführt haben, sie fehlt hier mit allen Nachtheilen, aber auch mit allen den Gewinnsten, durch die die Wirklichkeit eine solche ergebene Vertraulichkeit zu belohnen pflegt.

Ein Einwand gegen eine derartige gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtliche Deutung liegt nahe. Man könnte sagen: aber die Träger der neuen, der objektiven Aera waren ja auch große Menschen: Lysipp, Euripides, Aristophanes, oder gar Aristoteles stehen an Wuchs und Größe ihres Ingeniums den repräsentativen Männern der alten Zeit nicht nach, wie dürfen sie also als die Urheber einer Herabdrückung der Persönlichkeit angesehen werden? Indessen ist dies Bedenken leicht genug zu widerlegen: die Träger der geistigen Bewegungen sind in jedem Falle große Menschen: die Geschichte bedient sich für ihre stärksten Absichten nicht kleiner Werkzeuge. Also kann es immer nur darauf ankommen, wohin die Richtung geht, und so können und müssen gewaltige Persönlichkeiten auch die Heraufführer der Zeiten sein, in denen der Einzelne — sei er Künstler oder Forscher — mit geringerer Kühnheit und mit größerer Hingabe der Wirklichkeit entgegentritt; an dem persönlichkeitsgeschichtlichen Charakter der von ihnen inaugurierten neuen Epochen der geistigen Entwicklung wird dadurch nichts geändert. —

Doch eben indem man sich dieses sozialen Kerns des künstlerischen und wissenschaftlichen Schaffens des Zeitalters bewußt wird, erwacht der Wunsch, ihn mit dem Ergebniß der staatlichen, wirthschaftlichen, ständischen Entwicklung und ihren so viel offener zu Tage liegenden gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlichen Resultaten zu vergleichen.

Fragt man nach den Berührungen und Schnittpunkten der beiden Entwicklungsreihen überhaupt, so drängt sich zunächst eine Fülle von Beobachtungen auf, die eine ganz unmittelbare Einwirkung der einen auf die andere nachweisen. Daß das große Gedeihen des Staatswesens der Griechen mindestens eine der Voraussetzungen für die Blüthe ihrer Kultur war, wird man ohne weiteres zugeben müssen. Insbesondere der Glanz der fruchtbarsten Epoche dieses Abschnitts, der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts, ist mit der Erinnerung an die besten Zeiten der athenischen Demokratie unlösbar verknüpft. Die unermeßliche Fülle der Aufträge, die damals der Kunst zu Theil wurde, und noch mehr der im Innersten liberale Sinn, der den Werken der großen Meister erst den rechten Nachhall schuf, sie weisen beide auf diesen Zusammenhang hin. Die Tempel, die gebaut, die Statuen, die errichtet wurden, wurden auf Veranlassung des Staates geschaffen oder sie hätten doch wenigstens nicht ohne seinen Schutz entstehen können. Das Drama war vollends öffentliche Angelegenheit, der Staat vergab den Dichtern die Leitung der Chöre, er veranstaltete die Aufführungen und ertheilte die Preise. Und als Perikles den athenischen Volksstaat leitete, hat er doch nicht nur die Künste gefördert, er hat auch Herodot beschützt, das erste hellenische Geschichtswerk ist unter seiner Aegide in Athen öffentlich vorgetragen.

Im selben Geiste sorgte man doch auch später für die Kultur des Volkes: noch jene Denkschrift über die Finanzen Athens, die zur Zeit der sinkenden Demokratie die damaligen Staatsideale zum Ausdruck brachte, führt aus, daß man des

Friedens bedürfe auch um der Feste und der Heiligthümer willen.

Zum Schlusse der Periode verkehrte sich freilich das glänzende Bild in sein düsteres Gegentheil: der Zusammenbruch der griechischen Unabhängigkeit hat doch auch, das wird man annehmen können, den schließlichen Verfall der Kultur nach sich gezogen. Denn er ist ihr, soweit die große Revolution in Betracht kommt, im eigentlichen Griechenland nicht allzu spät nachgefolgt. Hat auch die geistige Blüthe Athens seine politische noch um einige Jahrzehnte überlebt, die griechische Dichtung ist doch damals gestorben, und Kunst und Philosophie sind zu den ausländischen Sitzen der hellenistischen Kultur gewandert, die wohl noch vom Mutterlande herstammte, aber doch bei Halbbarbaren oder Ungriechen aufgewachsen ist, als ein Propfreis auf fremdem Stamm.

Andererseits fehlt es nicht an zahlreichen Einwirkungen der geistig Schaffenden auf Staat und Volk. Nach Aristophanes' ästhetischem Glaubensbekenntniß, wie er es in den Fröschen entwickelt, ist nur die Kunst im Rechte, die zu großen Thaten entflammt. Und wenn er diese Worte Aeschylus in den Mund legt, so ist damit gewiß kein historischer Irrthum begangen. Freilich zeigt dieses erste Beispiel schon, daß die Einflüsse, die von geistiger Thätigkeit auf das politisch-soziale Leben ausgegangen sind, wesentlich anderer Natur waren, als die in umgekehrter Richtung erfolgten. Der Staat konnte der Kunst und ein wenig auch der Wissenschaft Vorschub leisten, aber er hat doch ihre eigene Thätigkeit nicht mehr als im Allerallgemeinsten beeinflußt, etwa dahin, daß sie auch die starke Staatsgesinnung athmete, von der das politische Leben beseelt war. Derartige ganz generelle Einflüsse sind nun unzweifelhaft auch von dem geistigen Schaffen des Zeitalters ausgegangen: es stärkte sicherlich die moralische Kraft des Staates. Aber es ist doch auch zu Versuchen ganz spezieller Einwirkung auf Staat und Gesellschaft gekommen, zuweilen auflösender, meist aber konservierender Tendenz.

Die Lehren der Sophisten belegen die erste Behauptung, an Zahl und Bedeutung aber überwiegt die zweite Gattung.

Sie ist, wie nicht Wunder nehmen kann, vornehmlich in den Zeiten des beginnenden Sinkens der Staatsmacht eingetreten. Aristophanes hat die Uebelstände der Demokratie durch seine genialen Zerrbilder aufs Schärfste angegriffen, Platon hat den Zersetzungsprozeß, der von ihr ausging, nicht nur erkannt, sondern aufs Härteste getadelt. Sein aristokratisch-kommunistisches Staatsideal ist im Grunde in seinen beiden konstituierenden Faktoren hervorgerufen durch die herrschenden Zustände und gegen die Demokratie wie gegen den Selbständigkeitsdrang des Einzelnen gerichtet, und der so viel weniger pädagogisch gerichtete Aristoteles hat gegen die Uneinigkeit und den Partikularismus seiner Griechen ebenso wie gegen die politischen Wirkungen des wachsenden Individualismus mit den Waffen seiner freilich viel präziseren Darlegungen gefochten.

Eine andere Frage ist, ob diese Einwirkungen ihren Zweck erreicht haben. Es wäre gewiß leichtfertig, sie im Rahmen eines so summarischen Ueberblicks im Einzelnen beantworten zu wollen; vielleicht ist eine solche Feststellung nicht einmal den Kennern dieses Zeitalters möglich. Aber so viel läßt sich doch sagen, verwirklicht ist nichts von allem dem, was diese theoretischen oder künstlerischen Pädagogen das griechische Volk lehren wollten. Weder Platons hochfliegende Utopie ist Wahrheit, weder des Aristoteles viel begrenztere Rathschläge, noch des Schalks Aristophanes ernst gemeinte Lobsprüche auf die gute alte Zeit sind gehört worden. Ob sie nicht hier und da den Verfallprozeß aufgehalten haben, soll hier ganz ununtersucht bleiben. Aber daß sie nicht zum Ziele gelangten, ist schließlich in jedem dieser drei bedeutendsten Fälle — von anderen und geringeren Einwirkungsversuchen ganz zu geschweigen — nicht ganz wunderbar. Aristoteles' Weise war schließlich viel zu wenig praktisch erziehend, als daß sie hätte stärkeren Einfluß ausüben können.

Er erkannte die Schädlichkeit eines allzu hoch gesteigerten Individualismus für jeden Staatsverband[1]), aber er hat doch nicht eigentlich praktische Mittel angegeben, ihn zu überwinden. Es lag viel zu wenig Agitatorisches in seiner geistigen Richtung, als daß er auch nur die ganze Wucht seiner Persönlichkeit für derartig praktisch-pädagogische Zwecke in die Wagschale geworfen hätte. Bezeichnend ist die Stelle seiner Staatslehre[2]), an der er von der Uneinigkeit und politischen Zerspaltenheit redet; dort sieht er also den Schaden der staatlichen Zerrissenheit seines Volkes vollkommen ein, aber überall sonst in seinen Darlegungen kann er — so wenig wie einst Platon — sich nirgends von seinem Ideal des Stadtstaates trennen, der doch die letzte Ursache jener Zerrissenheit war. Freilich stand Aristoteles am Ende dieser Entwicklung und hätte sie vielleicht auch durch die leidenschaftlichsten Einwirkungen nicht mehr aufhalten können. Aber auch Platon, der so sehr viel früher zu Worte kam, hat nicht einmal die theoretisch geeignetsten Mittel ergriffen. Denn seine mittelalterliche Romantik wurde freilich auf das Pathetischste geltend gemacht, aber sie war dem bestehenden Zustande dermaßen entgegengesetzt und knüpfte so wenig an die vorhandenen Reformmöglichkeiten an, daß sie schon deshalb einen Schlag ins Wasser bedeutete. Solcher Radikalismus und solcher Historismus haben noch nie das wirkliche Staatsleben in seinen Grundlagen umwandeln können, selbst wenn sie von Praktikern und nicht von Theoretikern gehandhabt wurden. Und schließlich Aristophanes, gewiß, er hat so heftig gegen die Demokratie und für die einfachen Sitten der Väter geeifert, wie es diesem Philosophen in der Narrenkappe nur möglich war; aber eben das Klingeln dieser Kappe haben doch auch seine lautesten und bestgemeinten Beschwörungen nicht übertäuben können. Wie hätte wohl dieser Schelm, der doch auch wieder das Heiligste selbst, der

1) Buch VIII, Kap. 1.
2) Buch VI, Kap. 7.

die Götter so derb verspottete und der niemals klar erkennen ließ, wo sein Scherz aufhörte — wie hätte er wohl sein Volk auf andere Bahnen lenken sollen!

Weit eher ist anzunehmen, daß die auflockernden und zersetzenden Einwirkungen der geistigen Bewegung Einfluß auf den Staat und die übrigen sozialen Gebilde und ihren Zusammenbruch gehabt haben. So die Lehren der Sophisten, so der Pessimismus des Euripides, so auch des Aristophanes Satire, die sich oft genug auch gegen die bestehenden Institutionen wandte. Ja vielleicht ist zu vermuthen, daß das steigende Wachsthum der geistigen Kultur an sich dazu beigetragen hat, den Staatssinn zu schwächen; die Geschichte auch anderer Kulturvölker weiß davon zu erzählen.

Doch mit der Erinnerung an diese Kreuzungen und Berührungen der beiden Entwicklungsreihen ist überhaupt nur der unbeträchtlichste Theil dessen erledigt, was sich über ihre Gemeinsamkeiten sagen läßt. Unvergleichlich viel wichtiger ist, zu prüfen, ob beide nicht ihrem innersten Wesen nach gewisse Analogieen aufweisen. Und da liegt zunächst auf der Hand, daß der gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtliche Kern der geistigen Bewegung zu Anfang der Epoche viel von dem Geiste athmet, der das politisch-soziale wie das künstlerisch-wissenschaftliche Leben des ausgehenden Mittelalters zum großen Theil beherrscht hatte. Die Tyrannen des sechsten Jahrhunderts, die Denker um Heraklit, die Meister des dorischen Tempels und des ionischen Liedes, sie waren allesammt Menschen großen Maßes und kühnen Wagens gewesen. Und so lange die Kunst noch idealistisch, die Wissenschaft noch konstruktiv gerichtet bleibt, sind sie beide doch auch während der griechischen Neuzeit vom selben starken Persönlichkeitsdrang beseelt geblieben. Das gleiche Streben nach souveräner Erhebung des Ichs hier über die Wirklichkeit, wie dort über die Mitmenschen hat zu ähnlich großen Leistungen geführt. Aeschylus und Phidias, Platon und Thukydides sind noch wie jene Großen des ausgehenden

Mittelalters selbstherrliche Eroberer im Reiche des Geistes, und wenn die Sophisten aus dieser Souveränität ein sozialwissenschaftliches System gemacht haben, so verkündeten sie im Grunde nur in Worten, was die Andern durch ihre Werke bethätigt haben.

Und läßt man nun vergleichend die Blicke über die Geschichte des handelnden Lebens schweifen, so findet sich freilich, daß hier der Drang zur Herrschaft nicht mehr so stark war. Die bedeutendsten Männer der Staatskunst, d. h. der aktivsten Form praktischer Bethätigung, stellen sich in den Dienst der Vielen, ja sie werden, von Kleisthenes bis auf Perikles, Bahnbrecher der Massenherrschaft. Zuweilen tauchen Herrennaturen auf, wie Alkibiades, zuweilen auch empören sich einzelne Große gegen den Zwang, der ihnen auferlegt wird, wie Themistokles oder Pausanias, und gehen an dem Widerspruch zwischen ihrem Wünschen und der Zeit zu Grunde, aber nur an der Peripherie des griechischen Lebens gelingt es zuweilen einem Starken, wie jenem Dionys von Syrakus, sich durchzusetzen. Die Tendenz der sozialen Bewegung ist ohne Zweifel auf die Bändigung starker Souveränitätsgelüste gerichtet.

Im Vergleich zur Geistesgeschichte der Griechen drängt sich also die Beobachtung auf, daß dem großen Einzelnen wohl noch in Kunst und Wissenschaft, nicht aber im Staate mehr ein so fesselloses Wachsthum zu Theil wird, wie in der großen Uebergangszeit zwischen Mittelalter und Neuzeit. Dagegen gelingt es freilich dem Absonderungsdrang der Vielen, jene alte genossenschaftliche Geschlossenheit allmählich zu lockern und zuletzt bis zur Ohnmacht zu schwächen, die auch durch jene Tyrannengestalten des sechsten Jahrhunderts nur hatte geleitet, nicht gesprengt werden können. Die Demokratisierung der Verfassungen, die Steigerung und Individualisierung des Wirthschaftslebens und die Lösung der korporativen Bande des Standes, der Familie und zuletzt auch des Staates sind nur Manifestationen derselben Grund=

strömung, die immer mächtiger anschwillt und schließlich die Fundamente der politischen Unabhängigkeit selbst unterwühlt.

Im geistigen Leben der Epoche wird man zunächst fast gar keine Analogieen zu diesem Vorgang finden. Nur die Entwicklung der religiösen Anschauung erinnert ein wenig daran, insofern auch hier die Bande nicht nur der Ueberlieferung, sondern auch des Zusammenhalts gelockert werden. Im übrigen aber erscheint hier die neue Strömung, die allmählich alle Formen des geistigen Schaffens mit sich fortreißt als eine ganz anders gerichtete. Das souveräne Walten der Phantasie wird in der Dichtung und zuletzt auch in der Philosophie und der bildenden Kunst vielfach ausgeschaltet, und selbst die größten Vertreter dieser neuen Richtung, Euripides, Aristophanes, Lysipp und Aristoteles, stellen sich in den Dienst der Wirklichkeitsbeobachtung und bewahren in der Hauptsache die sich selbst entäußernde, der Willkür entsagende Hingabe an die Realität, die solche Neigung fordert. Und die persönlichkeitsgeschichtliche Bedeutung dieser Wandlung ist um so größer, als es sich hier zum ersten Male nicht um einen primitiven, naiven, sondern einen völlig bewußten Verzicht auf die Souveränität des Ichs gegenüber der Wirklichkeit handelt. Man hat also zuerst den Eindruck als stellte sich hier ein zwar nur partielles, aber überaus bemerkenswerthes Auseinandergehen der beiden Entwicklungsreihen in ihren sozialgeschichtlichen Grundlinien heraus. Der Weg zwar ist noch zum Theil gemeinsam: die Herrenwillkür des Ichs abdiziert auch im geistigen Leben, wie schon so lange vorher im politischen. Das Ziel aber ist in Kunst und Wissenschaft eine Hingabe der Persönlichkeit an die Umwelt, der es zwar im Staat insofern nicht an Seitenstücken fehlt, als eine Anzahl sehr Starker sich ganz ähnlich der politischen Gemeinschaft unterordnet, die aber im übrigen durchaus nicht die Richtschnur für das Verhalten des Einzelnen den sozialen Genossenschaften gegenüber abgiebt. Denn ganz im Gegentheil herrscht ein Drang der Absonderung, der allen Formen der gesell-

schaftlichen Verbindung, am meisten aber dem Staat zum Verderben gereicht.

Nur eine leise Analogie bleibt auch hier noch, die freilich vielleicht fast zu stark betont wird, indem man sie nur nennt, und deren Bedeutung deshalb nicht im mindesten überschätzt werden soll. Aller Massenindividualismus ist bis zu einem gewissen Grade Sozialindividualismus; alle Demokratie hat auch ein starkes genossenschaftliches Element in sich[1]. Den Vielen ist nur dann erlaubt, sich geltend zu machen, wenn sie gegenseitig auf einander Rücksicht nehmen, d. h. wenn sie durch gemeinschaftliche Institutionen einander ein gewisses Maß von Bewegungsfreiheit gewährleisten. Und so ist auch das Ziel der griechischen Demokratie in diesen Jahrhunderten nicht ein wirkliches Sichlosreißen des Einzelnen vom Staat, Stand und Familie, sondern ein Kompromiß, das dem Individuum möglichst viel Rechte und möglichst wenige Pflichten auferlegt, das aber die sozialen Verbände überall da aufrecht erhalten will, wo sie dem Einzelnen von Nöthen oder Nutzen sind.

Indessen gerade dieser genossenschaftliche Faktor ist im griechischen Staatsleben gegen Ende dieses Zeitalters mehr und mehr zurückgedrängt worden, eben sein Hinschwinden war es, das am letzten Ende diesem einst so stolzen Volke seine Unabhängigkeit gekostet hat. Und insofern ist an jener Verschiedenheit des persönlichkeitsgeschichtlichen Kerns der staatlich-sozialen und der geistigen Entwicklung festzuhalten. Die weiteren Stadien der griechischen Geschichte bestätigen die Wichtigkeit dieses Unterschiedes durchaus: denn der Staat der Griechen war und blieb gelähmt, ihr geistiges Schaffen aber hat wenigstens in einzelnen Formen noch fortgelebt und Dinge hervorgebracht, die sich mit den großen Zeiten des ausgehenden Mittelalters und dieser zwei Jahrhunderte an universaler Bedeutung nicht messen können, aber

1) Man vergleiche die allgemeine Ausführung Bd. I S. 108 f.

einen eigenen Werth beanspruchen dürfen. Sie sind hier und da epigonisch abhängig von dem Idealismus der alten Epochen, aber ihre innerste Grundrichtung war namentlich in der Wissenschaft der Wirklichkeit zugewandt. Und man geräth unwillkürlich auf den Gedanken, daß die staatlich-soziale Entwicklung der Griechen dann gesünder geblieben wäre, wenn die Persönlichkeit nicht nur der Starken, sondern auch der Vielen in ihr sich dasselbe Maß von Hingabe an die Gemeinschaft hätte abringen können, das auch die größten Forscher und Künstler des vierten Jahrhunderts der Umwelt zugestanden haben. —

Am letzten Ende ist freilich auch auf der anderen Seite im geistigen Leben eine Kategorie von Erscheinungen nachzuweisen, die doch auch von dort her die Einheitlichkeit der historischen Bewegung stärker hervortreten läßt. Zum wenigsten in der Dichtung, hier und da aber auch in Forschung und bildender Kunst, fehlt es bei aller allgemeinen Hingabe an Stoff und Wirklichkeit nicht an starken Regungen einer fast rücksichtslosen Willkür des schaffenden Ichs, sei es formal, wie in der bizarren Phantastik aristophanischer Lustspiele, sei es sachlich, wie in der Ironie des Euripides, in dem Atheismus des Aristoteles oder in der zuweilen beißenden Komik Lysipps. Man wird zugeben müssen, daß diese Regungen alle mit der Emanzipationslust des Einzelnen im sozialen Leben des Zeitalters viel Wahlverwandtschaft haben. Und so ist denn zuletzt das Resultat, daß der persönlichkeitsgeschichtliche Inhalt beider Entwicklungsreihen, der geistigen wie der sozialen, sehr kompliziert und aus sehr verschiedenen und sich widersprechenden Elementen gebildet ist, in seiner letzten Zusammensetzung doch gewisse Kompositionsähnlichkeiten aufweist. In beiden Fällen macht das Ich starke Zugeständnisse, hier an die Umwelt, dort an die Gemeinschaft; aber nebenher giebt es sich einer souveränen Negation hin, die zuletzt auflösend und verderblich wirkt.

Achter Abschnitt.

Das Ende und die geographische Bedingtheit der hellenischen Geschichte.

Doch auch die vereinfachtsten Analysen des gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlichen Hergangs, der über die Griechen den Verlust der politischen Selbständigkeit und eine gewaltige Verminderung ihrer geistigen Schaffenskraft heraufbeschwor, sind nicht im Stande, die Ursachen dieses ganz abnormen Kräfteverfalls zu erklären. Denn man bedenke nur, er trat ein, nur anderthalb Jahrhunderte, nachdem die Nation den gefährlichsten Kampf und die gewaltigste politische Kraftprobe aufs ruhmreichste bestanden hatte, und zu einer Zeit, in der künstlerische und wissenschaftliche Produktion noch die erstaunlichsten und in der Weltgeschichte — ohne Phrase — einzige Erfolge davontrug. Soll man nun wirklich die individualistische Auflockerung und Zersplitterung der staatlichen Verbände allein für diesen Vorgang verantwortlich machen?

Ich glaube doch nicht. Wer so urtheilt, müßte schließlich folgern, daß aller Individualismus der Vielen, insbesondere alle Demokratie an sich schädlich sei. Er würde dann darlegen, daß die Zersetzung der alten Gesellschaftsverbände, der Geschlechter, des Adels, und zuletzt auch der Bürgerschaft und der Staaten, eben die Ursache sei, die für die politische und schließlich auch die geistige Zerrüttung Griechenlands verantwortlich zu machen sei. Ein Anhänger der konservativen Aufrechterhaltung sozialer und geistiger Tradition würde hinzufügen, daß man im staatlichen wie im religiösen Leben die Ueberlieferung verschmäht und pietätlos im Stiche gelassen habe. Hätte man die Kultur der Väter bewahrt und

ihren mittelalterlich korporativen Zusammenschluß zu politischen und sozialen Verbänden, so wäre dieser Auflösungsprozeß nie eingetreten. Und die Vorfechter des Rechtes der starken und stärksten Persönlichkeit, etwa in Nietzscheschem Sinne, würden, wenn auch aus ganz anderen und zum Theil entgegengesetzten Gründen, die Demokratie schmählen, daß sie die stumpfe Menge auf den Thron erhoben und also die Hohen und Starken im Staat nicht habe aufkommen lassen und damit zuletzt auch den Nährboden für die Großen des geistigen Schaffens verdorben habe. Ein Moralist endlich würde auf den Verderb der Sitten weisen und ihm und der in seinem Gefolge einherschreitenden Körper- und Willensschwäche alle Schuld beimessen.

Prüft man aber diese Argumentationen, so findet sich, daß gegen sie alle vielerlei einzuwenden ist, daß sie alle nicht tief und weit genug führen, aber daß ihnen allen auch ein gewisses Maß von Berechtigung und Schlagkraft nicht abzusprechen ist. Um die ethische Frage zuerst zu erledigen, so darf ein Urtheil über lascive Sitten doch nur mit großer Vorsicht verfahren. Gemeint und mit Fug betont ist dabei vornehmlich die Prolixheit des geschlechtlichen Verkehrs. Nun aber ist gut beglaubigt, daß bei dem sittenreinsten Stamme der Griechen, den Spartanern, gerade in ihren alten, strengsten Zeiten, Knabenliebe Brauch und der Ehebruch nicht einmal verboten gewesen ist. Dennoch wird man mit Recht in dem Ueberhandnehmen fauler Wollust, das z. B. dieselben Spartaner im dritten Jahrhundert geradezu aufgerieben zu haben scheint, ein Symptom starken Verfalls sehen. Starke Völker, wie starke Menschen können der Sinnenlust viel nachgeben, aber sie werden von ihr erstickt, sobald sie nicht mehr die Aeußerung übersprudelnder Lebenslust und Lebenskraft — und zwar eine von vielen — ist, sondern, in grenzenlosem Uebermaß genossen, den jammervoll öden Inhalt des Lebens selbst bedeutet. Doch, wohl gemerkt, solcher Sittenverfall ist ein Symptom des Abnehmens der Volkskraft; er

mag auch noch andere Anzeichen nach sich ziehen oder wenigstens fördern, aber man wird in ihm nicht die Endursache aller andern Erscheinungen sehen dürfen. Man thut gewiß auch nicht Unrecht, wenn man derartige Verfallserscheinungen als Manifestation eines wachsenden Egoismus, des allzu großen Absonderungstriebes Aller oder Vieler, auffaßt. Denn aller Individualismus ist vom ethischen ins soziale Gebiet übertragener Egoismus. Aber es ist verkehrt, den Massenindividualismus als solchen, für derartige Verirrungen verantwortlich zu machen; er kann wohl zu ihnen führen, er ist vielleicht auch mehr als andere soziale Strömungen in Gefahr, zu ihnen hinzuleiten, nimmermehr aber muß er diese Konsequenzen haben.

Ganz denselben Einwand aber könnte man gegen die Auffassung erheben, die den politischen Massenindividualismus, die Demokratie, als solche zur Ursache dieses Verfallprozesses machen wollte. Gewiß, eine Demokratie kann zu den thörichtsten Uebertreibungen und Ausartungen führen, aber sie muß nicht immer zu diesem verderblichen Ausgang treiben. Am wenigsten aber wird man die Auflösung der älteren genossenschaftlichen Verbände, der Stände namentlich, als etwas an sich Schädliches hinstellen dürfen. Allerdings auf höheren Stufen der staatlich-sozialen Entwicklung werden alle mittelalterlich-romantischen, historistisch gefärbten Staatsanschauungen zu einem derartigen Urtheil neigen. Platon, und in unsern Tagen wieder manch' hochkonservativer Theoretiker sind deß Zeugen: aber daß eine solche Folgerung irrthümlich ist, haben doch auch sehr ständisch, sehr überlieferungstreu gesinnte Politiker zuweilen gesehen. Es gereicht Stahls freilich auch sonst sehr großem Scharfsinn zur Ehre, daß er diesen Ursachenzusammenhang für Athen ausdrücklich abgelehnt hat.[1] Ja man wird nicht einmal von der

1) Staatslehre ([3]1856) S. 104 f. Ich zitiere die Stelle, nicht weil sie die obige Darlegung veranlaßt hat, aber weil ich sie nachträglich als willkommene Stütze fand.

Auflösung des Staatsverbandes an sich als von einem absoluten Unheil reden dürfen. Nicht unsere Erfahrung, aber vielleicht die späterer Jahrhunderte wird möglicher Weise ganz Anderes lehren.

Ich meine, eine andere Erklärung liegt viel näher, und sie ist um so wichtiger, als sie zugleich dazu führt, eine Reihe von nationalen Besonderheiten der hellenischen Geschichte kennen zu lernen. Nicht das griechische Volk ist an der Demokratie, am Massenindividualismus gestorben, sondern umgekehrt dieses politische, dieses soziale System hat damals einen so furchtbaren Zusammenbruch erlitten, weil das griechische Volk unheilbar krank war. Für uns Heutige ist diese Frage von denkbar größtem Interesse, denn unsere Neuzeit hat mit der der Griechen zum mindesten in der sozialen, hier und da aber auch in der politischen und wirthschaftlichen Grundrichtung mehr als eine Aehnlichkeit: mit anderen Worten, wir stehen heute auf einer annähernd analogen Entwicklungsstufe. Einige von den düsteren Prophezeiungen, die mancher Prognosensteller unserer Epoche entgegenhält, knüpfen an diesen Parallelismus an. Und doch ist zu bemerken, daß die gleichen Tendenzen in unseren Tagen doch wesentlich andere, reifere und gesundere Ergebnisse gezeitigt haben. Die neue europäische Demokratie hat viel tragfähigere und zweckmäßigere Institutionen geschaffen als die athenische: es ist doch bezeichnend, daß hier der Fortschritt zum repräsentativen Parlamentarismus nicht gemacht worden ist. Man mag wohl einwenden, daß die viel größeren Dimensionen der nordeuropäischen modernen Staaten dazu viel eher führen konnten, als die ganz engen Verhältnisse griechischer Zwergstaaten. Aber auch ganz analoge Gebilde, man denke an die Schweiz, sind doch frühzeitig zu diesem System gelangt. Ueberdies: wie unfruchtbar ist die griechische Demokratie nicht erst des vierten, sondern schon der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts! Die organische Entwicklung der Staatseinrichtungen schreitet rasch vor bis um 450, dann stagniert sie im Grunde. Auch das wäre

nicht auffällig in der Verfassungsgeschichte eines der neueren, der germanisch-romanischen Völker; aber bei ihnen sind die Zeiträume, die die einzelnen Entwicklungsstufen einnehmen, überhaupt von weit längerer Dauer, als bei diesen rapide fortschreitenden Griechen.

Und weiter wie merkwürdig ist doch: die drei Angelegenheiten, die die heutigen Kulturvölker am meisten in Bewegung setzen: die sozialistische, die Frauen- und die Friedensfrage, sie sind allesammt im damaligen Griechenland angerührt und in irgend einer Form zur Diskussion gestellt worden; keine von ihnen aber hat man auch nur ernsthaft erörtert, geschweige denn einer praktischen Lösung entgegenzuführen gesucht.

Für alle diese Erscheinungen aber giebt es keine bessere Erklärung, als daß die Kräfte des griechischen Volkes im Sinken waren, daß es nicht mehr stark genug war, so Großes zu unternehmen. Die Geister, die Willen und sicherlich zuletzt auch die Leiber, die Nerven dieser Generationen müssen so unkräftig geworden sein, daß sie nicht mehr vermochten die angefangenen Entwicklungen fortzubilden oder gar neue zu inaugurieren.

Warum aber mußte dies edle, schöne Volk so jung sterben? Denn an ein Sterben ging es doch damals, als die mazedonischen Heerhaufen über den hellenischen Boden schritten: dem griechischen Staat ist nach einiger Zeit die griechische Wissenschaft und die griechische Kunst ins Grab nachgesunken. Erst zerbröckelte das Postament der Staatskultur, und etwas später stürzte ihm die griechische Bildung nach, die sich wie eine herrliche Statue auf diesem Sockel erhob. Warum hat diese Nation vor mehr als zwei Jahrtausenden den Verfall erlitten, den wir Germanen noch heute für unabsehbare Zeiten nicht befürchten und nicht zu befürchten brauchen?

Ich meine, die letzte Ursache ist, wie für das Sinken der Seelen- und Willensstärke in der Physis, in dem Nachlassen der Leibeskraft, so wieder für diesen Verfall der Körper in einem anderen ganz natürlichen Umstand zu suchen:

in Land und Klima. Nicht an der Demokratie oder der Sittenlosigkeit, nicht an dem Unglauben seiner geistigen Führer oder an dem allzu hoch gespannten Persönlichkeits- und Absonderungstrieb der Massen ist das hellenische Volk zu Grunde gegangen, sondern am Süden. Noch weiß die Weltgeschichte von keiner einzigen Nation, die es in den heißeren Ländern Europas oder Westasiens zu einer dauernden, d. h. über anderthalb Jahrtausende hinweg reichenden Staats- und Kulturblüthe gebracht hätte. Nur Aegypten, das bei weitem langlebigste Kulturland, stellt in dem Völkerkreise des Mittelmeers eine Ausnahme dar — vermuthlich auch aus geographischen, nur anderen, noch stärkeren Gründen. Und man muß doch vermuthen, daß das allzu linde Klima dieser Breiten zwar das Entstehen und Zunehmen einer Kultur aufs höchste fördert, aber auch ihren Niedergang beschleunigt, insofern es nach einer gewissen Folge von Generationen der Nervenkraft verderblich wird.

Ob dieser Ursachenzusammenhang in Wahrheit der entscheidende ist, wird man niemals exakt nachweisen können. Aber nicht nur der rapide Verfall Griechenlands, sondern auch das ebenso rasche Aufblühen seiner Kultur spricht für die Annahme, daß die Treibhaustemperatur dieses Klimas das Wachsthum auch der staatlichen und geistigen Gebilde dieses Landes so rasch hat emporschießen lassen. Denn — um an schon Erörtertes anzuknüpfen[1]) — betrachtet man die griechische und germanisch-romanische Geschichte als parallele Entwicklungsreihen und mißt man die Zeitmengen, die beide für die analogen Entwicklungsabschnitte verbraucht haben, so ergiebt sich, daß zwar das Mittelalter in beiden Fällen annähernd die gleiche Zahl von Jahrhunderten, nämlich fünf, gedauert hat; die nur zwei Jahrhunderte umspannende Neuzeit der griechischen Geschichte aber hat in sozialer und politischer Hinsicht, von geistigem Leben ganz zu geschweigen, zu Er-

1) Vergl. oben S. 28 ff.

scheinungen geführt, die in der entsprechenden Epoche der germanisch-romanischen Entwicklung erst im letzten — im neunzehnten — Jahrhundert einer vierhundert Jahre dauernden Periode eingetreten sind.

Freilich ist dieser Unterschied zwischen einem langsamen, offenbar gesunden und einem schnellen, fieberheißen Tempo sicherlich nicht allein auf das Klima zurückzuführen, denn sonst hätten auch die anderen Länder Südeuropas an ihm Theil nehmen müssen. Aber indem man nach den Ursachen dieser Verschiedenheit forscht, geräth man sogleich auf eine neue geographische Vermuthung. Sollte jemand angesichts einer Erdkarte a priori angeben, an welcher Stelle des Globus sich das lebendigste Treiben entwickeln würde, er müßte auf Europa weisen. Denn dieser Erdtheil, der sich wie eine der Halbinseln Asiens ausnimmt, hat eine unendlich viel gegliedertere Gestalt, insbesondere aber eine unvergleichlich viel mannigfaltigere Küstenbildung, als irgend ein anderes Glied des bewohnten Landes. Wie Europa sich aber geographisch auszeichnet vor allen Kontinenten, so Griechenland vor allen Theilen Europas. Es erscheint durch die Zerfaserung seiner Küste und die denkbar vollkommene Verbindung von Land und Meer als geographisch prädestiniert zu besonderen Geschicken.

Und es ist gar kein Zweifel, daß sehr zahlreiche und sehr bedeutende Momente der griechischen Geschichte auf die Besonderheit des Bodens zurückgehen. Für diesen Zusammenhang sind wenigstens sehr viel handgreiflichere Vermuthungen möglich, als für jenen anderen klimatischen. Der politische Partikularismus ist im griechischen Mittelalter so wenig wie in irgend einem anderen auffällig. Daß er aber auch die Neuzeit hindurch sich erhalten und allen Einigungsbestrebungen erfolgreichen Widerstand geleistet hat, ist eigenthümlich und wird sich ohne Weiteres auf die geographische, durch Berg und Meer gleich sehr herbeigeführte Zerspaltung des Landes zurückführen lassen.

Noch tiefere und allgemeinere Einwirkungen aber sind von dieser territorialen Begrenzung und Enge auf die Richtung und das Tempo der sozialen und staatlichen Entwicklung ausgegangen. Daß in Griechenland im Laufe des Mittelalters Städte entstanden sind, ist nicht merkwürdig; daß sie aber so rasch ein völliges Uebergewicht über das platte Land gewannen, ist nur deshalb möglich gewesen, weil hier alle weiten Flächen fehlten. Und es ist nicht abzusehen, wie stark diese eine Thatsache alle griechische Staats- und Ständegeschichte beeinflußt hat. Darum vor Allem hat der Adel, der in die Städte zog, sich nicht im Mindesten so lange wie in der germanisch-romanischen Periode der europäischen Geschichte als geschlossener und herrschender Stand aufrecht erhalten; darum hat die Demokratie hier so rasch, nach einer kurzen, statt wie in unserem Falle nach einer langen Neuzeit gesiegt; darum hat sich die absolute Monarchie hier nur wenige Jahrzehnte, statt wie in der nordisch-modernen Geschichte viele Jahrhunderte lang halten können. Fand sie doch weder ein anhängliches Bauernvolk, aus dem sie Heere hätte ausheben, noch einen mächtigen Landadel vor, den sie zwar erst hätte unterwerfen müssen, auf den sie sich dann aber hätte stützen können. Weder das aristokratische, noch das monarchisch-absolutistische Lebensalter des griechischen Volkes hat sich recht ausleben können. Es war unendlich wichtig, daß hier keine Flächenstaaten zu Stande kommen konnten; nicht nur die griechische Einheit ist an diesem natürlichen Partikularismus des Landes gescheitert, sondern auch ein Theil der rapiden Schnelligkeit, der Uebereile der griechischen — ach nur allzu städtischen — Entwicklung ist darauf zurückzuführen. Wäre Mazedonien näher gewesen und ganz im Bereiche des eigentlichen Griechenland, so hätte sich beider Geschichte vermuthlich ganz anders gestaltet; solche halbbarbarisch-agrarische Militärmonarchien sind ganz dazu angethan, an Kultur und staatlichem Sondergeist überreichen Völkern zum Schutzpanzer und zugleich zu einem glücklich

retardierenden Schwergewicht zu werden. Preußen und Savoyen bieten dafür den besten Beweis dar. Sparta hätte wohl eigentlich diese Rolle spielen sollen; es war aber zu schwach oder doch zu wenig übermächtig dazu.

Freilich hat andererseits dieser geographisch determinierte Partikularismus nicht wenige Vorzüge der hellenischen Kultur veranlaßt: die Mannigfaltigkeit ihrer Stämme ist in späteren Zeiten schwerlich mehr auf allein ethnische Verhältnisse, auf die Blutverschiedenheit zurückzuführen. Daß ionische, dorische Staatstypen und Kunsttypen sich bilden konnten, ist so geographisch bedingt. Ionische Demokratie hat sich nur unter diesen geographischen Voraussetzungen von dorischer Aristokratie, ionische Architektur, ionische Dichtung und ionische Plastik haben sich nur so von dorischer Baukunst, dorischer Poesie und dorischer Bildhauerei scheiden können.

Ebenso offenbar aber ist die Einwirkung des Meeres und der unvergleichlich langen und häfenreichen Küste auf die wirthschaftliche Entwicklung des Landes. Das zu Anfang langsame, später aber so rasche Wachsthum von Seeschiffahrt und Handel muß darauf zurückgeführt werden. Ueber dies Meer haben die Griechen ihre zahllosen Kolonieen geführt, deren Antheil an der mittelalterlichen und an der hellenistischen Kulturentwicklung in jeder Hinsicht größer ist, als der des Mutterlandes, und die dergestalt die materielle und geistige Blüthe des eigentlichen Griechenland zuerst haben heraufführen und später erhalten helfen. Auf dem Meere ist die Entscheidung im Kampf um die griechische Freiheit gefallen, und griechische Flotten haben die ersten Seeschlachten der Weltgeschichte geschlagen. Ja noch mehr, man kann nicht anders, als auch die unvergleichlich köstliche Blüthe der bildenden Kunst der Griechen, nächst der Wirkung des linden Klimas, das so viel schöne Nacktheit auszubilden und schauen zu lassen gestattete, auf die reine, durchsichtige Luft aller meeresnahen Landstrecken zurückzuführen. Der leuchtende Marmor der Tempel und Statuen bedarf nicht nur des

ewig azurnen Himmels, sondern auch der Klarheit dieser mit Feuchtigkeit geschwängerten Luft. Und wer möchte nicht gern annehmen, daß auch der urewige Rhythmus des Wellenschlages der rauschenden See von den Tagen des Meergedichtes der Odyssee ab aller Verskunst der Griechen etwas von ihrem Takt und Maß diktiert hat. Die wunderbaren Zeilen, in denen der alte Dichter so knapp und doch so plastisch alle Gefahr und dazu allen musikalischen Reiz der Meereswogen schildert:

Ἀσυνέτημι τῶν ἀνεμῶν στάσιν.
Τὸ μὲν γάρ ἔνθεν κῦμα κυλίνδεται
Τὸ δ' ἔνθεν· ἄμμες δ' ἂν τὸ μέσσον
Νᾶι φορήμεθα σὺν μελαίνᾳ.

Unbegreiflich sind mir die Winde.
Denn hierhin wälzen sich Wellen und dorthin
Und wieder rückwärts. Wir aber fahren
Auf schwarzem Borde durch das Meer,

– es ist doch, als klängen sie wie ein Grundton durch alle künstlerische, durch alle staatliche und materielle Kulturentwicklung der Hellenen hindurch.

Beide Faktoren aber, Klima und Landgestaltung, haben sich vereinigt, um die einzige, nur allzu schnell zerfallende Blüthe griechischer Kultur hervorzubringen. Gewiß, auch die Stämme der Indogermanen, die in Griechenland einwanderten, sind vielleicht schon besonders befähigt gewesen, haben vielleicht gewisse Anlagen und Entwicklungskeime schon mitgebracht, aber dieses ethnische Element ist unseren Blicken ganz verhüllt. Dieselben oder doch sehr nahe verwandte Stämme mögen Italien besiedelt haben und haben dort doch eine so grundverschiedene Kultur hervorgebracht; wie zweifelhaft ist also die Annahme jener ursprünglichen Differenziertheit! Die geographischen Vorbedingungen aber liegen klar zu Tage, und ihre Einwirkung läßt sich mit einem nicht unbeträchtlichen Maße von Sicherheit vermuthen. Wer will

sagen, wie sie sich gemischt haben; daß aber Klima und Land unsäglich viel griechische Geschichte „gemacht“ haben – sehr viel mehr als die Männer, die nach Treitschkes leidenschaftlich einseitigem Schlagwort sie allein machen —, scheint gewiß. Jedenfalls sind sie die unerläßlichen Voraussetzungen für Staat und Bildung der Hellenen selbst, wie freilich auch für ihr märchenhaft schnelles Wachsthum und ihr tragisch frühes Vergehen. —

Für die historische Charakterisierung der hellenischen Entwicklung als einer national-eigenthümlichen und singulären aber ist aus diesen Vermuthungen über die Ursachen ihres raschen Tempos und ihres vorzeitigen Endes fast alles Ausschlaggebende zu entnehmen. Nur freilich wird auch eine so universale und auf Vergleichung angelegte Darstellung, wie die vorliegende, nicht an dieser Stelle schon alles Entscheidende feststellen können; denn eben erst aus der rückblickenden Zusammenstellung späterer Epochen und anderer Nationen und Nationengruppen mit der griechischen Geschichte werden sich alle die Unterschiede ergeben, die dieser Versuch ausfindig zu machen überhaupt im Stande ist. Einiges läßt sich indessen, auch noch über die geographisch-historischen Besonderheiten hinaus, von denen bisher die Rede war, schon jetzt sagen.

Wir pflegen die Leistung der Hellenen für die Weltgeschichte nach der Dauer ihres geistigen Einflusses und nach dem Maßstabe unserer eigenen Kultur zu beurtheilen. Beides ist im Grunde nicht ganz gerecht: denn die Nachwirkung ihrer Kultur, die bis auf den heutigen Tag, man ist versucht zu sagen, fast ungebrochen anhält, ist nicht allein bedingt durch die Größe dessen, was die Griechen schufen, sondern ebenso sehr auch durch die Schwäche und Unselbständigkeit der Nationen, die in der Jugend zu ihren Schülern wurden und in reiferem Alter den Lehrmeister nicht mehr abzuschütteln vermochten. Nur wenn wir eine wirklich originäre, ungefähr ähnlich weit gediehene zweite Entwicklung mit der griechischen

vergleichen könnten, besäßen wir für diese einen rechten Maßstab. Aber eine solche giebt es nicht und wird es auf dem ganzen Erdenrund nie geben.

Und so sind wir denn auf Schätzungen angewiesen, denen auch wieder fast nur griechische Begriffe, griechische Maße zu Grunde liegen. Wir sehen noch heute die Griechen mit halbgriechischen Augen, denn sie haben sich uns unterworfen, und ganz werden sterbliche Menschen, solange noch die Ueberlieferung der heutigen Kultur nicht völlig unterbrochen wird, diesem übermächtigen Zauberbann nie entrinnen können.

Aber mag also auch der Punkt fehlen, von dem aus ein historischer Archimedes allein diese Frage recht beurtheilen könnte, so dokumentiert sich gerade dadurch die faktische universalhistorische Wirkung, die vom Hellenenthum ausgegangen ist, als eine um so ungeheurere. Wenn heute ein weiser Orientale, d. h. ein für seinen Theil von griechischem Wesen noch nicht Berührter und Beeinflußter nach Europa käme und von jedem unserer Kulturgüter einen Wissenden, Wahrhaftigen fragte, woher es letzter Hand stamme, wie unendlich oft müßte die Antwort lauten: von den Hellenen. Noch nach ihrem Untergang im Mutterlande hat diese Kultur immer neue Eroberungen gemacht: die hellenistische, die römische und wie viel von der mittelalterlichen und neueren Bildung der germanisch-romanischen Völker ist dieser Quelle entsprungen! Und selbst wo wir uns einbilden, ganz fremdes, etwa asiatisches Erbe zu besitzen, wie im Christenthum, ergiebt sich bei näherer Prüfung unsäglich viel griechische Beimischung. Wie stark ist auf der andern Seite aber auch der Einfluß des Griechenthums auf die antichristliche Strömung neuer Zeiten: seine Erdfreude, seine Ehrfurcht vor dem Körper, seine Abwendung von aller religiösen Melancholie sind vielleicht die stärksten Antriebe, die anregendsten Vorbilder für allen Atheismus von den Tagen der Renaissance an gewesen. Und wie furchtbar hart ist der Kampf, den unsere Kunst seit dem frühen Mittelalter und wieder seit der Renaissance gegen den Einfluß

griechischer Schönheitsideale kämpfen muß und der doch auch da, wo die Liebe zum eigenen Wesen bewußt überwiegt, nur widerwillig, mit zuckendem Herzen gekämpft wird. Und wie könnte noch heute ein Gelehrter, der aus Sorge für die Originalität moderner oder nationaler Bildung gegen die schulmäßige Ueberlieferung der griechischen Literatur aufträte, es anders thun, als mit dem trauernden Gefühl, eine große wenn auch nothwendige Undankbarkeit zu begehen.

Neben dieser die Weltgeschichte des Geistes überschattenden Gewalt der geistigen Kultur nimmt sich der Einfluß des griechischen Staatslebens fast ärmlich aus. Vornehmlich an ihm hat sich der frühe Niedergang des politischen Lebens gerächt, und überdies können — das wird jeder geistig Schaffende dem hochmüthigen Praktiker immer mit Stolz entgegenhalten dürfen — Staaten sehr viel leichter zerstört werden, als die Denkmale der Wissenschaft und Kunst, zum mindesten der redenden. Und doch würde man Unrecht thun, wollte man den griechischen Staat völlig über der griechischen Bildung vergessen. Denn die Rede des Perikles — oder wenn man will, des großen Schilderers seiner Thaten[1]) —, die da darlegt, daß, wenn auch der athenische Staat untergehe, doch die Erinnerung an ihn bleiben würde, daß es immer von den Athenern heißen würde, sie seien unter den Hellenen der Herrscherstamm gewesen, sie hätten in den furchtbarsten Kriegen gegen alle anderen Stand gehalten und ihre Stadt sei die größte und an allem Besitze reichste in Griechenland gewesen, dies großartigste Wort, das je ein Staatsmann gesprochen hat, es ist in mehr als einem Sinne Wahrheit geworden.

Die Griechen haben zuerst Demokratieen gehabt, das wird immer der höchste Ruhm ihrer Staatsgeschichte bleiben. Das

---

1) Thukydides Buch II, Kap. 64, 3: *ἢν καὶ νῦν ὑπενδῶμέν ποτε — πάντα γὰρ πέφυκε καὶ ἐλασσοῦσθαι — μνήμη καταλελείψεται. Ἑλλήνων τε ὅτι Ἕλληνες πλείστων δὴ ἤρξαμεν καὶ πολέμοις ἀντέσχομεν πρός τε ξυμπάντας καὶ καθ' ἑκάστους, πόλιν τε τοῖς πᾶσιν εὐπορωτάτην καὶ μεγίστην ᾠκήσαμεν.*

trotz aller Mängel lichte Bild dieser Volksherrschaften muß man sich immer gestellt denken vor den dunklen Hintergrund der versklavten Nationen Westasiens und Nordafrikas, die doch die Träger der einzig ebenbürtigen gleichzeitigen und älteren Kulturen waren. So erst kommt es recht zur Geltung mit der unsäglichen Summe von Persönlichkeit, Freiheit und Eigenwüchsigkeit, die es geschaffen hat. Man stelle sich nur auf einen Augenblick vor, wie unerträglich der Zustand auf Erden wäre, wenn es nie einen Demokratismus gegeben hätte. Und wenn später auch die Römer und hier und da auch die mittelalterlichen Germanen ganz selbständig ähnliche Wege beschritten haben, die Erinnerung an die griechischen Demokratieen ist doch später wieder mächtig geworden, und es wird schwer zu sagen sein, wie viel von den demokratischen Gedanken Miltons und Rousseaus nicht zuletzt auf diese Quelle zurückzuführen ist. Man muß sich vergegenwärtigen, wie autoritativ den Menschen der Renaissance und später des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts jedes antike Beispiel war. Und größeren Einfluß noch als alle Auseinandersetzungen der Theoretiker haben sicher alle Erinnerungen an wirklich Gethanes auf die wirklich Handelnden und auch auf ihre theoretischen Führer geübt.

Und so werden wir Nachlebenden schwerlich ein Recht haben, diesem Herrenvolk, diesem Genie unter den Nationen irgend einen Vorwurf zu machen. Daß es so schnell dahinsank, ist vermuthlich durch dieselben Ursachen herbeigeführt, die es so märchenschnell auf die nie wieder erreichte Höhe seiner Geschichte geführt haben. Gewiß die Treibhaushitze dieses fiebrig raschen Wachsthums hat auch besonders große Schäden und Auswüchse zwar nicht im geistigen, aber doch im politisch-sozialen Leben ans Tageslicht gelockt. Aber derselbe allzu hoch gespannte Persönlichkeitsdrang, der, von den Großen auf die Niederen und Vielen übergegangen, Staat und Unabhängigkeit dieses edlen Volkes zuletzt hat zu nichte werden lassen, er war doch wohl auch die Voraussetzung für

das Emporkommen der großen Menschen, die zu Ausgang des griechischen Mittelalters besonders oft und zuweilen doch auch später noch die Welt des Willens und des aktivsten, d. h. des staatlichen Handelns beherrschten. Und er war ferner auch die Vorbedingung für die in Wahrheit unvergleichlichen Geistesthaten, die in beiden Zeitaltern den königlichen Gebietern im Reiche der Phantasie und des Intellekts gelangen — und wann hätte es je in einem Volke eine so unabsehbare Reihe solcher Dynasten der Forschung und der Kunst gegeben!

Viertes Kapitel.

Der hellenistische Epilog der griechischen Geschichte.

Erster Abschnitt.

Der Imperialismus der Mazedonier und seine Staatengründungen.

Schon war davon die Rede, daß die Entwicklung Griechenlands vermuthlich eine ganz andere geworden wäre, wenn Mazedonien in seinem engeren Bereiche gelegen hätte, daß sie dann jedenfalls politisch länger ausgedauert hätte. Doch hat das Schicksal dieses Versäumniß in etwas, wenn auch allzu spät, wieder gut gemacht. Es kam die Zeit, da dies halb barbarische, halb hellenische Nachbarvolk des Nordens die staatliche Selbständigkeit Griechenlands zwar zerstörte, aber sein werthvollstes Gut, seine Kultur bewahrte und weiter, als je zuvor geschehen war, verbreitete.[1])

Wer kann sagen, ob die griechische Kultur, den Händen eines politisch ganz entnervten Volkes überlassen, noch, wie es in Wahrheit geschehen ist, Jahrhunderte lang, wenigstens zum Theil in werthvollen Bruchstücken sich aufrecht erhalten hätte, wenn sich ihr nicht der rauhe Kriegerstamm der Maze-

---

1) Für die Thatsachen (nicht für die universalhistorische Beurtheilung, insbesondere der Verwaltung und des Absolutismus der hellenistischen Monarchie) sind benutzt worden: Droysen (Alexander; Hellenismus), Holm (Bd. III und IV), Niese und von den zuvor Genannten Pöhlmann (Grundriß).

donier zum Herren, aber auch zum Beschützer und Träger aufgedrängt hätte. Und ganz unzweifelhaft ist jedenfalls, daß ohne den neuen Großstaat die griechische Bildung niemals in einem so weiten Umkreis gepflegt und erhalten worden wäre.

Einen Augenblick könnte man glauben, die Versuche, sich aus allem Wirrwarr eines aufgeregten und in jedem Betracht unsteten Staatslebens durch die Wiederaufrichtung der Monarchie in den Formen einer tumultuarischen Militärtyrannis zu befreien, ständen in ursächlichem Zusammenhang mit der Aufrichtung des gewaltigen, monarchischen Universalstaates, die in der zweiten Hälfte des vierten Jahrhunderts erfolgte. Aber davon kann im Ernste doch nicht die Rede sein: denn das mazedonische Königthum war das Produkt einer entwicklungsgeschichtlich unvergleichlich viel jüngeren Stufe als die dieser letzten nervösen Zuckungen und Experimente eines überreifen, dem politischen Tode ganz nahen Volkes. Die kleine Nation, an deren Spitze eine hellenische Dynastie seit Philipps Thronbesteigung im Jahre 359 so Ungeheures ausgerichtet hat, stand noch in einem kaum mittelalterlichen Stadium der politisch-wirthschaftlichen Entwicklung: ein archaisch starkes Königthum, ein kriegerischer Adel und ein freier Bauernstand waren die Grundpfeiler ihrer Kraft. Das Land hatte vor Philipp noch fast gar keine Städte, ja nach der Rauhheit der Sitten und der Undifferenziertheit des Ständethums möchte man die Mazedonier dieser Zeit als noch in ihrem Alterthum befindlich bezeichnen. Es galt die Sitte, daß ein Mann, der noch keinen Feind im Kampfe erlegt hatte, den Halfter umgegürtet tragen mußte, daß ein Jüngling, der noch keinen Eber im freien Anlauf getroffen hatte, nicht beim Gastmahl liegen durfte.[1]) Adel und Freie aber hatten sich noch nicht allzu weit von einander geschieden und der Adel

1) Droysen, Geschichte Alexanders des Großen (⁴1892) S. 58. Niese, Geschichte der griechischen und mazedonischen Staaten I (1893) S. 40ff.

war der ursprünglichen Monarchie noch nicht allzu gefährlich geworden — Alles in Allem betrachtet Zustände, die denen des germanischen und skandinavischen Alterthums vor der Christianisierung in etwas entsprochen haben mögen, und die man in der näher liegenden griechischen Entwicklung am ehesten noch mit den vorhomerischen Zeiten wird in Parallele setzen dürfen.

Merkwürdig war vor Allem, daß den griechischen Stadtstaaten hier — abgesehen von den Perserkriegen — zum ersten Mal ein Flächenstaat entgegentrat, der ihrer bürgerlich-städtischen Kultur an Geistesbildung außerordentlich nachstand, an politischer Kraft ihr aber weit überlegen war. Entscheidend bleibt freilich die Verschiedenheit des Lebensalters, die die beiden Parteien so sehr weit trennt: die unverbrauchte Kraft eines früh-, vielleicht sogar vormittelalterlichen Staates und die Schwäche eines sinkenden Volkes später Zeiten waren einander gar zu ungleich. Ein Zusammenstoß der Hellenen des Miltiades und Themistokles mit Philipp hätte vermuthlich einen anderen Ausgang gehabt.

Doch erst Philipp selbst hatte Mazedonien geeinigt, und wie schnell das Griechenland dieses Zeitalters unterlag, ist schon gesagt worden. In Philipps Sohn Alexander hat dann die rapide Entwicklung dieser Militärmonarchie ein noch rascheres Tempo angenommen; dieser jugendliche Heros von übergroßen, weit über alles Menschenmaß hinausreichenden Feldherrn- und Herrschergaben hat die erneute Bändigung Griechenlands wie ein Kinderspiel abgethan und hat dann das Weltreich des Ostens als das einzig würdige Objekt seines Thatendranges angegriffen und niedergeworfen. Ja, mehr noch, er ist nicht, wie andere große Eroberer, nur wie eine Windsbraut über die Länder dahingefahren, sondern er hat einen Universalstaat gegründet, dessen politische Einheit ihn zwar nicht überlebte, dessen Theile aber Jahrhunderte lang als eine Staatengruppe von bis dahin unerhört engem

Kontakt zusammenhielten, und auf dessen Grundlage sich eine neue Kultur, der Hellenismus, erhob.

Man hat schon sehr nachdrücklich darauf hingewiesen, daß selbst dieser mehr als gewaltigen Persönlichkeit ein solches Werk nicht gelungen wäre, wenn ihr das schon seit Jahrzehnten von dem Ostrand des Mittelmeeres immer weiter um sich greifende Griechenthum nicht vorgearbeitet hätte. Aber wie diese Arbeit selbst vorwiegend kultureller Natur gewesen war, so hat doch ihre Wirkung auch sehr viel mehr der Ausbreitung der hellenistischen Bildung gedient, als daß sie den politischen Charakter dieser neuen Staatsbildungen beeinflußt hätte. Gewiß, daß auch auf ihn eigentlich griechische Faktoren eingewirkt haben: sicherlich die Traditionen der angestammten mazedonischen Monarchie, vielleicht auch in etwas die merkwürdig cäsaristische Strömung, die sich mehr noch der öffentlichen Meinung als der Institutionen Griechenlands bemächtigt hatte. In ungleich höherem Maße erhält man von dem Regierungssystem Alexanders und der hellenistischen Reiche den Eindruck, als verdanke es vor Allem der Berührung mit dem Orient seinen Ursprung.

Es ist das erste große Erbe, das der Occident vom Osten überkommt; denn überblickt man die universale Geschichte der Staatsverfassungen im Ganzen, so ist freilich die Ausbildung aller freiern und differenzierteren Staatsformen das alleinige und durchaus originäre Erzeugniß der griechischen Entwicklung, der Orient aber hat den Despotismus geschaffen. Und während Aristokratie und Demokratie in den kleinen geographischen Dimensionen Griechenlands nothwendig auf Stadtstaaten und kleine Territorien beschränkt blieben, hat der Despotismus vermocht, die ungeheuren Ländermassen Asiens und Nordostafrikas zu meistern. Begrenzung und Verfassung stehen sicherlich in jedem der beiden Fälle in einem Verhältniß doppelten, reziproken Einflusses: die engen Verhältnisse griechischer Länder in Unteritalien, Jonien und im Mutterland sind in etwas die Ursache für die Entfaltung jener höheren und feineren Blüthen

der Staatsgestaltung gewesen und haben des Weiteren auch verhindert, daß in einem späteren Stadium ein großer autochthoner Einheitsstaat sich bildete. Und andererseits sind die weiten Länder des Ostens ebenso die Voraussetzung für die Entstehung der großen Despotien gewesen, wie sie die fernere Entwicklung zu einem differenzierteren und freieren politischen Leben später verhindert haben.

Zum zweiten kommt auch hier in doppeltem Sinne das Verhältniß der politisch-sozialen Entwicklungsstufen zur stärksten Geltung. Das Perserreich war eine in quasi-chinesischer Erstarrung stehen gebliebene archaische Monarchie und gerade deshalb mögen in manchem Betracht seine Institutionen den Mazedoniern, die von Hause aus dasselbe Stadium politisch-sozialen Wachsthums zwar nicht, wie die Perser, schon seit Jahrhunderten inne, aber doch soeben erreicht hatten, eher als Muster annehmbar und der Nachahmung werth erschienen sein. Indem sich die Mazedonier aber, wie bald genug geschah, unter Anleitung der Griechen nicht nur in Hinsicht auf die geistige, sondern auch die staatlich-gesellschaftliche Kultur in rapidem Wachsthum zu einer ganz modernen Stufe aufschwangen und im Grunde an ihr Alterthum nicht erst ein Mittelalter und eine neuere, sondern sogleich eine neueste Zeit fügten, entfernten sie sich sehr weit von dem Standpunkt der Perser. Und trotzdem kopierten sie in gewissem Sinne nicht nur deren Einrichtungen, sondern auch, was vielmehr sagen will, deren despotisch-knechtischen Staatssinn. Aber auch dafür liegt freilich eine tief-innere Wahlverwandtschaft als Ursache vor: der Imperialismus überreif-moderner Zeiten, und diese Staatsform war es, in die sich im hellenistischen Staatensystem das archaisch-primitive Königthum der Mazedonier rasch verwandelte, schafft nicht nur diese großen Institutionen, sondern auch einen schlechthin unbedingten, fast servilen Staatssinn.

Als in Alexander das halbbarbarische Griechenthum der Mazedonier erobernd aufgetreten ist, hat es doch — wie

jeder Sieger — in etwas sich den Besiegten, den Orientalen anpassen müssen. Alexander würde das Weltreich, das er sicherlich zu gründen vorhatte, schwerlich anders zu regieren vermocht haben, als durch ein despotisch-absolutistisches Regiment, auch wenn er nicht die übermächtige Persönlichkeit gewesen wäre, die ihn so hoch über alle anderen Könige hinaus hob und die ihn deshalb auch nur in dem höchsten Maße der Gewalt sein Genüge finden ließ. Aber eben indem er diese Konsequenzen aus seinem Amt, wie aus seinem Ehrgeiz zog, hat er vom Orient auf den Westen ein Kulturgut übertragen, das diesem an sich fremd war und das auf dessen weitere Entwicklung den stärksten, durch die Jahrtausende dauernden Einfluß ausgeübt hat. Sicherlich handelt es sich hier zwar durchaus nicht allein um eine Uebertragung; es ist sehr wahrscheinlich, daß die Entwicklung auch ohne alle auswärtige Beeinflussung ähnliche Bahnen eingeschlagen hätte; aber man wird annehmen dürfen, daß sie durch diese Einwirkung beschleunigt und verschärft worden ist.

Für die neu geschaffene hellenisch-mazedonisch-orientalische Staatenwelt blieb sie zunächst unerschütterlich maßgebend: die drei Jahrhunderte hindurch, die ihrem selbständigen politischen Dasein zugemessen waren, sind ganz und gar vom Absolutismus beherrscht gewesen, mit der einzigen Ausnahme des stets unruhigen eigentlichen Griechenlands. Und so viel man auch von dieser Erscheinung auf die Entstehung aller jener staatlichen Gebilde in einem unerhörten Sturm von Kriegen zurückführen mag, als eine wesentliche Ursache bleibt doch die völlige Durchdringung dieser Gründungen mit orientalischen Staatsgedanken bestehen. Schon den Einrichtungen, die Alexander selbst schuf, war dieser Stempel sehr deutlich aufgeprägt. Die großen Züge der Reichseintheilung und selbst der Zentralregierung scheint dieser Herrscher, der, wie seine einzigen Pairs in der Weltgeschichte, wie Karl und Napoleon, aller Staatskünste, derer des Krieges wie des Friedens, Meister war, dem Vorbilde des überwundenen Perserreichs nachgebildet zu

haben. So die Eintheilung in Satrapieen, so die Bestellung eines obersten Großwürdenträgers in Staat und Heer — des Hephästion — und eines Kanzlers, des Eumenes. Und wo er von dem vorhandenen Muster abwich, wie bei der Dreitheilung des Satrapen-Amts in eine Heeres-, Verwaltungs- und Finanz-Beamtenstelle, da that er es aus guten Gründen — mit der Absicht, diese Statthalter nicht zu mächtig werden zu lassen —, aber er wich damit nicht von dem eigentlichen Prinzip des Systems ab, sondern vervollkommnete es nur.

Uns scheinen freilich diese Errungenschaften auf den ersten Blick gering, sind es doch nur die allerelementarsten Voraussetzungen für den weit mehr verzweigten und verwickelten hierarchischen Aufbau von über- und untergeordneten Aemtern und Behörden, den wir seit Jahrhunderten in zahlreichen Fällen kennen und der noch heute überall unser staatliches Leben in seinen wichtigsten, weil stetigsten Funktionen bedingt. Aber eben die Mannigfaltigkeit der Baumkrone sollte auf die Wichtigkeit des viel einfacheren Netzes der Wurzeln hinweisen, denn eben in jenen Tagen sind die Voraussetzungen für alle diese späteren Entwicklungen der Staatsverwaltung geschaffen worden: es waren die ersten Schritte auf einer Bahn, die vorher von den europäischen Völkern noch niemals betreten worden war, und wie jede wirkliche Neuerung sind sie trotz ihres unscheinbaren ersten Auftretens von kaum abmeßbarer, universal-historischer Bedeutung. Es war ungeheuer wichtig, daß hier zum ersten Male in einem Europäer-Reiche die Elemente einer territorialen Eintheilung und einer komplizierteren Zentralstelle für das Staatsregiment gefunden wurden. Denn beides sind die unentbehrlichen Voraussetzungen für die dauernde Zusammenhaltung weiter Flächenstaaten, Voraussetzungen, die in Griechenland ebenso gefehlt hatten, wie die großen Reiche, denen sie allein dienen. Und so einfach uns Heutigen diese Dinge scheinen, in den Anfängen waren sie es durchaus nicht: wie es in Zeiten brutalen Persönlichkeitsdranges mög-

lich ist, einen viele Tausende von Quadratmeilen umfassenden Staat in Provinzen zu theilen, ohne daß sie sogleich abfallen, ist ein überaus schwieriges Problem höchster Staatskunst. Und auch die Organisation einer zusammengesetzten Zentralbehörde war in diesem primitiven Stadium etwas Großes.

Dazu trat dann die außerordentliche Aufhöhung der Gewalt und des persönlichen Ansehens des Herrschens. Auch die Griechen kannten die Tyrannis, und sie hatten einst in ihrem frühen Mittelalter, wie jetzt noch die Mazedonier eine patriarchalische Monarchie, aber von der Machtfülle des persischen Großkönigthums trennte sie ein ungeheurer Abstand. Die Ritter, mit denen Alexander seine Schlachten geschlagen hatte, hießen als die Edelleute des Landes die Gefährten des Königs, und in dieser Bezeichnung mag ein annähernd vasallenartiges Verhältniß seinen Ausdruck gefunden haben. Die Perserkönige aber ließen sich kniefällig verehren und waren auch vor dem letzten Schritt möglicher Steigerung der eigenen Würde nicht zurückgescheut: vor der Selbstvergötterung. Alexander aber hat ihnen auch hierin nachgeahmt: er hat ohne alle Bedenken seine Monarchie in einen asiatischen Despotismus umgewandelt, hat an seinem Hofe das hündisch niedrige Zeremoniell der Proskynesis einführen und sich als Gott im Tempel verehren lassen.

Hier liegt der Gegensatz weit offener vor Augen, und doch haben sich gegen die völlige Neuheit dieses Phänomens unsere Blicke ganz ähnlich wie gegen die Bedeutung jener Staatsorganisierung abgestumpft. Denn ganz ähnlich wie dort täuscht auch hier das häufige spätere Auftreten eines ebenso oder doch annähernd unbedingten Absolutismus über die Grenzen des Entwicklungsstadiums hinweg, in das damals ein europäisches Volk zum ersten Male getreten ist. Diese Institutionen waren wirklich die erste der beiden großen Uebertragungen, durch die den Europäern orientalische Institutionen und freilich auch orientalische Gesinnungen zu Theil geworden sind. Denn die spätere Entwicklung der westlichen

Völker hat allerdings großen Nutzen aus diesem Erbe gezogen, aber fast ebenso viele seiner Wirkungen waren ihrem ursprünglichen Geist ganz fremd und erscheinen den Freigebornen unter uns Heutigen als wenig erfreulich.

Daß nach Alexanders Tode das Reich in eine Anzahl von Theilen zerfiel, scheint wie ein Widerspruch, wie ein Protest des Schicksals gegen sein Werk, war es aber doch nur in sehr bedingtem Sinne. Freilich die Unmöglichkeit eines griechisch-westasiatischen Universalstaates ist durch diese Zersplitterung erwiesen worden; im Uebrigen aber trägt diese ganze Epoche zwischen 330 und 30, zwischen dem Tode des Eroberers und der völligen Unterwerfung seiner Erbschaft unter den Willen der Römer durchaus den gleichen Charakter wie die Aera Alexanders selbst.

Zunächst ist zwar nicht die Gesammtheit der Griechen und der Orientalen unter einem Szepter vereinigt geblieben, aber das Prinzip ihrer völlig gleichberechtigten Mischung, das Alexander inauguriert hatte, beherrscht die Theile trotzdem in ungeschwächter Kraft: Kleinasien und Syrien werden völlig hellenisiert, ohne daß den alten Bevölkerungen eine Unterworfenen-Stellung zugemuthet wird. Ueberall aber wird griechische Kultur verbreitet und durch sehr reale Förderung befestigt, ein Prozeß, der doch auch schon durch Alexanders zahllose Städtegründungen auf das Wirksamste eingeleitet worden war. Schon Alexander soll hunderttausend Griechen sich nachgezogen haben. In Aegypten sind zwar wenige Städte gegründet worden, unter ihnen allerdings das neue Weltemporium Alexandrien, doch wird hier das einheimische Volk ganz herrenmäßig behandelt und jede höhere Staatsstellung den Mazedoniern und Hellenen vorbehalten.

Sodann bleibt der despotische Absolutismus, den Alexander seinen Mazedoniern und den Griechen ganz ebenso wie den jochgewohnten Orientalen seines Reiches auferlegt hatte, das herrschende System. Wohl rebellieren die immer noch freiheitsdurstigen Hellenen im Mutterland wieder und wieder,

aber ebenso oft werden sie doch auch wieder bezwungen, und athmen sie einmal für kürzere oder längere Zeit auf, so geschieht es im Grunde nur, weil die großen Monarchieen sich über die Beute nicht einigen können oder sonst in allzu zähen Hader verstrickt sind. Alexander hatte sie gezwungen, ihm nach Perser-Weise Altäre zu errichten und ihn als Gott zu verehren, aber auch von den Diadochen und Epigonen haben nicht wenige Hellas völlig unterworfen. Nicht selten sind die Stadtstaaten, in die sie nach wie vor zerfielen, auch selbst zur absolutistischen Staatsform übergegangen. In den östlichen Ländern ist vollends der Despotismus bis in die letzten Konsequenzen hinein ausgebildet worden.

Die Aehnlichkeiten mit späteren Epochen des Absolutismus drängen sich überall auf. Fast alle Schattierungen der Auffassung des unbeschränkten Königthums, sind auch bei den Diadochen und Epigonen nachzuweisen. Eine publizistische Schrift über das Wesen des Königthums hat in jenen Zeiten die Monarchie als ein Gut der Gemeinschaft — *κτῆμα τῶν κοινῶν* — bezeichnet und sich dagegen verwahrt, daß der Staat als Eigenthum des Herrschers angesehen werde. Antigonos Gonatas soll ganz friderizianisch das Ideal des Königs als das eines ruhmvoll Dienenden — *ἔνδοξος δουλεία* — bezeichnet haben, und wenn sich die ägyptischen Ptolemäer und die Attaliden von Pergamon offiziell die Wohlthäter ihres Landes genannt haben, so mögen sie damit übertrieben haben, aber dafür, daß sie von der Devise: Alles für das Volk, nichts durch das Volk, doch auch den Vordersatz als Programm befolgt haben, dafür spricht die vorzügliche Finanzverwaltung der Einen und die wundervolle Kunstliebe der Anderen. Freilich hat es an der Kehrseite nicht gefehlt: zwar von Aegypten, dem am festesten gefügten Epigonenreiche, hat man ausgesprochen, daß dort als Staatsraison galt, das Reich gehöre der Dynastie wie eine Domäne — eine Anschauung, die denn freilich auch in der Ritterguts-auffassung moderner Monarchien ihr vollkommenes Seiten-

stück gefunden hat. Und wenn Alexander sich hatte als Gott verehren lassen, so hat er darin viele Nachfolger gefunden. Keine der großen Dynastien, die nach ihm sein Erbe in Stücken besaßen, hat ermangelt, sich göttlichen Ursprung beizulegen, die Attaliden thaten nach den Begriffen des Zeitalters wenig, da sie sich mit dem Beinamen der „den Göttern gleich Verehrten" begnügten. Und ebenso stark hat wenigstens die Theorie dieses Absolutismus auch die Unverantwortlichkeit seiner Träger betont.

Und noch eine andere Analogie mit späteren Jahrhunderten und Nationen hat sich damals zuerst als Konsequenz des Absolutismus herausgestellt: das enge Zusammenleben, der politische Kontakt von einer ganzen Anzahl solcher Staaten. Manches Jahrzehnt lang ist die Vertheilung des Alexander-Reiches so strittig gewesen, daß sich die Grenzen der neu entstehenden Theilreiche immer wieder von neuem durcheinander schoben. Aber auch in den Zeiten einer besser konsolidierten politischen Gestaltung haben diese Staaten der mazedonischen Herrscher, der Ptolemäer, Seleuciden, Attaliden und der kleineren oder minder dauerhaften Dynastien mit einander in dauernder wechselseitiger Berührung gestanden; man darf hier zum ersten Male in der Weltgeschichte von einem Staatensystem sprechen. Und die Künste finassierender Diplomatie mögen in jenen Jahrhunderten stets wechselnder Konjunkturen und einer rein dynastischen Politik zum ersten Male ganz virtuos ausgebildet worden sein. Die weitgehende Ignorierung nationaler Gegensätze, dabei aber die größere Einheit der kosmopolitisch gewordenen Hellenenkultur waren für diesen politischen Kontakt die denkbar günstigsten Voraussetzungen; ein ähnlich quasi-internationales griechisches Beamten- und Söldnerthum aber bot die Werkzeuge für dieses System dar. So trefflich nun auch zuweilen die Staatsleitung sein mochte, die so erzielt wurde, zur Bildung fester Staatsgesinnung ist es deshalb nicht gekommen. Und so wenig zweifelhaft sein kann, daß die Ursache dafür in dem

Mangel an scharf betontem Nationalgefühl zu suchen ist, über das die Monarchien des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts als ihre beste moralische, sozialpsychische Stütze zu verfügen hatten, so wenig ist verwunderlich, daß diese politischen Gebilde alle sehr schnell zusammenbrachen, als sich ein Staat gegen sie richtete, dessen Glieder von politischem und nationalem Bewußtsein ganz erfüllt waren.

Gerade dieser wie noch mancher andere Unterschied läßt erkennen, daß der Despotismus dieser Periode sehr viel mehr Wahlverwandtschaft mit dem cäsarischen oder napoleonischen und manchem allerjüngsten Imperialismus hat, als mit dem in der That einer früheren Stufe der politisch-sozialen Entwicklung angehörigen Monarchismus des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts. Eine zweite Erwägung vermag diese Behauptung sogleich noch besser zu begründen.

Fragt man nämlich nach den Reflexen, die dieses System auf die innerste und letzte Frage aller Staats- und Gesellschaftsgeschichte geworfen hat, fragt man, wie Persönlichkeit und Gemeinschaft sich damals zu einander verhalten haben, so fällt vor allem auf, daß auch in dieser Zeit der Absolutismus dasselbe Janusgesicht gezeigt hat, das ihn auch in allen späteren Fällen da charakterisierte, wo er auf einer höheren, auf einer, um es kurz zu sagen, halb demokratischen Entwicklungsstufe auftritt. Rein politisch betrachtet ist er hier wie immer als eine Form der Zwangsgenossenschaft anzusehen, d. h. eines genossenschaftlichen Verbandes, der, durch die Uebermacht eines Einzelnen zusammengehalten, die völlig ungebundene Freiheit des einen herrschenden Individuums durch die Entrechtung aller Andern erkauft. Und wahrlich, um dies sogleich zu sagen, an Entfaltung starker Persönlichkeiten an dieser allein begünstigten Stelle, hat es namentlich in den ersten Stadien dieses Zeitalters nicht gefehlt. Der Unterschied, den man in der Benennung der ersten und der späteren Herrschergenerationen zwischen Diadochen und Epigonen gemacht hat, ist nicht nur ein äußerlicher: zum wenigsten die

ersten Reichsgründer und ihre nächsten Nachfolger waren Männer des kühnsten Wagens und gewaltiger Fähigkeiten. Diese Feldherren Alexanders, die unter ihm emporgekommen waren und nach seinem Tode das Erbe in vielen Kämpfen theilten, hätten sich ohne solche natürliche Mitgift gar nicht zu ihrer neuen Würde hinauf ringen oder sich in ihr behaupten können. Ihren nächsten Nachfolgern aber ist es noch kaum weniger leicht geworden, sich auf den mühsam erkämpften Thronen zu halten. Man hat sie nicht mit Unrecht mit den Tyrannen der italienischen Frührenaissance verglichen[1]), und es ist bezeichnend, daß eben jene Schrift über das Königthum, von der bereits die Rede war, auch von der Monarchie aussagt, daß nicht Erbrecht und Geburt den König mache, sondern seine Herrscherfähigkeit. Später freilich, als es einer Anzahl Dynastien gelang, sich erblich festzusetzen, mag sich der Typus der Könige geändert haben, und das Prinzip der Legitimität kam wieder zu Ehren, wie es diesen im Purpur Geborenen unentbehrlich war. Eine Generation wie die des Antipater, Antigonus, Ptolemäus, Lysimachus, Seleukus ist nicht wieder aufgetreten.

Immerhin verleiht doch auch der erbliche Absolutismus den von ihm über alles Maß Privilegierten, den Herrschern eine wenn auch nur potentielle Fülle der Persönlichkeitsentfaltung, und jedenfalls raubt er auch dann, wenn er unfähigen Kronenträgern nichts giebt, seinen Unterthanen ebenso viel. Er ist der schrofffste politische Ausdruck der sozialen Tendenz des erzwungenen und von oben her dekretierten genossenschaftlichen Zusammenhalts, den man sich denken kann. Aber, und darin eben zeigt sich sein Doppelgesicht, er ist in der Hauptsache zufriedengestellt, wenn er den gesellschaftlichen Verband aufrecht erhält, den er selbst darstellt; im übrigen kümmert er sich häufig um die genossenschaftlichen Bande der kleineren ihm untergeordneten Gemeinschaften gar nicht.

1) Holm, Griechische Geschichte IV (1894) S. 88 f.

Ja er paart sich sehr oft mit sozialen Strömungen, die durchaus die entgegengesetzte Richtung einschlagen und den Einzelnen von körperschaftlichen Fesseln zu befreien streben.

Ein innerer Widerspruch der Gesellschaftsentwicklung liegt darin nicht: alle Genossenschaftsbildung, die von unten her als organisch, freiwillig emporwächst, kommt zunächst den minder umfassenden Einungen, dem Stand, der Familie, den Wirthschaftsverbänden und so fort zu Gute, und wenn sie sich auf den Staat erstreckt, so offenbart sie sich in wesentlich aristokratischen oder früh-demokratischen Verfassungsformen. Der Absolutismus aber ist ihr an sich entgegengesetzt und gerade deshalb findet er sich weit eher zusammen mit einer individualistisch zersetzten Gesellschaftsordnung. Er kann seine Allmacht über eine zerklüftete Masse von Unterthanen weit eher durchsetzen, als über ein korporativ festgegliedertes Volk.

Dieses Zusammentreffen aber läßt sich auch hier beobachten. Der Zersetzungsprozeß, der sich schon im eigentlichen Griechenland gegen Ausgang der Epoche seiner politischen Selbständigkeit der Familie bemächtigt hatte, ist bei diesen hellenischen Tochtervölkern, wie es scheint, noch fortgeschritten. Die Stellung der Frau wurde eine ungleich freiere als in den alten Zeiten. Ueber den Verfall der alten Familiensittlichkeit sind viele Klagen überliefert.[1]) Charakteristisch ist, daß auch in den höchsten Regionen der sozialen Schichtung besonders viele eigenwillige und bedeutende Frauen auftreten, von Olympias, der Mutter Alexanders, an. Und auch die wirthschaftliche Entwicklung scheint sich dem Bilde ganz konform einzufügen: Handel und Gewerbe haben in diesen Jahrhunderten an vielen Orten eine unerhörte Blüthe erlebt[2]), und die sozialen Wirkungen solches Gedeihens konnten nicht wohl anders als im Sinne des Individualismus ausfallen.

1) Jw. Müller, Privatalterthümer (Handbuch IV. 1 1887 S. 448 c.)

2) Ed. Meyer, Die wirthschaftliche Entwicklung des Alterthums (1895) S. 45 f.

Zweiter Abschnitt.

Exakte Wissenschaft, klassizistische und naturalistische Kunst.

Die geistige Entwicklung des Zeitalters bietet zu diesem Hergang mannigfache Analogieen. Kein Zweifel, die großen Zeiten der griechischen Wissenschaft waren vorüber. Aber man hat doch die Traditionen der letzten Epoche in eigenthümlicher Weise gepflegt und ausgebildet. Die Einzelforschung des Hellenismus steht ganz und gar unter dem entscheidenden Einfluß des aristotelischen Empirismus. Ja sie ist oft in der gleichen Richtung, die der Meister zuerst eingeschlagen hatte, noch weiter fortgeschritten. Die Erfahrungswissenschaft des Aristoteles war noch vereinigt mit vollkommener begrifflicher Durchdringung des Stoffes, sie hatte durchaus systematische Ziele. Davon ist nun immer weniger die Rede: der aristotelische Empirismus drängt über sich selbst hinaus zu immer einseitigerer Herrschaft vor, die aristotelische Begriffswissenschaft aber verliert mehr und mehr an Geltung.

Bezeichnend ist vor allem, daß die Einzeldisciplinen als solche einen so außerordentlich viel breiteren Raum in der Forschungsgeschichte dieses Zeitalters einnehmen. Aristoteles hatte im Grunde Philosophie und Einzelwissenschaften zum ersten, aber auch zum letzten Male zusammengefaßt und beherrscht. Jetzt beginnen sich die einzelnen Zweige am Baum des allgemeinen Wissens immer stärker und zahlreicher zu entfalten, und fast überschatten sie den alten Stamm, die Philosophie. Philologie und Geographie im strengen Sinne

des Wortes sind damals entstanden, die medizinische Wissenschaft blühte, aber man begann auch über die verschiedensten Dinge sonst zu schreiben: über Landwirthschaft, über Thier- und Steinkunde bis herab zu Traumbüchern und gastronomischen Schriften.[1]) Unendlich oft und sicherlich auch im Gesammtbild der Epoche überwog nicht nur der Zug zum Erfahrungsmäßigen, sondern geradezu zur Beschreibung. Damals zuerst in der Geschichte des menschlichen Geistes ist das Faktum an sich auf den Thron gesetzt worden. Man war von einem nimmersatten Stoffhunger geplagt: man konnte sich gar nicht genug thun in der Freude am Einzelnen, und man stieg berufsmäßig zum Kleinsten, Gleichgültigsten herab.

Man verlor die großen Zusammenhänge alles Wissens schließlich ganz aus den Augen. Die größten Gelehrten dieses Zeitalters zwar waren durchaus keine Spezialisten — und wenn man die Wissenschaft späterer Zeiten empirischer und deskriptiver Hochfluth alexandrinisch genannt hat, so thut man damit nicht ihnen, sondern den Alexandrinern Unrecht. Eratosthenes z. B. und mancher von den bedeutendsten Forschern der Epoche war in unserem Sinne durchaus Polyhistor. Sonst freilich schritt die Arbeitstheilung unendlich vorwärts, und mit der genauen und sorgfältigen Forschung wuchs auch die Zersplitterung und Einseitigkeit der wissenschaftlichen Anschauung.

Doch wer dürfte über diesen Mängeln die Vorzüge dieses Zeitalters übersehen. Kein Zweifel, die Exaktheit der Detailforschung hat damals ihre ersten großen Triumphe gefeiert. In den Geisteswissenschaften hat die Philologie schon damals, dicht nach ihrer Entstehung, die Kunst ausgebildet, einen ungeheuren Apparat allgemeiner und besonderer Kenntnisse in Bewegung zu setzen, um zum vollkommenen sprach-

1) Susemihl, Geschichte der griechischen Litteratur in der Alexandrinerzeit I (1891) S. 835 ff.

lichen Verständniß des vorhandenen Schriftthums zu gelangen. Gewiß, man verlor sich in dieser wesentlich rezeptiven und konservierenden Thätigkeit vielfach in geistigen Kleinkram, aber man erzielte dabei auch eine Verfeinerung des Sprachgefühls und der Interpretationskunst, die von höchstem Werth für die Methode aller damaligen und späteren Geisteswissenschaft wurde. In der Naturforschung aber trug Eratosthenes mit seiner Entdeckung der Kugelgestalt der Erde einen der größten Erfolge davon, die der Erfahrungswissenschaft überhaupt je gelungen sind.

Und wenn der einzige große Historiker der Epoche, Polybios, zwar auch in vielen Stücken bei der alten rein beschreibenden Methode verharrt, ganz sind doch die Errungenschaften einer systematischen, den Stoff begrifflich ordnenden Geschichtsauffassung, wie sie bei Aristoteles emporgestiegen war, an ihm nicht verloren gegangen. Er hat in sein großes Werk nicht nur eine Darstellung der römischen Verfassungsgeschichte eingeschoben, sondern dabei, wie auch in einer Anzahl leitender Bemerkungen, geradezu die Absicht gehabt, die theoretische Einsicht in das Wesen des Völkerlebens zu fördern. Seine geschichtsphilosophische Anschauung von dem Kampf der Persönlichkeit gegen das Schicksal ist gewiß nicht erschöpfend, oder auch nur annähernd zureichend, auch seine politisch-theoretische Grundidee von der Nothwendigkeit einer Mischung monarchischer, aristokratischer und demokratischer Verfassungselemente ist etwas schematisch und einseitig.[1]) Aber immerhin wirkt doch diese begriffliche Grundlage auch hier glücklich auf die historische Darstellung ein: er kommt zu einer wenigstens annähernd entwicklungshistorischen Auffassung der römischen Verfassungsinstitutionen und -Veränderungen. Allerdings seine evolutionistische Grundidee tritt, freilich stark von Aristoteles beeinflußt, völlig rein nur da

1) Man vergleiche Ritters (Studien über die Entwicklung der Geschichtswissenschaft, Hist. Zeitschr. LIV [1885] S. 25) Kritik.

hervor, wo er von dem Wandel der Staatsformen überhaupt redet [1]), wo er also wieder ein theoretisch-politisches Gesetz aufstellt. Und seine verfassungsgeschichtlichen Abschnitte greifen nicht so tief in den großen Nexus der Dinge ein, wie des Aristoteles Athenerstaat, und sie bleiben weit davon entfernt, nun etwa den Gesichtskreis noch über Aristoteles hinaus zu erweitern und die wirthschaftlichen oder sozialen [2]) Grundströmungen aufzusuchen, die der inneren Staatsgeschichte so oft die Richtung geben, aber immerhin gelangt er doch dazu ganze Verfassungsentwicklungen über die Jahrhunderte hin zu verfolgen und sie als Totalitäten zu sehen; ja sein halbwegs universaler Gesichtskreis läßt ihn bis zur Vergleichung von mehreren Volkscharakteren fortschreiten; er stellt Römer, Griechen und Karthager neben einander und vergleicht sie wenigstens in Hinsicht auf den einen Punkt, die politische Integrität.

Schließlich ist indeß die Hauptmasse seiner Darstellung rein erzählend gehalten; und es ist ein wunderlicher Irrthum, daß man dem Ausdruck pragmatisch, den er auf die Staatsgeschichte als solche, insbesondere auf die auswärtige, anwendet, den Begriff einer vornehmlich kausal vorgehenden Geschichtsschreibung untergeschoben hat. Aber man wird des Polybios doch immer dann dankbar gedenken müssen, wenn man den Spuren begrifflich werdender Geschichtsschreibung in älteren Zeiten nachgeht. Er ist der Einzige, der des Aristoteles starke Anregung auf sich hat wirken lassen, und in einem Punkte wenigstens ist er doch auf der vom Meister gewiesenen Bahn fortgeschritten: er erweitert den herkömmlichen Bereich historischer Darstellung ganz außerordentlich, insofern er nicht nur von griechischer Geschichte, sondern grundsätzlich von der des gesammten Kreises der Mittelmeervölker sprach. Gab er darin auch dem Gang der Weltgeschichte selbst nach, der durch den Kampf zwischen Rom und Karthago die westlichen Verhältnisse in immer größere

1) Buch VI, Kap. 51 ff.

2) Ritter S. 29.

Nähe rückten, so muß er doch auch auf theoretischem Wege zu dem Gedanken einer solchen Ausweitung des historischen Horizonts gekommen sein. Auch diese Programmänderung dem bisherigen Bestand gegenüber mag am letzten Ende — seine sehr bewußten Aeußerungen[1]) über den Gegensatz lassen darauf schließen — auf eine halb systematische Erwägung zurückgehen, die sich von der Unzulänglichkeit und Ergänzungsbedürftigkeit einer ganz national begrenzten Geschichte überzeugte.

Daß auch sonst der Geist systematischer Wissenschaft nicht erstorben war, dafür spricht das Aufblühen eines so ganz formal-logischen Forschungszweiges wie der Mathematik, vor allem aber die Thatsache, daß wenigstens zu Anfang der Epoche noch einige große Würfe philosophischer Spekulation gewagt wurden. Stoizismus, Epikureismus und Skeptizismus, die drei wirklich produktiven Philosophieen, die zu Beginn dieses Zeitalters, d. h. gegen Ende des vierten und im Laufe des dritten Jahrhunderts, aufgestellt wurden, sie haben bei aller Verschiedenheit das mit einander gemein, daß sie umfassende Systeme aufstellen und vielfach souverän subjektiv und deduktiv verfahren.

Freilich tragen auch sie der herrschenden Grundströmung der wissenschaftlichen Bewegung ihren Zoll ab. Die stoische Naturanschauung ist voll von empirischer Vorsicht und sehr weit entfernt von metaphysischer Kühnheit. Man merkt ihr überall an, daß sie nach Aristoteles, daß sie im Zeitalter alexandrinischer Erfahrungswissenschaft entstanden ist. In manchen Stücken dieser ihrer Physik greift sie zwar auf Heraklit zurück, aber damit ist nur gesagt, daß dessen Genie noch lange vor den Zeiten umsichtiger Einzelforschung der Spekulation Schranken setzte. Die Stoiker leugnen vor allem — ganz modern-materialistisch — das Dasein irgendwelcher unkörperlicher Dinge: und damit ist nicht nur die

1) Buch I, Kap. 1.

Traumwelt der platonischen Ideen verworfen, sondern selbst noch die nicht aristotelische Scheidung des Stoffes von seinen Formen, die doch auch nicht nur ideell, sondern halb auch wirklich ein Sonderleben führen. Und als konsequente Monisten ziehen sie dann des Weiteren die Folgerung des Pantheismus.

Aber auch ihre Ethik oder besser ihre Glückseligkeitslehre -- denn von der kantischen Rigorosität einer ausdrücklich Unlust erregenden Sittenlehre wußten auch sie glücklicherweise nichts — ist außerordentlich beeinflußt von dem Realismus ihrer Zeit. Schon die Grundthese: regele dein Verhalten nach dem Willen der Natur, legt dafür lebendiges Zeugniß ab. Schließlich ist auch das praktische Ziel ihrer Lebensweisheit gesetzt von einer sehr vorsichtigen, erfahrungsmäßigen Psychologie: meide die Lust, denn sie beeinträchtigt die höhere Glückseligkeit der Selbstbeherrschung, und lege keinen Werth auf äußere Güter, denn sie sind für dieses höchste Gut ganz gleichgültig.

Und auch dem Geist der sozialen Entwicklung dieses Zeitalters huldigen sie da, wo sie, wie wenigstens die späten Stoiker gethan haben, die politischen und gesellschaftlichen Konsequenzen aus dieser ihrer Sittenlehre ziehen. Da treten sie — ehrlicher Weise —, eben in Verfolg ihrer Glückseligkeitstheorie, nicht unter den heuchlerischen Vorwänden, die der moderne Altruismus liebt, für die Solidarität aller Menschen, für eine ganz unnationale Nächstenliebe und gegen die Trennung der Menschheit durch Staats- oder Volksgrenzen auf. Der Kosmopolitismus des Aristoteles ist hier vollends zum System erhoben. Allerdings folgt ihre Moral nicht der sittlichen Zersetzung der Epoche, sondern tritt ihr vielmehr entgegen, aber die unkörperschaftliche, massenindividualistische Strömung dieser Jahrhunderte kommt in diesen Theorien sehr scharf zum Ausdruck.

Noch viel deutlicher wird dieser Zusammenhang in der epikuräischen Lehre, die etwas früher als die stoische, vom

Ausgang des vierten Jahrhunderts an, von ihrem Urheber, Epikur, verkündet wurde. Schon bei den Stoikern ist vor allem die Weltanschauung fast ebenso sehr ein Mittel, das Ich über die Fragen der Natur zu beruhigen, als der Ausfluß eines Mühens um die Welträthsel. Epikur aber läßt ganz unverhüllt erkennen, daß all' sein Philosophieren nur den Zweck hat, den Einzelnen glücklich zu machen. Und indem er optimistisch deutet, was bei den Stoikern in etwas düstere Gewänder gehüllt ist, kommt er doch nicht zu allzu weit abweichenden Ergebnissen. Freilich ist ihm gerade die Lust der Zweck des Lebens, aber er grenzt sie vorsichtig ab gegen alle thöricht sich selbst vergessende Ausschweifung, er eifert so leidenschaftlich für Mäßigkeit und Selbstbeschränkung, er hat so ganz die Glückseligkeit des genügsamen Weisen im Auge, daß seine Lehre in ihrer reinen Form für die Lebenspraxis kaum andere Konsequenzen als die Moral der Stoiker hat, was freilich nicht verhinderte, daß man aus ihr auch ganz andere Folgerungen zog.

Das Ich, das Subjekt war hier ganz ohne Umschweife auf den Thron der Welt erhoben; nichts natürlicher, als daß auch eine Erkenntnißtheorie dieser Richtung auftrat. Die Logiker dieses Subjektivismus wurden die Skeptiker Pyrrhon, Timon und ihre Schüler, die, noch etwas vor den Epikuräern auftretend, doch auch das dritte Jahrhundert beherrscht haben. Sie lehnen sich gegen die Gewißheit aller unserer Erkenntnisse auf, und sie behaupten, daß es überhaupt unmöglich sei, zu objektiver Wissenschaft zu kommen, aber — und das ist charakteristisch für die Zeit — dieser Zweifel wird ihnen nicht zur Quelle des Mißbehagens, des Pessimismus, sondern sie sehen in ihm vielmehr ein Mittel, zur inneren Ruhe, zu völliger Sorglosigkeit zu gelangen.

Schon diese beiden Systeme der Epikuräer und der Pyrrhoniker lassen ein Erschlaffen der Schöpferkraft des philosophischen Genius der griechisch-hellenistischen Kulturwelt erkennen. Von der Mitte des dritten Jahrhunderts ab ist es

dann vollends zu keiner Produktion neuer Gedanken mehr gekommen. Die neuere Akademie, die in Athen die alten Traditionen aufrecht erhielt oder eklektisch verbrämte, war ungefähr in demselben Sinne Philosophie, wie die so vieler moderner Epigonendenker.

Der alte Götterglauben mag sich in dieser Periode in der großen Mehrheit der Menschen ganz in den alten Formen erhalten haben; die geistigen Führer aber haben sich offenbar immer weiter von ihm entfernt. Der stoische fast ganz materialistische Pantheismus ist mit ihm völlig unvereinbar. Die in ruhevoll-unthätiger Seligkeit dahinträumende Götterwelt Epikurs, die eine ganz willkürliche ästhetische Schöpfung ist, nimmt sich aus wie ein zur Ruhe gesetzter Olymp, die Skepsis hatte vollends nichts mit Religion zu schaffen. Und man sollte auch nicht, wie zuweilen geschieht, von Polybios' Abwendung von „seichtem" Freidenkerthum so viel sprechen, denn was er an der oft berufenen Stelle seines Werkes sagt, ist nichts anderes als die durchaus rationalistische Anschauung, daß man die Menge bei dem alten Glauben erhalten müsse, um sie besser regieren zu können.[1])

Nur eines blieb von der immer schattenhafter werdenden Mythenwelt für die geistig Schaffenden übrig: ihre Darstellung im Bilde. Da die alten Kulte bestehen blieben, so wurden auch die alten Göttergestalten immer von neuem geformt. Und die hellenistische Plastik ist vielleicht das köstlichste und werthvollste Gut, das dies Zeitalter überhaupt hervorgebracht hat. Gewiß, auch sie ist abhängig von den Anregungen der großen, dahinten liegenden Zeit, aber sie hat doch mit eigener Kraft das überkommene Erbe festzuhalten und zu mehren gewußt. Zunächst ist der gehaltene und bewußt-unpathetische, der absichtlich-unabsichtliche Realismus, den Lysipp heraufgeführt hatte, fortgepflanzt und vielleicht sogar weitergebildet worden. In dem betenden Knaben und

1) Buch VI, Kap. 56.

mehr noch in dem sitzenden Hermes[1]) ist über Lysipp hinaus nicht nur die Beherrschung des Leiblichen, sondern auch die Wiedergabe von Gemüths- und Willensregungen und ihrer Spiegelung im Körper erreicht. Die rührende Hingabe, die sich in der Haltung des flehenden Halbjünglings, und noch großartiger die fascinierend getroffene Spannkraft des zum Ansprung bereiten Gottes wissen wieder noch mehr zu sagen als etwa der Apoxyomenos Lysipps. Und wo ein Künstler zu der alten Aktionsfreude myronischer Plastik zurückgriff, wie der Urheber des borghesischen Fechters[2]), da stellt er den Körper zwar in der allerlebhaftesten Bewegung dar, aber er bewahrt im übrigen der Realität gegenüber dieselbe objektive Zurückhaltung, wie einst Lysipp. Die anatomische Bewältigung und Durchdringung des Leibes ist die denkbar gewissenhafteste, aber Haltung und Gesichtsausdruck sind ohne jede Pose, ja ohne allen Accent. Sie athmen nicht um eines Haares Breite mehr Pathos als die Wirklichkeit selbst.

Nebenher sind freilich auch noch weiter zurückreichende Traditionen rege geblieben: die tanzende Mänade erinnert in ihrer wundergleich schönen Haltung an Praxiteles und durch die unnachahmliche Musik des Faltenflusses an noch ältere Meister, an das fünfte Jahrhundert. Und später hat man noch weiter zurückgegriffen: die Aphrodite von Melos, die man ins zweite Jahrhundert versetzt, nähert sich in der edlen Reinheit des dargestellten Frauentypus und ein wenig doch auch in der breiten Stilisierung des Gesichts, insbesondere der Nase, der Kunstweise des Phidias und seiner Schule. Doch freilich die Erfahrungen, die Kunst und Leben inzwischen gemacht hatten, haben auch diesem Werk ihre Spuren aufgeprägt: der Körper, dessen körnig-warmer Marmor Leben auszuathmen scheint, ist im Detail so eingehend behandelt, wie es im fünften Jahrhundert vermuthlich noch nicht möglich

1) Berlin, Museum: Neapel, Museum.
2) Paris, Louvre.

gewesen wäre: der Realismus Lysipps hatte den Blick für die feinsten Nuancen der Fläche ganz erstaunlich geschärft. Selbst kleine Naturalismen fehlen nicht — man beachte die Wiedergabe der Zehen. Wichtiger ist, daß auch die Psychologie tiefer ist, als die der Phidias-Schule: so hehr und heilig das Antlitz der Göttin aufgefaßt ist, und so sehr diese großen Züge der Charakteristik betont sind, es fehlt doch auch nicht an Feinheiten, die nur einer sehr viel differenzierteren Kunstübung möglich sind. Der ganz leise, mit der vornehmsten Zurückhaltung angebrachte und doch unverkennbare Zug hochmüthigen Stolzes, der den rechten Nasenflügel umzittert, ist von raffinierter Delikatesse. Und die fast unmerkbaren Runen einer nicht ganz unreifen Lebenserfahrung, die um die Mundwinkel mit vorsichtigem Meißel eingegraben sind, setzen in dieses Urbild königlich stolzer Weiblichkeit einen nicht so bedeutenden, aber auch durchaus nicht unwichtigen Accent. Was aber wußte die so viel einfachere Zeit des Phidias von solchen Mitteln verfeinerter Seelenmalerei!

So war denn die Kunst dieses Zeitalters in ihren höchsten Erzeugnissen auch da, wo sie sich von älteren Vorbildern beeinflussen ließ, durchaus kein knechtisch kopierendes, blutarmes Epigonenthum, sondern sie schuf neues warmes Leben. Und neben dieser die Tradition nicht nur festhaltenden, sondern sie noch fortentwickelnden Richtung gehen andere her, die mehr Neues bieten. So bilden insbesondere die Alexandriner in ganz folgerechter Ausbildung der Lysippischen Wirklichkeitskunst einen Naturalismus aus, der in seiner Brüskheit fast an die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts erinnert. Reine Genregegenstände kommen auf und mögen den Weg zu Weiterem gebahnt haben; die Kleinkunst schreitet fort, und schließlich entstehen Werke wie das Relief, das nicht nur einen zu Markte ziehenden Bauern und seine Kuh, sondern auch noch ein ganz detailliert ausgestattetes Stück Architektur abschildert, oder wie jene Statuen der alten Hirtin und des alten Fischers, die alle Hagerkeit des Leibes, alle Runzeln des Gesichts der

Alten und die ganze Plumpheit des Tagelöhners wiedergeben.[1])

Außerdem aber kommt es zur Ausbildung einer Kunst, die von den beiden wirkenden Faktoren des Zeitalters nicht einen allein fortentwickelt, sondern sie beide, den älteren Idealismus und die neuere Stoffkunst in ein Ganzes und selbstverständlich Neues verschmilzt. Es entsteht eine halb heroische, halb der Wirklichkeit zugewandte Plastik, die man mit dem besten Rechte der Malerei des Barock verglichen hat. Von den Meistern der alten großen Zeit scheinen ihr diejenigen am meisten Vorbild gewesen zu sein, die starke Aktionen Leibes und der Seele zu schildern liebten. Wie die Kunst des Barock von Michelangelo ausging, so mag hier vielleicht Skopas die nur erst sehr viel später wirksam gewordene Anregung dargeboten haben. Mir scheint, die erste Etappe auf diesem Wege bedeutet der Torso von Belvedere[2]), den man in den Anfang der hellenistischen Zeit zu setzen pflegt. Er ist in der strotzenden Fülle seiner prachtvollen Muskulatur das Urbild heroischer Körperkraft, und sollte man sich zu ihm einen Kopf denken, er müßte von leidenschaftlichster Bewegung sein. Brunn hat an diesem Werke getadelt, daß es die einzelnen Glieder nicht ganz individuell ausgebildet habe, aber auch dieser Vorwurf würde, wenn er wirklich ganz berechtigt ist, jene Parallele bestätigen. Doch scheint mir dieses Werk vor allem deswegen so hoch zu stehen, weil es bis zu dem innersten Kern der Realität, in diesem Fall der herben Kraft eines starken Mannesleibes vordringt. Und wie groß das künstlerische Vermögen des Apollonios, seines Urhebers, war, wird hier dadurch besonders klar, daß dem Werke Kopf, Arme und Unterschenkel fehlen und daß dem Künstler trotzdem gelungen ist, auszudrücken, was er vor allem wollte.

Noch barockmäßiger, aber eben deswegen vielleicht auch

1) München, Glyptothek; Rom, Kapitol.

2) Rom, Vatikan.

schwächer ist die Laokoongruppe[1]), die auf der Insel Rhodos, einem der Hauptsitze hellenistischer Kunstübung, entstanden ist. Es ist ein Werk, in dem ähnlich, wie bei den Naturalisten des siebzehnten Jahrhunderts, radikale Wirklichkeitskunst und eine ganz absichtliche Formbehandlung in eines verschmolzen sind. Der schlechthin gräßliche Gegenstand, der in dem qualvoll sich krümmenden Leibe des Vaters am herbsten und wahrsten zum Ausdruck kommt, steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu der bis ins Einzelne hinein überlegten und gewollten Komposition. Und dieser Kontrast geht vom Ganzen auch auf die Theile über: das Gesicht des Vaters soll den höchsten Schmerz und mehr wohl noch das heiße Flehen um Erlösung ausdrücken, und dennoch ist es in mehr als einem Betracht stilisiert. Und ist das jugendlich reizende Antlitz des Sohnes zur Rechten ganz unverfälscht von Schmerz verzerrt, so ist die Körperhaltung des Sohnes zur Linken bis zum Abstoßenden glatt und künstlich. Und ich weiß nicht, ob dieser Eindruck allzu absichtlichen Feilens nicht der zuletzt zurückbleibende ist, trotz allem Lobe, das dieser Gruppe schon gespendet ist.

In Pergamon aber, der Residenz der vielleicht kunstfreundlichsten Dynastie dieser Zeiten, hat man diese Fesseln eines falschen Idealismus fast ganz abgeworfen, ohne im übrigen freilich sich völlig von der Grundrichtung eines heroischen und doch realistischen Epigonenthums freimachen zu können. Hier war es nach 250 zu einer Blüthe der Wirklichkeitskunst gekommen, die etwa mitten inne zwischen Lysipp und dem alexandrinischen Naturalismus steht. Der sterbende Gallier[2]), ein Werk dieser Epoche, ist von rauher Kraft. Und von ihr ist doch auch auf die an sich viel absichtlichere, gewollt heroische zweite Periode der pergamenischen Kunst nach 200 nicht wenig übergegangen.

Dem gigantisch-angelegten, zunächst fast mehr architek-

1) Rom, Vatikan.

2) Rom, Kapitolinisches Museum.

tonisch, als bildhauerisch gedachten Altarmonument, das damals in Pergamon errichtet worden ist und das die Kunstliebe deutscher Wissenschaft in unseren Tagen der Welt von neuem geschenkt hat, sind die Vorzüge wie die Mängel dieser Kunstepoche in breiten Zügen aufgeprägt. Man wird vom Standpunkt unbefangen universalen Kunstgenusses nicht darüber schelten dürfen, daß die ornamentale Rolle, die hier der Skulptur zugewiesen wurde, in der That bis zur letzten Konsequenz durchgeführt worden ist. Aber offenbar hat doch nur eine Plastik, die keinen ganz großen Ehrgeiz mehr hatte, sich so zurückdrängen lassen können. Denn all' dies unsäglich bewegte Durcheinander kämpfender Leiber zieht sich um diese Postamentwangen größter Dimension herum, ohne daß irgendwo deutliche Einschnitte gemacht, irgendwo starke Akzente gesetzt worden wären. Und diesem Verzicht auf die große Komposition entspricht da auch die Zusammenfassung im Einzelnen, auch da wirrt sich alles unübersehbar durcheinander. Nirgends sind Hauptgruppen herausgehoben, Gestalten, Scenen gesteigert, nirgends Höhen und Thäler der Aktion geschaffen. Und selbst die Leiber, die Köpfe sind in höchstem, ästhetischem Sinne nicht allzusehr individualisiert, alle Muskeln sind von der gleichen, ebenmäßig aufgeregten Anspannung beherrscht, die sich zuletzt, wie das athemlose, anhaltende Getöse einer Meyerbeerschen Oper, selbst aufhebt. Aber dem steht gegenüber eine Beherrschung des Leiblichen, eine Größe der Gewandbehandlung und zuweilen eine Vertiefung des Seelischen, die an die höchsten Gipfel der alten griechischen Kunst erinnern und sie ähnlich, wie andere Werke dieses Zeitalters, in gewissen Punkten noch übertreffen, weil sie noch komplizierter, noch differenzierter, noch moderner sind.

Wenn die Plastik dieser Epoche selten völlig Unabhängiges, aber unendlich oft mit großem Sinne Fortgebildetes schuf, so mag auch die Malerei, nach den Ueberresten zu urtheilen, nicht ganz zurückgeblieben sein; sie mag vor allem im Bildniß Neues und Bedeutendes hervorgebracht haben. Die

Porträts, die man aufgefunden hat, scheinen nicht über einen getreuen und leicht aufhöhenden, aber nicht sehr tiefen und gewiß nicht großartigen Realismus hinausgegangen zu sein. Selbst die Architektur hat, wie man vermuthet, wenigstens eine beträchtliche Neuerung in dieser Zeit zu stande gebracht: den Geschoßbau von Palästen; ja vielleicht sind schon dieser Zeit die kühnen Konstruktionswagnisse der Römer, insbesondere ihre Gewölbe gelungen.

Und ein ähnliches Gemisch von viel Nachahmung und einiger Selbständigkeit läßt endlich auch das Bild der Poesie dieser Periode erkennen. Die bukolische Lyrik des Theokrit und seiner Zeitgenossen ist vor allem ein später Nachklang der alten ionischen Liederdichtung des griechischen Mittelalters, aber da sie technisch vollkommen und nicht allzu glatt ist, da sie überdies die viel reflektierteren Sentiments der eigenen Epoche durchempfinden läßt, so behauptet sie ihren Platz in diesem Epigonenzeitalter durchaus. Ein Schwarm von Elegie-, Hymnen-, Epigrammendichtern umgiebt sie: auch das Kunstepos erwacht zu neuem Leben: die Komödie erhält sich auf dem Niveau des vierten Jahrhunderts. Alle die Zierlichkeit und Geziertheit klassizistischer Perioden ist damals zum ersten Mal vereint aufgetreten. Kunst und Künstelei, Formenkühnheit und Formenglätte, Steigerung und Schwulst gingen damals in dieser Vereinigung, wie noch so oft, Hand in Hand. Mitten hinein in diese Eleganz brechen wie in der Geschichte der bildenden Kunst zuweilen auch ganz andere Regungen: so der derbe Naturalismus der Possen des Herondas.

Versucht man auch für diese Periode den gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtlichen Kern der geistigen Entwicklung herauszuerkennen, so fallen zunächst sachliche Berührungen mit der Sozial- und Staatsgeschichte da in die Augen, wo die Litteratur ausdrücklich Stellung nimmt zu dem Problem des Verhältnisses des Einzelnen zur Gemeinschaft. Wie deutlich sich die individualistische Unterströmung des

Zeitalters in der Ethik der Stoiker und Epikuräer wiederspiegelt, davon war schon die Rede. Und auch, daß es sich hier nicht um den Selbständigkeitsdrang der starken Einzelnen, sondern um den der Vielen, der Menge, Aller handelt, tritt sehr deutlich hervor. Wie groß ist der Abstand dieses Subjektivismus von dem älteren der Sophisten: wohl beherrscht das Ich und sein Bedürfniß ganz und gar nicht nur die Moral, sondern selbst die Naturanschauung und Logik dieser Schulen; aber die Voraussetzung ist überall die Idee, daß nicht nur einzelnen Bevorzugten, sondern Allen dieses selbe gleiche Recht auf Ich-Auswirkung und Glückseligkeit zukomme. Die Tugendlehre der spätern Stoiker zieht denn auch die positiven Folgerungen aus diesem System des gemäßigten Egoismus: sie fordert ausdrücklich Nächstenschonung und Nächstenliebe. Und ihr Kosmopolitismus, ihre Abneigung gegen die Staatsschranken entspricht dann vollends dem Geist der Institutionen dieses Zeitalters, das zwar staatliche, aber im Grunde keine nationalen Grenzen kannte, und in dem das vorherrschende Element der Hellenen ein nur halb nationales, halb aber internationales Bindemittel darstellte.

Im übrigen war die geistige Bildung dieser Zeiten allzu sehr Erbe und Epigonengut, als daß man sie ohne Weiteres als Zeugen für die Entwicklung der Persönlichkeit zulassen dürfte. Einige ihrer wesentlichsten Grundzüge begegnen sich indessen in etwas mit den entscheidenden Faktoren des Staats- und Gesellschaftslebens. Jeder Klassizismus hat eine innere Wahlverwandtschaft mit der unumschränkten Monarchie: in beiden Fällen wird ein Absolutes auf den Thron gesetzt, hier eine Institution, dort ein Kunstideal.

Eine wesentliche Abweichung stellt nur die empirische, oft nur deskriptive Grundrichtung der Wissenschaft dar. Denn neben dieser breiten erfahrungswissenschaftlichen Strömung hält sich zwar eine durch Philosophie und Mathematik vertretene Begriffsforschung viel kühnerer Art eine Zeit lang aufrecht; aber einmal hat sie auch in den Anfängen der Epoche, da

sie am mächtigsten war, niemals über jene die Herrschaft erlangen können und überdies ist sie in den beiden letzten Jahrhunderten des Zeitalters fast ganz bei Seite gedrängt worden.

Indessen wird man, wenn man sich hütet zu schablonisieren, auch für diesen Faktor ein Analogon in der eigentlich sozialen Struktur der Zeit finden. Eben jene Grundströmung eines im gesellschaftswissenschaftlichen Sinne demokratischen Individualismus birgt viele und starke Instinkte der Hingebung in sich, Instinkte, die der praktische und theoretische Kosmopolitismus der Zeit nur klar ausspricht. Die Deskriptionslust der alexandrinischen Gelehrsamkeit aber entsprang, wie jede andere, eben dieser psychischen Wurzel, man warf sich freudig dem Stoff in die Arme und konnte sich in demüthiger Selbstunterwerfung vor ihm nicht genug thun. Es ist zuletzt derselbe Trieb, der die Stoiker zu ihrer Moral der Nächstenliebe führte und der in diesem auf Frieden und Ruhe bedachten Zeitalter auch praktisch in hohem Maße zur Geltung gekommen sein muß. Und schließlich entspricht auch die im Grunde etwas unwählerische, etwas distinktionslos-gleichgültige Hingabe an den Stoff dem ebenso unwählerischen Individualismus der Vielen, der Jeden, auch den Unbedeutenden, gelten läßt oder — ethisch gewandt — ihn sogar schonen und lieben heißt.

Trotzdem wird man nicht verkennen dürfen, daß dieser Grundzug der Forschung eine besondere Note in das persönlichkeits- und gesellschaftsgeschichtliche Konzert der Zeit bringt. Vielleicht ist er zum Theil durch die unendlich weitgehende Abhängigkeit dieser Epigonen von ihrem Vorbild Aristoteles historisch bedingt; vielleicht, wahrscheinlich hat sich der Geist aufopfernder Hingabe und Treue, der dem Staats-, wohl auch dem Familienleben entschwand, hier länger erhalten. Jedenfalls hätte der Massenindividualismus dieser Zeiten seine positive, soziale Seite ganz der Wissenschaft, seine negative, zersetzende, ganz der politischen Bewegung der Zeit zugekehrt.

Mannigfach kompliziert und zusammengesetzt ist der Geist

dieser Epoche, jedenfalls mehr noch, als der mancher anderen. Der Zwang hält die bestehenden Einungen in Staat und Kunst, Völkern wie Schulen zusammen, dort durch die Monarchie, hier durch die übermächtigen Geistesideale einer vergangenen Zeit verkörpert. Aber der Einzelne, das Ich sträubt sich dawider, zuweilen in der Idee — dann kommt es zu Regungen halber Selbständigkeit, sei es zu einer etwas gewaltsam heroischen Formenkunst, sei es zu vorsichtig-matten Nachklängen der alten, kühnen Metaphysik —, öfter im Leben. Zwar die politischen Institutionen sind eisern fest: die Gedanken eines praktischen Masseninduvidualismus, einer Demokratie regen sich nicht einmal. Das stolze Wort, das einst Aristoteles gebraucht hatte, das also erst an der Schwelle dieser Epoche gefallen war: Griechenart unterscheide sich von asiatischer dadurch, daß Orientalen zwar wohl Kunstsinn und Verstand, nicht aber starker Muth zu Theil geworden sei, und daß deshalb die Hellenen Freie und die östlichen Völker Knechte seien — es hatte nicht allzu lange nachher seine Wahrheit fast ganz verloren. Gewiß, eine halbe Selbständigkeit haben wenigstens die Griechen des Mutterlandes auch jetzt noch bewahrt und sie haben zuweilen noch um mehr gekämpft. Schließlich geriethen sie doch immer wieder in halbe Abhängigkeit von den Mazedoniern, und in den großen Monarchieen des Alexander-Reiches haben sich die Hellenen ganz ebenso unter das Joch des Despotismus gebeugt, wie die Orientalen.

Aber unter- und innerhalb der Grenzen staatlicher Machtsphäre regte sich zwar gewiß nicht der Persönlichkeitsdrang des starken Einzelnen, wohl aber der Absonderungstrieb der Vielen. Der Prozeß sozialer Auflösung, einer wirthschaftlichen, nationalen und sittlichen Individualisierung ist nicht zum Stillstand gekommen, sondern eher fortgeschritten. Das politisch zuletzt nicht mehr wirksame und niemals ganz zur Herrschaft gelangte, aber immer vorhandene Nationalgefühl der Griechen ist dem Hellenismus ganz abhanden gekommen und auch den anderen sozialen Verbänden, der

Familie und noch erfolgreicher den in voller Auflösung begriffenen Ständen hat sich der Einzelne nach Möglichkeit entzogen. So war der Massenindividualismus stark genug, die untere Strömung des Flusses der sozialen Entwicklung zu beherrschen, an die Oberfläche des Staates aber wagte er sich nicht. Und die Hingabe des Einzelnen, die in der Wissenschaft sich so vielfach bewährte, fand im politischen Leben ebenso wenig Widerhall, wie die starken Regungen wagender Persönlichkeit, die der Kunst ihre höchsten Erfolge errangen. Das soziale Bild der Epoche zeigt Zwang von oben und passiven Widerstand und Zersetzung von unten.

Kann man sich wundern, daß diese Staatenwelt in sich zusammenbrach, als der erste ernsthafte Angriff von außen erfolgte? Es giebt ja doch schließlich keine üblere Prognose, als das Zusammentreffen sozialer Zersetzung und despotischen Staatszwangs, als einen Individualismus, der so schwach ist, daß er sich nicht mehr politisch, sondern nur noch wirthschaftlich und sozial zu äußern vermag, und einen Absolutismus, der ohne jeden Rückhalt in den entnationalisierten und kosmopolitischen Völkern sich nur auf seine äußere, nicht aber auf moralische Machtmittel verlassen kann. Daß das Söldnerwesen in den Heeren dieser Zeiten eine so große Rolle spielte, ist für beide Faktoren charakteristisch, für die weltbürgerliche Friedensliebe der Völker, wie für die brutale Gewalt dieser despotischen Monarchien. Der barbarisch-tumultuarischen Invasion der keltischen Stämme, die wie eine erste Woge der späteren Völkerbrandung in Nordgriechenland anprallte und Kleinasien überschwemmte, haben die Hellenen des Mutterlandes und später das kleine, aber an staatlicher und geistiger Kultur hervorragende Königthum der Pergamener Stand gehalten; der starken Offensive des reifenden Weltreichs haben alle diese Staaten zusammen, die das halbe Becken des Mittelmeers umspannten, noch weniger widerstehen können, als einst die Griechen des alten Hellas den Mazedoniern. Wohl hat der Völkerkampf sich über anderthalb Jahrhunderte erstreckt,

er endigte aber mit einer viel vollkommeneren Unterwerfung. Der Hellenismus ist von den Römern zuletzt völlig und dauernd überwunden, was den Mazedoniern gegen die nicht ganz erstorbene Freiheitsliebe der eigentlichen Griechen nie gelungen ist. Der Stolz von Hellas ist nun freilich auch gänzlich gebrochen worden, die zweite, die römische Eroberung war eine vollständige auch hier. Nun wurde auch der Schatten der griechischen Unabhängigkeit, der den Schlag von Chäronea überwunden hatte, zu Grabe getragen.

Für die Gesellschaftsgeschichte der Menschheit ist freilich auch hier wie in der engeren griechischen Entwicklung wesentlich, daß nicht eigentlich die herrschenden Formen der sozialen Bewegung für den Zusammenbruch verantwortlich gemacht werden können. Weder Massenindividualismus, noch Kosmopolitismus haben damals Schiffbruch gelitten, sondern auch hier ging eine Volkskraft zu Grunde. Die hellenische Geschichte weist einen wunderbaren Kreislauf auf, ihre Anfänge spielen sich im Grunde in der außengriechischen Peripherie, in den kleinasiatischen und unteritalienischen Nebenlanden ab. Diese haben in der geistigen und selbst in der politischen Kultur die Führung: Philosophie und Tyrannis, der dorische und ionische Stil, das Epos und das Lied sind hier zuerst emporgewachsen. Dann konzentriert sich alles geistige und politische Leben der Griechen in Hellas, jene zwei großen Jahrhunderte hindurch, die die strahlendsten Blätter der Weltgeschichte darstellen. Nachher aber tritt es wieder vom Rumpf in die Glieder, in die Peripherie. Daß diese halbe Wiedergeburt noch nach dem Sinken der eigentlich hellenischen Volkskraft möglich war, ist nur dadurch zu erklären, daß die Mazedonier ihr frisches Blut in diesen Kreislauf fließen ließen und daß auch der Orient noch neue Säfte herzugeben hatte. So entstand eine ganz neue Völkermischung. Aber diese Nationen- oder besser Ländergruppe hat doch auch wieder nur die alte Entwicklung fortsetzen können. Das mazedonische Volk, das eben erst in sein Mittelalter hineinwuchs, hat mit raschen

Schritten die Bahn durchmessen, für die selbst die rasch-lebigen Hellenen mehr als ein halbes Jahrtausend gebraucht hatten; ganze Stadien, wie die der Aristokratie, der Tyrannis der Volksherrschaft hat es überflogen, um sogleich dem neuen Absolutismus zu huldigen, dem satte, müde Völker nach jenen wieder anheimzufallen pflegen. Und auch die physische Kraft des jungen Volks der Ebene am Strymon-Fluß mag in der Ueppigkeit einer Siegeslaufbahn ohnegleichen und in der schwülen Luft des asiatischen und afrikanischen Orients bald gesunken sein. Es ist doch charakteristisch, daß alle Zeichen der Entwicklung, die in diesem sonst sehr gleichmäßig verlaufenden Zeitalter zu entdecken sind, sämmtlich Merkmale des Verfalls und einer sinkenden, bergab gleitenden Geschichte sind. Die Kunst ist stark im dritten Jahrhundert und erlebt im zweiten eine Nachblüthe; die Poesie erreicht ebenfalls im dritten Jahrhundert, der Epoche Theokrits, der Komödien und der Mimiamben die meisten von den ihr überhaupt beschiedenen Erfolgen, die großen Systeme der Philosophie fallen alle in den ersten Anfang des Zeitalters bis in die Mitte des dritten Jahrhunderts, die großen Triumphe empirischer Naturforschung und konstruierender Mathematik und selbst die wichtigsten und maßgebenden Leistungen der sammelnden Wissenschaft der Alexandriner, sie fallen alle in die erste Hälfte der Periode. Vor allem ist auch die Zeit der eigentlichen Alexander-Söhne, der Diadochen, die Zeit des einzigen sehr großen Aufschwungs der Staatskunst, wenn auch nur mit den Mitteln der herrschenden Staatsform, des Absolutismus. Nachher aber ist überall Sinken der Kräfte, Verfall, Absterben im geistigen und dumpfe Stille im politischen Leben zu bemerken. Auch hier ging wieder ein Völkerleben zur Rüste, nur diesmal einer ganzen Nationengruppe — nicht an irgendwelchen bestimmten Formen der sozialen, der staatlichen Ordnung, oder gar des geistigen Lebens, sondern weil die Physis am Ende war. Und auch hier werden die letzten Ursachen dieses Sinkens der körperlichen, der moralischen,

der geistigen Spannkraft in dem lähmenden Einfluß der allzu weichen, allzu linden Luft des Südens zu suchen sein.

Diese Epoche kann sich an Glanz nicht mit der voraufgegangenen Neuzeit der Griechen messen; dazu fehlt ihr zu viel an politischen Impulsen, an geistigen Neuerungen, an Völker- und Geistesfreiheit. Aber über alle Maßen reich ist auch sie: die Wurzeln monarchisch-bureaukratischer Staatsordnung mögen selbst aus unsern Zeiten durch die römische Entwicklung hindurch bis hierher zurückreichen, und die ähnlich peinliche, oft ähnlich kleinliche und doch nothwendige Methode empirischer Wissenschaft ist damals gegründet worden. Lyrik, Epik und Komödie sind künstlich, aber mit Zierlichkeit und Geschmack gepflegt, und manche einzelne Kunstform ist vielleicht nur so für spätere Zeiten erhalten worden. Und wer möchte gar die Plastik dieser Jahrhunderte aus den Blättern der Kunstgeschichte streichen wollen, wer möchte nur ausdenken, daß das hehre Götterbild von Melos uns nicht geschenkt wäre und die rauschenden Fanfaren der Pergamenerkunst uns nicht erklungen wären.

Mit einem Worte, die griechische Kultur ist durch dieses merkwürdige Zwischenstadium hellenisch-mazedonisch-orientalischer Kultur nicht nur erhalten, sondern auch fortgebildet worden. Welch' Barbarismus wäre sonst den Römern beschieden gewesen, und wie manches Fundament wäre vielleicht selbst dem stolzen Bau ihres Weltreiches entzogen geblieben. Denn nicht allein die Kulturgemeinschaft, die dies bunte Völkergemisch des neuen Universalstaates zusammenhielt und damit auch eine wichtige politische Funktion ausübte, ist damals begründet worden, sondern auch die Anfangsgründe aller höheren Verwaltungskunst wurden gefunden. Und so wird man denn dieser Zwischenszene des universal-historischen Dramas mit Dankbarkeit gedenken müssen, mag sie auch nur mit halber Kraft gespielt worden sein und mag auch ihr drohendes Ende über allen Glanz, den sie noch aufzuweisen hat, seinen Schatten werfen.

Drittes Buch.

Staat und Gesellschaft der Römer.

Erstes Kapitel.

Spätes Mittelalter.

1. Der Kampf der Stände.

Bis zum Ende des sechsten Jahrhunderts, d. h. also bis zu dem Zeitpunkt, der in Griechenland ungefähr das Ende der Entwicklungsstufe des späten Mittelalters und den Anbruch der Neuzeit bezeichnet, liegt über der Vergangenheit des römischen Volkes dichtes Dunkel, in das nur hier und da sehr problematische Ueberlieferungen unsicher flackernde Streiflichter fallen lassen. Aber so viel lassen sie und mehr noch die Zustände nach 500 doch erkennen, daß die Periode, die damals in Rom zum Abschluß kam — denn auch dort scheint damals eine Wende der Zeiten eingetreten zu sein —, nicht mit dem gleichzeitig endenden Entwicklungsstadium der griechischen Geschichte verglichen werden darf. Denn die Staatsform, in diesem Fall noch mehr als sonst das signifikanteste Erzeugniß des sozialen Prozesses, deutet an, daß damals die Römer erst gerade in den Entwicklungsabschnitt eingetreten sein mögen, der eben jetzt von den führenden Staaten der Griechen durchlaufen worden war. Mit anderen Worten, ist es überhaupt erlaubt, zwei in vielen einzelnen Stücken sicher weit von einander abweichende Volksgeschichten nur nach den gröbsten, doch freilich auch wichtigsten Umrißlinien zu vergleichen, so scheint der Zeitraum vor 500, der in Griechenland um 750 begann und dort als die Periode aristokratischer Staatsverfassung am ehesten kurz gekennzeichnet werden kann, in Rom gerade die nächstfrühere Stufe, die der primitiven Monarchie, darzustellen. Und eben jene Periode

der Aristokratie, die an so vielen Stellen Griechenlands noch vor 500 der Tyrannis ein Ende gemacht hatte, steigt in Rom um 500 erst empor. Die Jahrhunderte vor 500 also, die in Griechenland spätes Mittelalter gewesen waren, waren in Rom noch frühes, und zum selben Zeitpunkt, von dem ab in Athen die demokratische Neuzeit beginnt, setzt in Rom erst das aristokratische Spät-Mittelalter ein.

Die ganze Armuth der römischen Tradition im Vergleich mit der griechischen aber wird offenbar, wenn man die spärlichen Aussagen, die sich über das frühe Mittelalter Roms mit einiger Sicherheit machen lassen, neben die Fülle der Nachrichten stellt, die über die analoge Epoche der griechischen Welt, über das homerische Zeitalter, die Periode von 1000 bis 750, vorliegen. Das homerische Zeitalter, damit ist Alles gesagt; denn eben der Umstand, daß es keine römische Ilias oder Odyssee giebt, hat vor allem verschuldet, daß von den Einrichtungen und Zuständen der Römer vor 500 so wenig bekannt ist. Gewiß, an einer wirklich historischen, chronikalischen Ueberlieferung, die diesem frühmittelalterlichen Stadium zu Gute käme, fehlt es auch in Griechenland gänzlich, aber in Rom hat auch kein Barde von den Thaten der Väter gesungen und kein Sänger durch unwillkürlichen Anachronismus auf die Ahnen den zeitgenössischen Zustand übertragen und ihn so verewigt. Von einem römischen Alterthum aber darf nicht einmal gesprochen werden; wer will sagen, ob die Stämme, aus denen später die Römer hervorgingen, das entsprechende Stadium ihrer Entwicklung auch nur schon in Italien zurückgelegt haben. So gewaltige Lebenszeichen wie die Mauern und Gräber von Mykene und Tiryns haben sie uns jedenfalls nicht hinterlassen.

Für jenes frühe Mittelalter der Römer[1]) aber scheint in

1) Allen faktischen Angaben der nächsten Abschnitte sind für die älteste Zeit die bisher bis 500 reichenden und leider nur allzu kurzen Bemerkungen Ed. Meyers, für alles Uebrige, wie selbstverständlich, die Darstellungen und Forschungen Mommsens Römische Geschichte, von

Hinsicht auf die politische Entwickelung sicher zu sein, daß ein Königthum bestanden hat, und soweit die im engeren Sinne sozialen Verhältnisse in Betracht kommen, daß eine starke und mannigfache korporative Gliederung das Volk im Ganzen innerhalb des Staates vielfach theilte, in diesen Theilen aber enge zusammenhielt. Abstammung — so in den sagenhaften drei Tribus und in den Gentes —, aber vielleicht auch schon bewußte Spaltung — so in den curiae — erscheinen als Motiv und Ursprung dieser Gliederung, die auch damals schon alle sozialen und staatlichen Verhältnisse, Familienleben, Recht, Kultus, Heeres- und Staatsordnung durchdrungen haben mag. Ein solcher Zustand aber würde wenigstens in dem Grundzug stark ausgeprägten Genossenschaftsgeistes dem entsprochen haben, der für die Griechen des homerischen Zeitalters angenommen zu werden pflegt. Als charakteristische Abweichung tritt nur ein Drang zu konsequenter, durchdachter und deshalb besonders straffer Konzentration hervor: die Bürgergemeinde ist in der Stadt sehr eng zusammengefaßt, der Stadtstaat und seine Herrschaft dem platten Lande gegenüber ist besonders frühzeitig ausgeprägt, der Standesunterschied zwischen Adel und Bürgerthum, besser Edelbauern und schlichten Bauern, ist sehr eifrig betont und auch in der Familie ist das Recht ihres Hauptes, des Familienvaters, schroff ausgebildet.

Von den Ueberlieferungen über angebliche Verfassungen der Königszeit ist vielleicht keine einzige aufrecht zu erhalten, aber soviel wird man ihnen allenfalls entnehmen dürfen, daß auch schon vor der Abschaffung des Königthums die Aristokratie der Patrizier sehr mächtig gewesen ist. Dann aber wäre auch hier, wie in Griechenland, der Unterschied des frühen und späten Mittelalters vor allem in dieser völligen Durchsetzung der aristokratischen Staatsform, nicht aber in

dem zweiten Buche des ersten Bandes ab; Römisches Staatsrecht), und Puchtas (Institutionen) zu Grunde gelegt, ferner die zusammenfassenden Werke von Karlowa (Rechtsgeschichte) und Schanz (Litteraturgeschichte).

einer grundstürzenden Veränderung der sozialen Struktur des Volkes zu suchen. Der Uebergang von der Monarchie zur königlosen Zeit scheint sich viel schneller vollzogen zu haben, als etwa in Athen, und die Katastrophe mag durch die Fremdherrschaft einer etrurischen Dynastie erleichtert worden zu sein. Vielleicht haben auch quasi-demokratische Maßnahmen der Könige zu Gunsten der vermuthlich aus besiegten Stämmen hervorgegangenen Metökenklasse der Plebejer den Widerspruch der patrizischen Aristokratie herausgefordert, worin sich dann eine Vorwegnahme der Vorgänge zeigen würde, die in Griechenland zwar chronologisch gleichzeitig, entwickelungsgeschichtlich aber in einem viel späteren Stadium so oft zum Sturz der Tyrannen geführt haben. Ein Anachronismus, der durch die Einwirkung des dicht benachbarten Großgriechenlands im Süden und des soviel reiferen Etruriens im Norden hinreichend erklärt sein würde.

Den ersten Abschnitten des nun beginnenden rein aristokratischen Zeitalters der römischen Geschichte ist durch den Triumph der Patrizier, den die Abschaffung der Monarchie bedeutete, ihr charakteristisches Gepräge aufgedrückt worden. In vielem Betracht zwar sind auch die Plebejer zur Volksvertretung herangezogen worden, aber das faktische Uebergewicht blieb auf lange hinaus noch in den Händen des Adels. Drei Faktoren stehen an der Spitze des Staats: Volksversammlung, Senat und hohe — gewählte und meist nur ein Jahr im Amt sitzende — Beamte und von ihnen sind die hohen Aemter ganz und der Senat fast ganz in den Händen der Patrizier, nur an der Volksversammlung ist den Bürgern ein, übrigens sehr vorsichtig umgrenzter Anteil zugewiesen.

Alle hohen Beamtungen und Priesterstellen waren den Patriziern, d. h. den Rathsfähigen, vorbehalten. Die Konsuln aber, die beiden höchsten und in jeder Beziehung gleichberechtigten Staatsbeamten, hatten ihrerseits das Recht, Senatoren, die eben mit dem Titel patres angeredet zu werden pflegten, zu ernennen und ein Bruchtheil dieser Mitglieder des engeren

Raths wurde allerdings den Plebejern entnommen; aber sie hießen nicht nur conscripti: Zugeschriebene, sondern waren auch minderen Rechts in den Verhandlungen. Da die neuen Konsuln nun bei der jährlichen Wahl zwar von ihren Vorgängern vorgeschlagen, aber nur unter Zustimmung der Bürgerversammlung der Komitien ernannt werden durften, so hätten diese beiden ganz in den Händen der Aristokratie befindlichen Gewalten einigermaßen durch das Bürgerthum beeinflußt werden können, wenn es in den Komitien nennenswerthen Einfluß oder gar die Oberhand besessen hätte. Davon aber war nicht im mindesten die Rede. Zwar traten die alten, rein aristokratischen Kuriatkomitien zurück und wurden allmählich ganz obsolet, aber in den Zenturiatkomitien, die an ihre Stelle traten und die nach Zensusklassen geordnet waren, fiel das Uebergewicht den Vermögenden und damit zunächst doch dem Adel zu. Ueberdies war dem Senat in Hinsicht auf die Beschlüsse der Komitien ein so weitreichendes Bestätigungsrecht gegeben, daß der aristokratische Charakter der Staatsleitung auch von hier aus nicht in Frage gestellt werden konnte. [1])

Das ganze System hatte viel Aehnlichkeit mit der athenischen Verfassung der aristokratischen Zeit: die Erwählung und jährliche Ernennung der Inhaber der höchsten Aemter, die Zerspaltung der Staatsleitung und ihre Vertheilung an mehrere ist beiden gemeinsam. Der Areopag nimmt sich — auch in seiner Zusammensetzung aus gewesenen Beamten — aus wie ein Seitenstück des Senats, der alte Rath in Athen erinnert einigermaßen als Adelsvertretung an die Kuriatkomitien, die sogenannte servianische Klassentheilung, die chronologisch völlig in der Luft schwebt, — wenn man sie auch heute noch einigermaßen willkürlich in die Königszeit verlegt — und die schließlich auch erst in diesem Zeitalter

[1]) Karlowa, Römische Rechtsgeschichte I (1885) S. 90; Mommsen, Römisches Staatsrecht III 2 (1888) S. 854 ff., Römische Geschichte I ([8] 1888) S. 254.

entstanden sein könnte, hat den entscheidenden Charakterzug mit der solonischen Reform gemein: denn auch sie kombinierte die Art der Ableistung des Heerdienstes mit einer Theilung des Volks nach Vermögensklassen, auch sie machte darin zwar Unterschiede, die der wirthschaftlichen Lage der einzelnen Vermögensklassen gerecht wurden, aber auch sie wälzte die Last der Staatsvertheidigung auf die Schultern aller Bürger, da doch ihr Antheil an der Staatsleitung äußerst ungleich war. In einigen Stücken hat die in beiden Fällen zu Grunde liegende Tendenz in Rom die konsequentere und durchdachtere Form der Ausgestaltung gefunden: die Kollegialität der zwei Konsuln verhinderte vielleicht noch folgerichtiger das Aufkommen monarchischer Gelüste als das System der neun höchsten Beamten in Athen. Nur eine materielle und zwar recht wichtige Abweichung ist, wie es scheint, zu konstatieren: der Adel hat in Rom dem Bürgerthum wohl schon im Beginn dieses Stadiums einige formelle Zugeständnisse mehr gemacht als in Athen. Sein faktisches Uebergewicht ist dadurch freilich nicht allzuviel alteriert worden.

Dieser Unterschied aber, der für die Anfänge der Periode nur in beschränktem Maße gilt, macht sich noch ein wenig stärker geltend in ihrem weiteren Verlauf. Trotzdem überwiegen die Analogien und ist es erlaubt ihnen auch durch die Bezeichnung Ausdruck zu geben, so darf der Zeitraum, der zwischen der Abschaffung des Königthums bis zum Abschluß des vorwiegend aristokratisch-bürgerlichen Ständekampfs, d. h. von etwa 500 bis zur Mitte des vierten Jahrhunderts verflossen ist, als das späte Mittelalter der römischen Geschichte angesehen werden, d. h. dasjenige, das der Periode von 750 bis 500 in der griechischen, korrekter in der athenischen Entwickelung entspricht. In beiden Fällen ringt eine starke Aristokratie mit einem emporstrebenden Bürgerthum um die Herrschaft im Staat, in beiden Fällen ist es vornehmlich der wachsende Reichthum der höheren Schichten dieses Bürgerthums, der den Fortschritt der Demokratie befördert, weil er

wenigstens begüterten Angehörigen des bisher minderberechtigten Standes eine zuerst materielle, dann soziale und schließlich politische Ebenbürtigkeit mit dem Adel verschafft. In beiden Fällen aber hielt auch zuweilen der Nothstand der zurückbleibenden mittleren und niederen Theile des Bürger- und Bauernthums die politische Unzufriedenheit wach, in beiden Fällen versuchte man diese Krisen durch etwas äußerlich wirthschaftspolitische Maßnahmen, Schuldnachlässe namentlich, zu beschwichtigen, in beiden Fällen kommen die politischen Zugeständnisse, mit denen der herrschende Adel sich schließlich immer wieder Ruhe erkaufte, weit mehr den Vermögenden als dem Mittelstande zu Gute.

Hier und da zeigen sich bemerkenswerthe Abweichungen: die demokratischen oder besser gesagt antiaristokratischen Instinkte des vorwärts strebenden Bürgerthums haben sich in Rom etwas entschiedener und unmittelbarer geltend gemacht als in Athen: sei es, daß hier die mittelbare Ausnutzung der Staatswirthschaft, die in Gestalt von Zollverpachtungen industriösen Plebejern zufiel, den wirthschaftlichen Fortschritt beschleunigt, sei es, daß der konsequente politische Sinn der Römer auch hier die Gegensätze etwas rascher zugespitzt hat. Diese Selbstständigkeit und dies entschlossene Vordrängen des besitzenden Bürgerthums hat in Rom den Umweg der Tyrannis für den Uebergang von der vorwiegend aristokratischen zur vorwiegend bürgerlichen Periode ganz überflüssig gemacht. Endlich hat der folgerichtige Rationalismus und Formalismus der Römer alle die einzelnen Stadien dieses politisch-sozialen Kampfes zu viel präziserem staats- und verwaltungsrechtlichen Ausdruck gebracht.

Aber es fehlt doch auch nicht an frappanten Aehnlichkeiten. Die Agrarkrisis, der zu Beginn des sechsten Jahrhunderts der athenische Archon Solon mit seiner Reform entgegentrat, erinnert durchaus an die Beschwerden des plebejisch-bäuerlichen Mittelstandes, die in Rom in diesen anderthalb Jahrhunderten so oft Unruhe schufen. Und die Maßregel

der Schulderleichterung, durch die Solon den Schaden zu heben versuchte, ist dem wirthschaftspolitischen Theil der licinisch-sextischen Gesetze, die 367 den Ständekampf zu einem gewissen Abschluß brachten, sehr ähnlich.

Die Modifizierungen des Staats- und Verwaltungsrechts, von deren eigenthümlich scharfer Ausgeprägtheit hier schon die Rede war, bilden die Hauptstaffeln in diesem Prozeß und sollen hier im Einzelnen nicht verfolgt werden. Ihr Endresultat, das in der Hauptsache um die Mitte, in einigen Nachläufern bis zum Schluß des vierten Jahrhunderts vorlag, war, daß dem plebejischen Bürgerthum erstlich eigene Beamtungen, vornehmlich in der Institution der Tribunen eingeräumt wurden, daß ihnen ferner eine schließlich grundsätzliche Gleichberechtigung bei Besetzung der bisher patrizischen Aemter vom Adel gewährleistet wurde und daß endlich auch der alten patrizisch beeinflußte Volksversammlung ein plebejischer Rival in den Tributkomitien geschaffen wurde. Diese neue Form der Volksversammlung war ursprünglich eine nicht staatlich dekretierte, sondern ganz unoffizielle Versammlung der plebejischen Grundbesitzer gewesen; sie hat sich aber allmählich Anerkennung als Organ des Gesammtvolks zu verschaffen gewußt, so daß ihre Beschlüsse, die Plebiszite, denen der Zenturiatkomitien gleich geachtet wurden und es ist nicht einmal sicher, ob die Patrizier überhaupt in diese neuen Tributkomitien Eintritt erlangten.[1]) Jedenfalls aber war die Zusammensetzung dieser Versammlungen minder plutokratisch, denn sie war nicht auf den Vermögenszensus und das Klassensystem der Zenturienverfassung gegründet, sondern auf örtliche Eintheilung. Und sie schloß zwar alle Nichtgrundbesitzer aus, innerhalb dieses sozialen Bereichs aber gab sie den Vermögenderen kein Uebergewicht und war also recht eigentlich dem bäuerlichen Mittelstand hold.

[1]) Vergl. die Auseinandersetzung Mommsens (Staatsrecht III 1 S. 323 f.) mit abweichenden Ansichten, seine Römische Geschichte I S. 278, 285.

2. Wirthschaftlich-soziale Unterströmungen.

Weit weniger durchsichtig als diese Vorgänge an der politischen Oberfläche der Entwicklung sind die tiefer liegenden wirthschaftlichen und sozialen Verhältnisse, denen jene zu einem guten Theil ihren Ursprung verdankt haben mögen. Die Obmacht des Patriziats, das sich in diesem Zeitalter völlig zu einem geburtsmäßig abgeschlossenen Adel formiert hat, muß auf Landbesitz beruht haben, denn dies älteste Rom war unzweifelhaft eine Ackerbürgerstadt; die reichen Plebejer aber sind vermuthlich ebenso aus Großbauern hervorgegangen und selbst wo sie durch Gewerbe und Handel groß wurden, mögen sie, wie das Beispiel des Licinius zeigt,[1]) ebenfalls rasch größeren Grundbesitz erworben haben. Andrerseits aber haben wie es scheint auch die patrizischen Großgrundbesitzer frühzeitig ihre größeren Mittel nicht nur zum Bauernlegen, zur Arrondierung ihres Grundvermögens durch Auskaufen der Kleinbesitzer, sondern auch zu Geldgeschäften benutzt: unter den Gläubigern, die der plebejische Mittelstand für seine chronische Kreditnoth verantwortlich machte, scheinen sie eher überwogen zu haben. Jedenfalls ist das Vorwärtsdringen der unteren Schichten des Plebejerthums nicht auf muthwilliges revolutionäres Wesen, ja überhaupt wohl nicht auf eigentlich politische Beweggründe zurückzuführen, sondern es war hervorgerufen durch den starken wirthschaftlichen Druck, den der Adel auf das Mittel- und Kleinbauernthum ausübte. Und da der herrschende Stand überdies all seinen übermächtigen Einfluß auf Staat und Gesetzgebung in den Dienst seines rücksichtslosen materiellen Umsichgreifens stellte, so ist nicht zu verwundern, daß auch die Benachteiligten einen Teil ihrer Klagen und Angriffe gegen die politische Position des Patriziats richteten. Sie konnten hoffen, daß deren Schwächung

[1]) Vergl. Weber, die Römische Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht (1891), S. 129, Anm. 10.

oder gar Verlust auch das ökonomische Uebergewicht des Adels vermindern oder vernichten könnte.

Dazu kam ein Anderes: die eigentlichen Wortführer im politischen Kampfe waren selbstverständlich die reicheren Plebejer. Sie hatten zwar kein wirtschaftliches Joch abzuschütteln, aber an ihnen nagte der natürliche soziale Neid jedes materiell bereits ebenbürtigen, in Staat und Gesellschaft aber noch zurückgesetzten Standes. Und was sich in der germanisch-romanischen Geschichte noch so oft wiederholen sollte, läßt sich damals und dort zum ersten Mal sehr deutlich nachweisen: das Großbürgerthum bediente sich, um seine Zwecke zu erreichen, des Mittelstandes und der niederen Schichten — das Wort Proletarier ist an dieser Stelle und zu dieser Zeit aufgekommen — und erklärte sich mit ihnen solidarisch oder besser gesagt: erklärte sie für mit ihm solidarisch. Sicherlich sehr oft in gutem Glauben: alle Nichtadelichen waren von der Leitung des Staats so gut wie ausgeschlossen, was war natürlicher, als daß alle Nichtadelichen sich gegen den bevorrechteten Stand verbündeten. Und mehr als einer der großen plebejischen Reformer ist für die Maßnahmen, mit denen man dem bedrängten Mittel- und Kleinbauernthum zu Hilfe zu kommen dachte, mit demselben Eifer eingetreten, wie für die Demokratisierung, besser Verbürgerlichung, des Staats. Der schließliche Erfolg aber war doch der — bei solchem Bündnis freilich selten ausbleibende — daß die politischen Errungenschaften, d. h. die im Wesentlichen das Großbürgerthum angehenden Programmpunkte, dauernd durchgesetzt wurden, daß auch die einzige rein soziale Schranke, die zwischen dem herrschenden Adel und den Plebejern aufgerichtet war und die selbstverständlich ebenfalls nur das vornehme Plebejerthum anging, die Ungültigkeit unebenbürtiger Heirathen von Patriziern und Plebejerinnen, beseitigt wurde, daß aber die wirthschaftlichen Eingriffe, die dem Mittelstand und den Kleinbauern aufhelfen sollten, nur vorübergehende Wirkung hatten. Der Verlauf entspricht in seiner letzten Umrißlinie dem, den etwa

der Ansturm des französischen tiers-état gegen das alte Königthum in der großen Revolution genommen hat: dieses ist durch nichts so erschüttert worden, wie durch die Bauernrevolten des Sommers 1789 und den Abfall der Bauernsoldaten des Heeres, die großen Vortheile des Sieges aber fielen der Bourgeoisie zu und nicht dem bäuerlichen Mittelstand, in politischen Dingen, wie bei dem großen Fischzug der Güterkonfiskationen. 1830 und 1848 aber nehmen sich wie Wiederholungen desselben Schauspiels im Kleinen aus, nur daß nunmehr eher das großstädtische Kleinbürgerthum der nachträglich verkürzte Bundesgenosse war.

So ganz grob und kompromißlos, wie diese Parallelen — übrigens auch nur auf den ersten Blick — vermuthen lassen, war natürlich der Ausgang des Ständekampfes nicht. Das Hervortreten der Tributkomitien bedeutete zwar eine Niederlage für die unterste und die eigentlich städtische Schicht des Bürgerthums, die Nicht-Grundbesitzenden, die völlig von ihnen ausgeschlossen waren, aber einen politischen Erfolg für den Mittelstand, dem ihr nicht an einen Zensus gebundenes Stimmrecht zu gut kam. Trotzdem fiel der Löwenantheil des politischen Gewinnstes dem besitzenden Plebejerthum zu: das wichtigste Zugeständnis, das die Patrizier hatten machen müssen, die Betheiligung an der Besetzung der höchsten Staatsämter und das ihr nothwendig folgende Eindringen in den Senat, kam bei den hohen Kosten der Inhaberschaft dieser gänzlich unbesoldeten Stellen, lediglich ihm zu Gute. Die folgende Epoche mit ihrer Bildung eines neuen patrizisch-plebejischen Adels hat nur die Konsequenz aus diesem Hauptergebniß gezogen. Und schon in diesem Zeitalter scheint die fast zynische Rücksichtslosigkeit, mit der zuerst die Patrizier, später mit ihnen zusammen die besitzenden Plebejer den ager publicus, den dem Staat gehörenden Grund und Boden an sich zu reißen pflegten, bewiesen zu haben, wie solidarisch die Interessen beider waren.

Ursprünglich mag die römische Volks-, besser Gemeinde-

wirthschaft ähnlich primitiv-kommunistisch geordnet gewesen sein, wie die altspartanische. Aber die Ausbildung des Privateigenthums muß diesen Institutionen frühzeitig Eintrag gethan haben. Immerhin ist es zuerst nur an beweglichen Dingen aufgekommen, aller Grund und Boden hat noch lange als Staatsgut gegolten. Aber das Privateigenthum bahnte sich auch hier die Wege zur Herrschaft durch das mittlere Stadium einer Rechtsfiktion, die dem Einzelnen wohl die freie Verfügung über bestimmte, von ihm bewirthschaftete Landlose überließ, sein Verhältniß zu diesem Antheil aber als Besitz, nicht als Eigenthum ansah.

Aber was ursprünglich im Interesse der Gesammtheit gemeint war, ist später ein Werkzeug ständischen Eigennutzes geworden. Der Lauf der wirthschaftlichen Entwicklung drängte zur Auftheilung des Bodens an die Privaten und man begann damit durch Anweisungen und Verkäufe vorzugehen. Die Patrizier, später sie und die besitzenden Plebejer zusammen, hinderten aber diesen Prozeß so viel als möglich. Der Grundbesitz der Plebejer an dem alten längst vorhandenen römischen ager publicus konnte freilich nicht angetastet werden. Wohl aber war man bei den vielfachen kleinen Eroberungen in Latium, die schon in diese Zeit fallen, sehr sparsam mit Landanweisungen zu Eigenthum, gab vielmehr nur zu possessio Boden hin und behielt dieses Besitzrecht den Patriziern, später auch den hervorragenden Plebejern vor. Einen guten Theil der Schuld an der Landnoth der plebejischen Klein- und Mittelbauern mag diese künstliche Sperrung alles Bodenbesitz-Zuwachses bei selbstverständlich steigender Bevolkerung getragen haben. Dieses Bodenprivileg aber war um so gehässiger, als es sich mit einem Steuerprivileg verband: die oft sehr hohe Grundsteuer nämlich, das Tributum, wurde von jenen Possessionen nicht, wohl aber vom Eigenthum erhoben und ließ überdies keinerlei Abzüge für Schulden zu.[1]) Und da auch

[1]) Puchta, Kursus der Institutionen II ([illegible] 1893) S. 181, Karlowa I S. 97 f.

ferner die Lasten des Kriegsdienstes wie die Gefahren feindlicher Einfälle den bäuerlichen Besitz besonders hart betrafen, da alle diese Nöthe aber wiederum nur von patrizischen Gelddarleihern ausgenutzt wurden, so ergiebt sich ein Gesammtbild wirtschaftlich-sozialer Kämpfe unter der politischen Oberfläche, das die Erbitterung der droben sich abspielenden Verfassungskonflikte wohl verstehen läßt. Die Herzenshärtigkeit aller ökonomischen Rivalitäten, bei denen die eine Partei sich auf staatliche Macht stützen kann, tritt hier so unverhüllt zu Tage, wie selten.

Dazu kam noch, daß auch das geltende Recht, als vom Staate ausgehend, ebenfalls nach dem Bedürfniß des herrschenden Standes geformt wurde. Das Schuldrecht insonderheit war dem Gläubiger sehr günstig, dem Schuldner aber sehr wenig hold. Die einzige Form des Realkredits, die es gab, die der Fiducia, drückte diesen Zustand sehr deutlich aus: sie überlieferte nämlich die beliehene Sache, also etwa das beliehene Grundstück, in das völlige Eigenthum des Gläubigers und behielt dem Schuldner nur ein Wiedereinlösungsrecht vor. Offenbar ein für den Immobiliarkredit kaum gangbarer Weg: der Personalkredit aber war bei hohem Zinsfuß und einem sehr schlagkräftigen Zivilverfahren dem Schuldner zwar zugänglicher,[1] aber eher noch bedrohlicher. Man sieht es war ein fein aber fest gesponnenes Netz, das der patrizische Adel dem nothleidenden Bauernstand um das Haupt zu werfen verstand.

3. Der Staat und der Einzelne in Recht, Krieg und Heer.

Indessen so wenig das Leben des römischen Volkes in diesen beiden Jahrhunderten ganz in dem Ständekampf aufging, so wenig ist auch sein Recht allein von diesem Gesichtspunkt aus zu betrachten. Es zeigt in allen wesentlichen

[1] Puchta ⁊ II S. 246 f. Karlowa I S. 98.

Stücken eine Mischgestalt, deren Doppelseitigkeit an die Entwicklung der wirtschaftlichen, der Eigenthumsverhältnisse erinnert. Auf der einen Seite gemahnt die Stärke mannigfaltiger korporativer Verbände an den genossenschaftlichen Grundzug aller Mittelalter, auf der andern aber macht sich eine Betonung persönlicher Rechte geltend, die von weitgehender Rücksicht auf die Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit des Einzelnen zeugt.

Der Gentilverband, der von der Sphäre des öffentlichen Rechts zu der des privaten hinüberleitet, scheint in ältester Zeit einiges Vermögen gehabt zu haben. Späterhin hat man es aufgetheilt, aber ein letzter Rest dieses Geschlechtskommunismus blieb auch im Zwölftafelrecht des fünften Jahrhunderts noch bestehen, insofern ein Vermögen, das ohne rechte, d. h. agnatische Erben frei wurde, der Gens anheimfiel.[1] Einen unendlich viel engeren Verband repräsentierte dagegen die Familie und ihre korporative Geschlossenheit ist auch in diesen Zeiten wenig gelockert worden. Trotzdem macht sich auch in ihr die starke und gebietende Persönlichkeit geltend: von unten her betrachtet nämlich, d. h. von Seiten der Familiengenossen, der Frau und der Kinder überwiegt der Eindruck völliger Gebundenheit, der Hausherr aber, der pater familias, ist mit der höchsten Macht ausgestattet. Seine natürliche Gewalt über die Kinder ist unbegrenzt, sie schließt das Recht über Tod und Leben in sich ein, sie ermächtigt den Vater zum Verkauf des Kindes und sie bedingt die völlige Vermögenslosigkeit des Kindes dem Vater gegenüber. So unterscheidet sich die Stellung des Haussohns wenig von der des Sklaven, über den der Hausherr ebenfalls eine Potestas mit diesen beiden äußersten Konsequenzen ausübt, wie sie denn auch zur Familia gerechnet werden. Und selbst die rechtliche Situation der Ehefrau hat nicht allzuviel Vorzüge vor der der Sklaven und Kinder. Sie steht an Tochter statt; nur ermächtigt

[1] Mommsen, Staatsrecht III 1 (1887) S. 16 Anm. 1, S. 18 ff.

die Manus, wie man die hausherrliche Gewalt in dieser Richtung nannte, nicht zu Recht über Leben und Tod. Doch unter Zuziehung eines Familiengerichts war der Ehemann berechtigt, seine Frau zu richten und im schlimmsten Falle auch ein Todesurtheil über sie auszusprechen.[1])

Man sieht wie hier die Persönlichkeit des an begünstigter Stelle Stehenden die Korporation sich völlig unterthan macht, und in gewisser Hinsicht analog ist im Grunde die Entwicklung des römischen Sachen-, insbesondere des Eigenthumsrechtes. Auch hier findet ein Kompromiß statt zwischen dem Einzelnen und der Gesammtheit, aus deren Eigenthum sich das Privatvermögen erst allmählich ausgeschieden hatte. Dem staatskommunistischen Ursprung zum Trotz hat sich das Privateigenthum hier zu einer Schärfe und Schroffheit herausgebildet, die in der universalen Rechtsgeschichte ganz einzig dazustehen scheint. Denn von allen den Verklausulierungen und Rechtsminderungen, die sonst mittelalterlich, korporativ geordnete Zeiten dem Eigenthümer aufzuerlegen pflegen, ist hier nicht die Rede: im Gegentheil, das Recht begünstigt von früh an die Souveränität des Einzelnen in seinem Eigenthum. Die Zeremonien und Feierlichkeiten, die es für den Eigenthumswechsel vorschrieb, sind nichts weniger als singulär: sie sind allem primitiven Recht eigenthümlich; aber ganz römisch und sehr individuell war die scharfe und konsequente Ausbildung des Eigenthumsbegriffs als eine Herrschaft des Einzelnen über das Eigenthum, insonderheit über den Boden und als seine Befreiung von allen genossenschaftlichen Zuthaten. Am klarsten offenbart diesen ungenossenschaftlichen, fast möchte man sagen, antikorporativen Charakter des alten Rechts der Römer, ihr Erbrecht. Denn indem es nicht die natürlichen Erben, sondern nur die agnatischen als Intestaterben anerkennt, macht es den Herrschaftsbegriff des Hausherrn auch zum Ausgangspunkt der Erbfolge. Denn Agnaten

[1]) Puchta [10]II S. 384 f., 381 f., 391.

sind alle die Personen, die mit dem Erblasser durch das Band einer väterlichen oder eheherrlichen Gewalt verbunden waren, so lange das gemeinsame Familienhaupt noch lebte. D. h. die Frau konnte, sei es als Ehefrau, sei es als Schwester, nur für sich allein Verwandtenrecht beanspruchen, im übrigen war alle Erbfolge an den Mannesstamm gebunden. Der Gens endlich war nur in dem äußersten Fall, daß keinerlei Agnaten mehr vorhanden waren, ein offenbar nur sehr geringfügiges und selten eintretendes subsidiäres Erbrecht gewährt.

Im Erbrecht verbinden sich Personen- und Sachenrecht und es entspricht dem konsequenten Zuge des römischen Rechts, daß sie wie eben hier in einem Institut gipfeln, das die Superiorität des Hausherrn als Herrschers über Personen und Dinge, über Familie und Eigenthum so deutlich zum Ausdruck bringt. Denn beide Zweige des bürgerlichen Rechts haben die starke Verwandtschaft, daß sie dieses Herrenverhältniß des Hausvorstandes aufs folgerichtigste zum Ausdruck bringen; man ist gar nicht erstaunt, daß die Bezeichnung der eheherrlichen Gewalt, der Manus, an Mancipium anklingt, den vieldeutigen Ausdruck, der auf das Eigenthum an Menschen, z. B. an verkauften Haussöhnen und an Sklaven, aber auch — in der Bezeichnung Mancipation — auf das an Sachen angewandt wird. Und im Grunde heißt der Ausdruck der Römer für Eigenthum Dominium, buchstäblich Herrschaft, nichts anderes als potestas, Gewalt, das Wort, das sie für die anderen beiden personenrechtlichen Befugnisse des Hausherrn, über Hauskinder und ihre Sklaven, geprägt haben.

Die Gesammtheit dieses bürgerlichen Rechts aber wird erst dann in die rechte Beleuchtung gesetzt, wenn man erfährt, daß es ursprünglich als jus civile nur für den eigentlichen, den Vollbürger, den Patrizier galt. Nur sein Eigenthum war ein volles, nur seine Erbschaft hieß hereditas, nur er besetzte die Gerichte, die nach diesen Bestimmungen Recht sprachen, nur er beherrschte das sehr formelle und klippenreiche Verfahren, an das sie sich banden.

Und so wäre man fast versucht, in dem Stande und dem engen Zusammenhalt, auf dem sich eine so starke Herrschaft nur aufrichten konnte, den einzig mächtigen genossenschaftlichen Verband zu erblicken, der damals die Römer zusammenhielt. Aber damit wäre freilich die stärkste Korporation übersehen, die damals das römische Leben beherrschte: der Staat. Alle die sehr umfangreichen Befugnisse und Freiheiten, die dem Einzelnen, wenigstens dem bevorrechteten Einzelnen vom Rechte verliehen wurden, hatten ihre Quelle in der noch umfangreicheren, noch intensiveren Gewalt des Staates. Im Grunde ist diese Doppelnatur ja das Wesen alles Rechts: eine starke Gemeinschaft steckt jedem ihrer Mitglieder Grenzen ab, innerhalb deren es Bewegungsfreiheit hat; sie zu überschreiten aber ist ihm verwehrt und auch jene beschränkte Selbständigkeit dankt es nur der Gesammtheit. Das Besondere der römischen Entwicklung aber ist erstlich, daß sie zu diesem Stadium so früh gelangt ist, zweitens daß sie alle sonst auf dieser Stufe üblichen korporativen Zwischeninstanzen schon als fast völlig überwunden aufweist und endlich, daß sie dem Einzelnen so ausnehmend große Rechte einräumt.

Die souveräne Stellung des Staates über dem Einzelnen aber ward durch all' diese Klauseln nicht geschwächt: eine unendlich fruchtbare, in der großen Kodifikation des Zwölf-Tafelwerks von 450/451 gipfelnde Gesetzgebung war der Boden, dem alle diese Rechte entsprossen waren.

Und der Staat erwies sich zuletzt auch stärker als die außer ihm stärksten Einungen des Volkes, die Stände. Wohl hatten die Patrizier ursprünglich vor, ihn für alle Zeit sich, d. h. ihrem Stande, dienstbar zu machen; sie identifizierten sich und ihn mit der Gesammtheit des Volkes, mit dem Volk selber. Als dann aber eine gewaltige Opposition die Plebejer emporhob, hat die Republik diese furchtbare innere Krisis nicht nur überstanden, sondern sie immer soweit zu dämpfen vermocht, daß es trotz der Schroffheit der Gegensätze eigentlich niemals zum Bürgerkrieg kam. Und während

sich das weitere Band der Gesammtheit so haltbar und stark erwies, blieb doch der Zusammenhalt der Stände, sowohl des älteren die Herrschaft vertheidigenden, als des neuen, angreifenden, nicht so unerschütterlich fest. Unter den Patriziern hat es doch zuweilen edle Renegaten gegeben, wie jenen Marcus Manlius, der bedrängten Plebejern ihre Schulden aus der eigenen Tasche bezahlt haben und der von seinen Standesgenossen deshalb zum Tode gebracht worden sein soll. Und auch die Kompromisse, die man nach und nach mit dem vermögenden Plebejerthum schloß, müssen die ursprünglich kastenartige Geschlossenheit des herrschenden Standes allmählich gelockert haben. Die Angreifer aber, die von vornherein nicht über die Jahrhunderte alte Standesdisziplin des Patriziats zu verfügen hatten, sind vollends oft uneins gewesen. Die wirthschaftliche Verschiedenheit der beiden Elemente, aus denen sich das Bürgerthum zusammensetzte, hat zuweilen doch auch in politischen Spaltungen offen Ausdruck gefunden: unter den Tribunen, den ausdrücklich als von Staatswegen bestellten Vertheidigern der plebejischen Rechte, hat es nicht selten entschieden plutokratisch und entschieden demokratisch gerichtete gegeben, von denen die einen nur dem politischen und im Grunde aristokratischen Ehrgeiz der vermögenden Schicht ihrer Standesgenossen dienen, die andern aber die wesentlich wirtschaftspolitischen Reformvorschläge zu Gunsten des Mittelstandes und des Proletariats vertraten. Die licinisch-sextischen Anträge, auf Grund deren die den Ständekampf im Grunde abschließenden Gesetze von 367 erlassen wurden, stellen ein Kompromiß der beiden Richtungen dar, das mühsam genug zu Stande gekommen sein mag. Wie hoch erhebt sich die Majestät dieses straff organisierten Staates selbst über die mächtigen Stände, die mit ihm um das Uebergewicht rangen! Schon daß sie in diesem Kampf sich so ganz als politische Parteien gebährdeten, bedeutet eine Huldigung vor dem Staatsgedanken.

Was Wunder nun, daß eine so gut organisierte, so eng zusammnehaltende Gemeinschaft dieselbe Kraft des Auftretens

auch in der äußeren Staatspolitik bewährt. Denn die Anfänge der späteren den Endkreis umspannenden Expansion des römischen Staatswesens reichen doch schon in diese Periode zurück. Wohl ist Rom dem übermächtigen Ansturm der Gallier erlegen, aber da er schnell über die Stadt hinbrauste, hat die ruhmlose Episode keine weiteren Konsequenzen gehabt. Dagegen ist in diesen anderthalb Jahrhunderten das bis dahin so mächtige Reich der Etrusker durch den Angriff der Römer nicht nur um seine Macht in Italien gebracht, sondern auch eines nicht geringen Territoriums im Süden durch sie beraubt worden. Es war der erste Erfolg römischer Eroberungspolitik.

Die Kriegsführung aber, durch die er erreicht wurde, insonderheit die Taktik, entsprach ihrem sozialen Charakter nach ganz der festen Einheit, zu der dieser Staat über alle ständischen Gegensätze hinweg die Gesammtheit der Bürger zusammengefaßt hatte. Die aristokratische Kampfweise älterer Zeiten und ihr Reiterangriff war hier schon längst, im selben Entwicklungsstadium wie etwa in Sparta und verhältnißmäßig früher als in Athen, aufgegeben; schon die sogenannte servianische Verfassung setzt einen großen Gewalthaufen geschlossenen Fußvolks als den eigentlich entscheidenden Bestandtheil der Schlachtordnung voraus, neben dem die viel weniger zahlreiche Reiterei weit zurücktritt. Die Masse des Volkes also, die so geringen Antheil an der Leitung des Staates hatte, war unter dem Befehl aristokratischer Führer doch der Träger der Heeresmacht. Die Befehlshaber freilich ebenso wie die Truppen selbst trugen den Charakter des Volksheeres. Die Konsuln, die in bunter Reihe zu diesem höchsten Amt emporgestiegenen Adelichen alten oder neuen Standes, waren auch immer Feldherrn, so wie jeder freie Bürger wehrpflichtig war: es gab weder Berufssoldaten, noch Berufsoffiziere. Ein wichtiger taktischer Fortschritt ist trotzdem in dieser Zeit gemacht worden: die Auflösung des ungefügen Heerhaufens der älteren Zeit in zwei Legionen und weiter in eine Anzahl kleinerer taktischer Einheiten, der Manipeln.

4. Sozial- und geistesgeschichtliche Würdigung.

Nach dem allem ist die soziale Gesammtsignatur dieses Zeitalters der römischen Geschichte leicht zu zeichnen; ein Unternehmen, das deshalb besonders nützlich ist, weil es zugleich einige der nationalen Eigenthümlichkeiten dieser Entwicklung an den Tag bringt. Auch in Griechenland ist das späte Mittelalter eine Zeit starken Vordringens des Staatsgedankens, aber so radikal wie in Rom hat er sich dort nicht alle älteren Genossenschaften unterworfen. Wie viel war in Athen wohl bis zum Ausgang des späten Mittelalters von der alten Stammesorganisation der Phylen und Phratrien aufrecht geblieben; im Kern aber bestanden zwar Gentes und Kurien noch, aber von der Allgewalt des Staats sind sie gänzlich überschattet. Die Familie aber ist eine so straff zentralisierte, so herrisch zusammengehaltene Körperschaft geworden, daß man sie kaum mehr in dieselbe Linie mit jenen älteren primitiven und organisch gewachsenen Genossenschaften stellen kann.

Und wie der Staat hier diejenige Form sozialen Zusammenschlusses ist, die alle anderen zurückdrängt, so steht auch der Einzelne in einem andern Verhältniß zu ihm als etwa in Griechenland. Einmal ist er ganz frei, ganz souverän hingestellt: das Recht macht ihn im Bereich seines Hauses, seiner Familie, seines Eigenthums, seines Erbes zum völligen Herrn und die tausendfachen Ketten der Genossenschaft, die ihn in andern Mittelaltern, etwa im germanischen fesseln, sind hier längst zerrissen. Andererseits aber verdankt der Einzelne diese seine Macht nur dem Recht, d. h. der Befugnißverleihung des Staats und er überschreitet deshalb die ihm gesteckten Grenzen nur selten. Wie unendlich auffällig ist doch die Abweichung zwischen römischer und athenischer Staatsentwicklung in diesem Stadium in Hinsicht auf die Tyrannis. Die Voraussetzungen der politischen Lage sind

sehr ähnliche: in jedem der beiden Fälle ringt eine sinkende Aristokratie mit dem emporkommenden Demos, in jedem der beiden Fälle ist also die Möglichkeit eines usurpatorischen Zwischenregiments besonders erleichtert. Denn in keiner politisch-sozialen Situation kann sich eine solche Parvenu- und Selfmade-Monarchie eher durchsetzen, als wenn die zwei Stände noch vor der Entscheidung einander gegenüberstehn, wenn die Kraft des Adels schon nachläßt und die des Demos noch zu jung und unerprobt ist. Und trotzdem ist es nur in Athen zu solcher Unterbrechung gekommen, nicht einer aus den Reihen der doch wahrlich stolzen Patriziergeschlechter der Cornelier, Claudier, Fabier, Manlier, Valerier hat auch nur den Versuch gemacht, die faktische Monarchie wieder einzuführen und sich ihrer zu bemächtigen. Mag auch der wirthschaftlich viel weiter entwickelte Zustand der griechischen Handelsemporien gegenüber der damals noch fast ganz agrarischen italischen Stadt zur Erklärung dieser Divergenz viel beitragen, entscheidend für ihre Deutung ist doch der ganz andere soziale Charakter des römischen Staatswesens. Dieses — und damit ist des Räthsels Lösung gegeben — war so stark und übermächtig in politischem, wie vielleicht noch mehr in moralischem Betracht, daß es sich auch die stärksten Persönlichkeiten unterjochte und ihren Ehrgeiz gebändigt hielt.

So ist denn das sozialgeschichtlich faßbare Gesammtbild, das sich darstellt, dieses: die alten organisch gewachsenen Genossenschaften, die, geschlechtsmäßigen Ursprungs, auch hier erst den Staat herbeigeführt haben und jedenfalls längst vor ihm dagewesen sein mögen, sind bereits geraume Zeit vor Ablauf des Mittelalters völlig von der einen sieghaften Korporation des Staats zurückgedrängt. Mit dieser vermögen sich auch die neu aufkommenden politisch-sozialen Verbände der Stände an Festigkeit und Organisiertheit des Zusammenhalts nicht zu messen und auch der primitive Persönlichkeitsdrang, der sonst auf dieser Stufe sozialer Entwicklung sich auch politisch ungezügelten Ausdruck zu verschaffen pflegt, ist von

ihr in hohem Maße gebändigt. Dafür aber verhilft sie dem starken, bevorzugten Einzelnen zu einer individuellen Macht in seiner begrenzten Rechtssphäre, die ihn — vornehmlich auf Kosten der einst sicher auch hier mächtigen Genossenschaften der Stämme und Geschlechter — in den Besitz großer Selbstständigkeit und relativer Bewegungsfreiheit setzt.

Wie groß dieser Kreis bevorrechteter Einzelner war, darauf kommt viel an und hier ist denn auch der persönlichkeitsgeschichtlich wichtigste Niederschlag der politischen und wirthschaftlichen Reformen und Bewegungen dieser letzten Epoche zu suchen. Ursprünglich war er gewiß auf den Adel allein beschränkt, das Recht war als jus civile, als Quiritenrecht ein Privileg der Patrizier. Allmählich aber ist es in immer mehreren seiner Theile auch dem Ackerbürgerthum der Plebejer zu Theil geworden und so kamen seine Vorzüge zuletzt in gewissem Maße allen vollfreien Familienvätern zu Gute. Die Herrenrechte, die es ihnen verlieh, waren freilich allen rechtlich Unmündigen nicht nur versagt, sondern sie wandten sich in ihren rechtsmindernden Folgen für alle Nichtberechtigten geradezu gegen sie. Alle Haussöhne namentlich — und Haussohn blieb jeder Sechzigjährige noch, dessen Vater am Leben war — wurden von diesen Konsequenzen betroffen — von den Frauen und Sklaven ganz zu geschweigen, die in diesem Stadium sozialer Entwicklung auch sonst wohl, so wenigstens in Griechenland, ganz ebenso benachtheiligt waren.

Aber wollte man auch von diesen drei Kategorien absehen, von denen die eine nicht lebenslänglich hintangesetzt ist, die anderen beiden aber in diesem Zeitalter noch wenig in Betracht kommen, so ist begreiflicher Weise auch nach Durchsetzung aller demokratischen Reformen dieses Zeitalters doch nicht die Gesammtheit aller Bürger gleichmäßig an den Vortheilen dieses vom Staat verliehenen Rechtsschutzes betheiligt gewesen. Ein formal ganz gleiches Recht — und selbst davon war man wohl gegen 300 noch eine Strecke Wegs entfernt — wirkt doch sehr verschieden: die Waffen,

die es den wirthschaftlich Stärkeren in die Hand drückt, giebt es zwar dem Buchstaben nach auch den Schwächeren, aber von der Hand jener sind sie leicht zu schwingen, während sie diesen meist viel zu schwer sind, als daß sie ihren kraftlosen Händen nicht nutzlos entsinken sollten. So war denn auch am Schluß dieser Periode die Zahl derjenigen, denen die vom Staat dem Einzelnen zugewandte, aber auch geschützte Selbständigkeit zufiel, nicht allzu groß: es waren vornehmlich die sozial und wirthschaftlich — und nebenher auch politisch — Stärksten.

Diesem selben engen Kreise aber fiel auch die politische Macht im Staat anheim. Sie waren es doch, die die Aemter des Staats besetzten, allein besetzen konnten, schon der mit ihrer Ausübung verbundenen Kosten wegen. An diesem Verhältniß haben auch alle angeblich demokratischen Reformen wenig ändern können: die Vortheile, die sie den Plebejern scheinbar in ihrer Gesammtheit verschafften, konnte sich in Wahrheit nur die neu emporsteigende plebejische Aristokratie zu Nutze machen. Und man erwäge, wie ganz die Organisation der Staatsverwaltung diesem Bedürfniß der Reichsten und Angesehensten entgegenkam. Die Ehrenamtsqualität und Nichtbesoldung der hohen Stellen mochte als selbstverständlich angesehen werden, sie ist auf dieser Stufe staatlicher Entwicklung auch sonst die Regel. Der jährliche Wechsel aber mag doch nicht nur von der Sorge vor monarchistischen Strebungen, sondern auch von der Idee diktiert sein, möglichst vielen oder allen Angehörigen des herrschenden Standes den Zutritt zu diesen höchsten Aemtern und ihrer Macht zu öffnen. Der Senat andererseits, dessen Mitgliedschaft eine lebenslängliche war und der sich im Wesentlichen aus den gewesenen Beamten zusammensetzte, bot einer etwas kleineren, aber immerhin noch ansehnlichen Zahl — es waren vermuthlich auch damals schon dreihundert — die Möglichkeit, in dieser regierenden Körperschaft einen freilich geringeren, nun aber dauernden Einfluß auf die Staatsgeschäfte auszuüben.

Man sieht die charakteristischen Züge in dem sozialgeschicht-

lichen Bild dieses Zeitalters sind bunt gemischt. Die Merkmale im Grund aller überhaupt möglichen Grundtendenzen der gesellschaftlichen Ordnung und Bewegung sind in ihm vertreten. Die alte frei erwachsene Korporation ist diesem Mittelalter noch keineswegs ganz entschwunden: weder Gentes, noch Kurien, noch Tribus sind erstorben und die verhältnißmäßig neuen Gebilde der Stände sind ein Beweis dafür, daß der Drang zu freiwilligem Zusammenschluß selbst noch zu neuen Einungen zu führen vermochte. Daneben aber erinnert die übermächtige, die am letzten Ende allein herrschende, die stärkste Korporation, die es giebt, der Staat, trotz seiner halb aristokratischen, halb demokratischen Verfassung an den Zwang absolutistischer Monarchien. Die Idee des Gemeinwesens selbst scheint hier auf den Thron erhoben zu sein und herrscht unerbitterlich. Die öffentlichen Institutionen sind schon so starr und stark geworden, daß von einem freiwilligen Zusammenhalten seiner Mitglieder nicht mehr gesprochen werden kann. Mögen auch sonst im Leben der Völker freiere Genossenschaften sich auf die Gewalt der Ueberlieferung stützen; so stark beschränken auch die mächtigsten von ihnen dem politischen Einzelwesen Athemholen und Selbstbestimmung nicht. Die einzige Schranke aber, die der Staat sich selbst setzt, das Recht der Persönlichkeit innerhalb eines bestimmten ihr überlassenen Spielraums, kommt wohl vornehmlich dem starken Einzelnen zu gut, hier und da aber, wo Staat und Recht demokratische Instinkte verrathen, doch auch schon den Schwächeren, den Vielen, wenn auch gewiß nicht schon Allen. So könnte man in dieser Epoche der römischen Sozialentwicklung vom Walten frei gewachsener Körperschaften und von — einer — Zwangsgenossenschaft, von starkem, echtem und von Masseninduvidualismus reden. Trotzdem kann kein Zweifel daran aufkommen, welchem von diesen konstitutiven Faktoren die herrschende Stellung im damaligen Rom eingeräumt werden muß. Der eiserne Zwang eines übermächtigen Staats und die Macht starker, wenn auch vielfach gezügelter Persönlichkeiten drängen

sich gar zu offensichtlich dem suchenden Blick auf. Der Staat, der hier schon ganz abnorm früh sich Selbstzweck geworden ist, hält die Gemeinschaft der Volksgenossen mit eisernen Klammern zusammen; in seinem Schooße aber gewährt er bevorzugten Einzelnen Raum genug, sich mächtig, wenn auch nicht übermächtig auszuwachsen. Daneben darf freilich nicht vergessen werden, daß die beiden mächtigen Stände, die sich um die Herrschaft in diesem Gemeinwesen streiten und die unzweifelhaft freie Korporationen sind, vielfachen Einfluß auf seine Leitung gewinnen und daß endlich auch von jener Bevorzugung der Starken in Staat und Recht hier und da ein schwacher Reflex auf die Einzelnen der vielköpfigen Menge fällt.

Der charakteristische Zug dieses sozialen Zustandes, die Uebermacht des Staates, ist so modern, daß man fast irre wird an dem Rechte, diese Periode noch als spätmittelalterlich zu bezeichnen, aber nicht nur das Vorwiegen aristokratischer Institutionen, sondern noch mehr die Beschaffenheit vieler Seiten des geistigen Lebens dieser Epoche bestätigt, daß es sich hier noch um ein frühes Stadium der Gesammtentwickelung handelt. Es regen sich in diesen Jahrhunderten kaum die ersten Anfänge poetischen Schaffens, von Wissenschaft und bildender Kunst zu geschweigen. Wollte man hier ein Parallele mit der Entwickelung Griechenlands ziehen, man müßte sehr weit zurückgreifen. Was in der römischen Geschichte als spätes Mittelalter gilt, dürfte weder mit der analogen, noch selbst mit der ihr voraufgehenden Periode der Geschichte des griechischen Geistes verglichen werden. Neben dem Glanz der ältesten homerischen Gesänge nimmt sich das kindliche Lallen der ältesten römischen Hymnen kümmerlich genug aus und man müßte, wenn hier noch Hypothesen erlaubt wären, annehmen, daß die Griechen die Stufe poetischen Schaffens, die in Rom zwischen 500 und 300 erreicht war, im Jahre 1000 schon weit hinter sich gelassen haben. Denn wie könnte man sich eine so gewaltige Epik wie die des Heldenlieds vom Zorn

des Achilles vorstellen, ohne auf Jahrhunderte lange Vorbereitungsstadien zurückzuschließen. Diese aber, die der ältesten Epoche der römischen Litteratur allenfalls analoge gedacht werden könnten, gehörten dann dem Alterthum der Griechen an, d. h. der zweitletzten Stufe vor dem späten Mittelalter, in das jene römischen Anfänge fallen.

Und doch würde dem Geiste des römischen Volks wiederum Unrecht gethan werden, wollte man sein Wirken nur an den Maßstäben der freien Produktion messen. Ein gut Theil seiner Staats- und Rechtsinstitutionen hat schon in diesen Jahrhunderten eine so scharfsinnige und folgerichtige Durchbildung erfahren, daß es sich ausnimmt wie der praktische Niederschlag eines schon wissenschaftlich disziplinierten Denkens. Daß man hier so ungewöhnlich früh begann, die wichtigsten Staatsereignisse jedes Jahres aufzuzeichnen und so eine Art primitiver Historiographie als offizielles Institut einführt, ist schon bezeichnend, aber weit charakteristischer ist die formale Vollkommenheit der Staatseinrichtungen selbst.

Andere Völker hatten im selben Stadium ihrer Entwickelung und noch in manchem späteren wohl eine Verfassung, nicht aber ein Staatsrecht, wie es hier aufkam, andere Völker hatten auch ein Recht, nicht aber ein Rechtssystem, wie es bereits dem Gesetzbuch der zwölf Tafeln zu Grunde gelegen haben mag. Und wenn sich schon ein Theil der geistigen Schöpferkraft jedes Volks in aller politischen Thätigkeit manifestiert, so drängt sich dieser Ursprung staatlicher Institutionen da vollends auf, wo sie sich offensichtlich als Produkte komplizierter Denkprozesse darstellen. Der verwaltungsrechtliche Grundsatz vollendeter Kollegialität oder die Konstruktion der fiducia, des als Verkauf und Rückverleihung maskierten Pfandgeschäfts können wie sehr viel andere Staats- und Rechts-Institutionen dieses Zeitalters nicht anders denn als durch systematisch-wissenschaftliches Verfahren aufgefunden angesehen werden. Der wunderbar fein gegliederte Organismus des römischen Staats- und Privatrechts ist im Keim schon damals

geschaffen worden und wie viel mehr will auch hier das Beginnen, als das Fortfahren besagen!

Die soziale Grundrichtung, das künstlerische und das wissenschaftliche Schaffen eines Volks pflegen sich in seiner Religion zu vereinigen, um hier ein allen dreien gemeinsames Spiegelbild zu finden. Was Wunder, daß die römische Religion das Gepräge der Gefühls- und Phantasiearmuth und eines um so bemerkbareren Rationalismus und Formalismus aufweist. Man weiß, wie arm sich die römische Götter- und Sagenwelt an Persönlichkeiten und Begebenheiten ausnimmt, vergleicht man sie mit der griechischen, wie kühl und rechnerisch der im übrigen fast bis zum Absurden abergläubische Römer sich seinen Gottheiten gegenüber verhielt, aber auch wie logisch und abstrakt er das System seiner Götter mit immer dürreren, immer blutleereren Gestalten vervollständigt hat. Von all der frohen sinnlichen Heiterkeit des Olymps und seines Bewohnergewimmels ist hier wenig zu verspüren, weder bildende, noch singende Künstler haben hier eine Mythologie und greifbare Gestalten des Glaubens geschaffen. Ein Herzton inniger Anhänglichkeit bricht bezeichnender Weise da am ehesten durch, wo der Römer sich den Göttern seines Hauses, seinen Laren naht; der uralte Genossenschaftsgedanke der Familie und seine Innigkeit mag sich auch auf ihre Götter übertragen haben. Sonst aber lauscht man zwar ängstlich auf den Willen der Götter, aber man überlistet sie auch, wenn es möglich ist, und hält sie für abgefunden, wenn man das bis zur Abgeschmacktheit komplizierte Zeremoniell, das man ihnen widmet, erfüllt hat. Andererseits wird man, falls man nicht fremde Gottheiten rezipiert, nicht müde, immer neue Abstraktionen von Thätigkeiten und Geschäftsbereichen zu Göttern zu erheben. Auch die griechische Religion — man hat oft genug darauf hingewiesen — ist zu ihren Göttergestalten auf dem Wege der Abstraktion gekommen, aber sie hat mit der Phantasie eines Künstlers abstrahiert, die römische mit der eines Gelehrten. Daher treten neben den großen Gottheiten zu

denen man wie in Griechenland die starken Naturkräfte personifiziert hatte, schon ganz frühzeitig Götter des Säens und der Feldarbeit, des Bodens und der Grenzsteine, dann ein Gott des Handels, eine Göttin des glücklichen Zufalls und der merkwürdigste von allen, Janus, der Gott des Beginnens auf. So abstrakte Gottheiten wie hier hat es vielleicht außer bei den ebenso rationalistischen Chinesen nie wieder auf dem weiten Erdenrund gegeben.

So zeigt denn auch das geistige Leben der Epoche, in seiner Gesammtheit betrachtet, ein merkwürdiges Doppelgesicht, Auf der einen Seite, in Hinsicht auf alles Phantasieschaffen, noch völlige Gebundenheit, eine Poesie, die in kindlichem Lallen nur dem nächsten Zwecke des Lebens zu dienen weiß, noch gar nicht frei gemacht ist zu eigener fesselloser Produktion, auf der andern aber das Walten eines Zugs zu wissenschaftlich-systematischer Durchdringung des staatlichen und religiösen Lebens mit Erzeugnissen der Logik, die doch nur auf dem Wege kühner Konstruktion geschaffen sein können. Auch hier also eine Mischung von Gebundenheit und Freiheit, die freilich weit weniger mannigfaltig und in ganz anderer Mischung der Elemente, doch an die Kombination des sozialen, vornehmlich des Staats- und Rechtslebens erinnert.

Ueber alle Besonderheit der Epoche aber steigen die herrschenden Züge des römischen Volkscharakters schon jetzt deutlich empor. Nüchternes Rechnen und kühn kombinierender Verstand der Führer, ein übermächtiger Staatssinn und kühle Selbstherrlichkeit des Einzelnen, des starken Einzelnen, das sind die Zeichen, in denen dies Volk siegen sollte und sie waren schon damals sichtbar. Alles Große, was später geschaffen werden sollte, war schon im Keim vorhanden: die systematische Verfassung und das systematische Recht, der Drang zu harter Geltendmachung des eigenen Ichs und des eigenen Staats. Was Wunder, daß ein Gemeinwesen, dessen Adel seine Bauern nicht nur beherrschen und sich unterthan machen, sondern auch auswuchern wollte, noch einmal zum

Universalstaat erwachsen sollte, und daß ein Volk, das Recht und Staat, Haus und Religion so peinlich genau und straff, so gefühlshart und so zweckmäßig ordnete, die größte politische Leistung vollbringen sollte, von der die Geschichte bis zum heutigen Tage noch weiß. Den starken Einzelnen aber war schon damals nicht nur ein Herrenrecht über Eigenthum, Erbe und Familie, sondern auch ein so reicher Antheil an den Errungenschaften des Staats gegeben, daß man nicht darüber zu erstaunen braucht, wenn sie sich auch ihrerseits seinem harten Joche beugten. Sie sollten mit ihm und durch ihn noch einmal die Welt beherrschen, aber auch jeder Schritt, der damals auf diesem Wege vorwärts gethan wurde, kam ihnen zuerst zu Gute.

Zweites Kapitel.

Neuere Zeit und Revolutionsepoche.

1. Innerer Frieden und äußere Expansion.

(Vom Ende des 4. bis zum Ende des 2. Jahrhunderts.)

Alle Periodentheilung, die verschiedene nationale Entwickelungen in einigermaßen ähnliche und deshalb gleichbenannte Stadien zerlegen will, wird immer nur relativen, nur approximativen Werth haben. Und es ist kein Zweifel, daß die römische Geschichte einer solchen Entwickelungschronologie sich besonders schwer unterwerfen läßt; die Abschnitte, die sich für eine Uebersicht über die Schicksale der Griechen und Germanen in beiden Fällen unbedenklich anwenden lassen, erweisen sich hier nicht ohne weiteres als praktikabel. Denn während die geistige Entwickelung weit hinter jenen beiden zurückbleibt, ist die politisch-soziale ihr in vielen Stücken vorangeeilt. Trotzdem wird man, mit einigen Vorbehalten, doch auch hier die Theilung zwischen Mittelalter und Neuzeit aufrecht erhalten dürfen; die bei weitem hervorstechendste der drei vornehmlich in Betracht kommenden Entwickelungsreihen, die politische, muß zum Ausgangspunkt genommen werden, die im engeren Sinne soziale und die geistige bei Seite gelassen werden. Daß gegen 300 die Auseinandersetzung zwischen Adel und Bürgerthum und eine lange Reihe demokratisierender Verfassungsänderungen zum Abschluß kam, legt nahe, den Einschnitt hierher zu verlegen. Wenn es auch sonst an tiefergreifenden Wendungen des Volksgeistes fehlt, ist jener Fingerzeig der formalen, politisch-sozialen Geschichte doch stark genug.

Ja, eben das Ausbleiben gewisser, namentlich geistiger Begleiterscheinungen, auf das man so aufmerksam wird, ist kein Beweis gegen, sondern eher für eine derartige Periodentheilung. Sie bringt nationale Abweichungen an den Tag, die sonst vielleicht verborgen blieben.

Doch diese Abweichungen liegen nicht allein vor, sondern auch hinter dem Zeitpunkt, der also cum grano salis als die Wende von Mittelalter und neuerer Zeit aufgefaßt werden mag. Denn hätte sich nun der Parallelismus zwischen griechischer, genauer gesagt, athenischer und römischer Entwickelung auch nur in der innerpolitischen Entwickelung ebenso mächtig erwiesen, wie im fünften und vierten Jahrhundert, so hätte nun eine unvergleichlich viel raschere Demokratisierung der Verfassung eintreten müssen, als in Wirklichkeit geschah. Die Geschichte liebt solche Schablonisierung nicht und wer die Entwickelung des römischen und des griechischen Mittelalters aufmerksam verglichen hat, wird auch im mindesten nicht darüber verwundert sein, daß die Linien nun immer weiter divergieren. Denn schon die beiden voraufgehenden Jahrhunderte offenbaren bei einer gewissen nicht zu verkennenden Aehnlichkeit der äußersten Umrisse doch schon sehr tiefgreifende Verschiedenheiten. Ein Volk, das schon im Mittelalter einen so mächtigen Staat an die Stelle aller älteren, primitiveren Korporationen setzt und das mit diesem Staat auch den nur wenig schwächeren Persönlichkeitsdrang seiner Vollbürger in ein so ausgeglichenes Verhältniß zu bringen weiß, kann trotz aller nebenhergegangenen Demokratisierung auch später nicht so schneller, demokratischer, masseninbividualistischer Zersetzung anheimfallen, wie etwa das athenische nach 450.

Die innere politische, wenn auch nicht die sonstige soziale Entwickelung, steht in Rom nach Beendigung des Ständekampfes etwa zwei Jahrhunderte fast gänzlich still. Das aristokratische Regiment der Patrizier ist zwar beseitigt, aber der neue patrizisch-plebejische Adel regiert diese ganze Epoche über zuerst unangegriffen, ohne beträchtlichen Kampf, ohne an die demo-

kratischen Tendenzen des niederen Bürgerthums weitere Zugeständnisse machen zu müssen. Und man weiß, wie schnell dagegen in Athen auf die ersten Konzessionen an den Demos, die der solonischen Verfassung, die schon das späte Mittelalter gebracht, die aber auch über ein Jahrhundert ausgedauert hatten, nach Anbruch der neueren Zeit der athenischen Entwicklung immer weitere und immer radikalere gefolgt sind. Trotzdem fehlt es nicht völlig an einem Seitenstück zu jener Periode der Ruhe in der römischen Verfassungsgeschichte: auch hier vermittelt den Uebergang von dem Zeitalter der gemäßigten Aristokratie zu dem der reinen Demokratie eine Epoche, in der die innere Entwickelung einigermaßen still steht: es ist die Zeit, die in Athen von der Kleisthenischen Reform bis zur Wiederaufnahme der Demokratisierung durch Ephialtes, vom Ende des sechsten Jahrhunderts, also bis gegen die Mitte des fünften reicht. Auch diese Epoche war eine Zeit ruhiger aristokratisch-demokratischer Mischherrschaft und überdies, dadurch wird die Aehnlichkeit noch erhöht, war dies in beiden Fällen die Periode der stärksten Bethätigung des Staatsgedankens nach außen, der kraftvollsten Expansion. Nun freilich, dies Stadium, für das der athenischen Entwickelung nur etwa fünfzig Jahre vergönnt war, nimmt in der römischen fast zwei Jahrhunderte ein: das viel ruhigere Tempo, die zähere Langlebigkeit des römischen Volkes, macht sich hier in historischer Zeit zum ersten Mal sehr nachdrücklich geltend. Aber man darf an dieser so viel größeren zeitlichen Ausdehnung eines Entwicklungsstadiums keinen Anstoß nehmen, da auch die analoge Epoche in der Geschichte der germanisch-romanischen Völker, die neuere Zeit, d. h. die Epoche des allmächtigen Staats und der häufigsten Staatskriege, dreihundert Jahre, d. h. noch ein Jahrhundert länger als die römische und nicht fünfzig wie die griechische zählt. Das Zeitalter der Perserkriege und das der punischen entsprechen einander, weil sie zugleich beide das Zeitalter eines durch demokratische Institutionen maskierten aristokratischen Regiments sind. Sie sind einander analog, mag dieses Entwick-

lungsstadium auch in Rom von etwa 330 bis 134, in Athen nur von 500 bis 450 gedauert haben.

Faßt man zunächst die Verfassungs- und Klassengeschichte der Römer in diesem Zeitalter ins Auge, so zeigen sich zu Anfang, wie nur begreiflich ist, mancherlei Regungen, die noch an die voraufgehende Epoche erinnern. Die Patrizier haben noch auf lange hinaus, hie und da wider den Wortlaut der Gesetze, die höchsten Aemter besetzt, so noch öfters beide Konsulstellen[1]). Bald aber setzt die freilich nur allmählich fortschreitende Bildung eines neuen Adels ein, der nun drei Jahrhunderte lang Rom und die Römer beherrscht hat. Mit der alten Aristokratie verschmolz sich allmählich die vornehmere, d. h. vor Allem reichere Schichte des Plebejerthums, und aus dieser Legierung ging die Nobilität hervor, die doch nicht nur Amtsadel war, sondern bald auch Geburtsadel wurde. Unzweifelhaft hat dieser neue herrschende Stand sich nicht ganz so kastenmäßig abgeschlossen, wie der ältere patrizische: er mag auch im späteren Verlauf so, wie es in den ersten Zeiten nach den demokratischen Reformen besonders oft geschehen zu sein scheint, durch die Zulassung frischen Bluts von unten her sich ergänzt und erneut haben. In der Hauptsache aber trägt er doch den entscheidenden Charakterzug eines wirklichen Adels, den geburtsmäßigen Abschluß, an sich.

Aller Adel beruht in seiner Wurzel auf der Absonderung und faktischen Bevorzugung einer bestimmten Schichte der Bevölkerung, die zunächst sozialer Natur, auf der stillschweigenden Anerkennung aller Nichtbevorrechteten, aber Betheiligten beruht. Wird diese Bevorzugung nun vom Staat anerkannt und geschützt, so gewinnt sie eine Sanktion, die selbstverständlich ihren sozialen Werth wie ihre politische Nutzbarkeit sehr erhöht. An dieser Anerkennung aber fehlte es dem neuen patrizisch-plebejischen Adel in keiner Weise. Wie früher die Nachkommen hoher Beamter das Recht gehabt hatten, ihren Leichenzügen

[1]) Mommsen, Staatsrecht II 1 S. 76.

die Bilder ihrer Ahnen nachtragen zu lassen, so wurde der Brauch auch jetzt aufrecht erhalten, da nicht mehr nur Patrizier, sondern auch die der Nobilität angehörigen Plebejer es sich zu Nutze machen konnten. Dazu kamen noch allerlei äußere Abzeichen, auf die, so überflüssig sie uns Heutigen vorkommen mögen, kein noch so ernsthafter Herrenstand je in Vergangenheit oder Gegenwart verzichten mag, nur daß die römische Nobilität einst nicht Orden und Uniformen, sondern Fingerring, Purpurbesatz am Obergewand und silberne Pferdezäume führte und allein zu führen berechtigt war.

Das zweite nothwendige Charakteristikum eines Adels ist seine Erblichkeit und auch die hat sich die neurömische Aristokratie in vollem Maße erworben. Denn zu all' diesen äußeren Auszeichnungen waren nicht nur sämmtliche hohe Beamte, d. h. alle aktiven oder gewesenen Konsuln, Prätoren und kurulischen Aedilen, sondern auch ihre Nachkommen berechtigt.

Mit diesem Prinzip der Erblichkeit aber war die Nobilität dieser Zeiten durchaus über das Niveau eines reinen Amtsadels hinausgehoben. Denn als ein solcher ist doch nur der Adel anzusehen, dem lediglich die hohen Beamten angehören und der nicht vererbt wird, wie denn Amtsadel eben dieses Mangels wegen eigentlich kein wirklicher Adel ist. Zu der Auffassung, als sei die Nobilität dieser Epoche nur ein Amtsadel gewesen, kann auch nur der Umstand führen, daß der Eintritt in sie durch die Erlangung eines der drei hohen Staatsämter erworben werden konnte. Da nun aber — und hier wird die politisch-wichtigste Folgeerscheinung dieses Zustandes auch rein sozial wichtig — diese Würden der überwiegenden Regel nach nur solchen Bewerbern übertragen wurden, die dem Geschlechterring der Nobilität angehörten, also schon durch Geburt adlich waren, so war auch dieser amtliche Ursprung des Adels nur ein scheinbarer. Der Zustand war der, daß in der übergroßen Mehrzahl der Fälle die hohen Aemter Jahr für Jahr der Nobilität allein übertragen wurden und wenn ausnahmsweise ein ihr nicht Angehörender zu ihnen

zugelassen wurde, so hieß das nichts Anderes, als daß er und seine Nachkommen damit auch in die Aristokratie aufgenommen wurden, es bedeutete seine und seiner Familie Nobilitierung. Denkt man sich diese Verhältnisse auf moderne Zustände übertragen, so müßte man sich vorstellen, daß in der Regel alle hohen Staatsämter dem Adel vorbehalten waren und daß anderseits jeder Bürgerliche, der trotzdem zu ihnen gelangte, geadelt wurde. Da beide Voraussetzungen sich zufällig auch von den heute in Deutschland wie in England bestehenden Bräuchen nicht allzuweit entfernen, so ist ein Irrthum um so weniger möglich.

Gewiß, dieser Adel war ganz staatlicher, man möchte fast sagen bureaukratischer Natur: er lebte und webte in den öffentlichen Geschäften und suchte Macht und Lebensfreude nur in ihnen. Er unterscheidet sich sehr von einem stolzen, halb dynastischen Landadel, der viel mehr vom Staat frei werden als sich in ihn einmischen will, aber er war deshalb doch, sowohl in Hinsicht auf seine äußere Absonderung als auf seine Geburtsmäßigkeit und Abgeschlossenheit ein wirklicher, nicht nur ein Amtsadel.

Und da ist nun merkwürdig, wie vollkommen er in diesen drei Jahrhunderten die Herrschaft im Staat in der Hand behalten hat. Die fünfzehn oder sechzehn Familien patrizischer Herkunft, die um 350 mächtig waren, haben auch in dieser Epoche ungewöhnlich oft die Konsuln aus ihrer Mitte hervorgehen sehen. Zu ihnen, den Corneliern und Valeriern, den Claudiern, Aemiliern, Fabiern, Manliern und so fort gesellen sich nun aber eine Anzahl vornehmer plebejischer Häuser, die Licinier, Fulvier, Domitier, Marcier, Junier. Doch selbstverständlich sind sie nur die Führer einer viel größeren Anzahl von Geschlechtern, die aber doch so fest zusammenhält, daß sie jeden, der nicht zum Ring gehört und trotzdem in der Hierarchie der öffentlichen Aemter aufzusteigen begehrt, als homo novus — das Wort ist damals geprägt worden — als Parvenupolitiker erkennen und abzuhalten suchen. Der ge-

setzliche Zustand aber, der nunmehr überliefert vorlag, brauchte in nichts Wesentlichem geändert zu werden, um die neue Standesherrschaft aufrecht zu erhalten, ja er bot sich ihr fast in allen Stücken als bequeme Handhabe dar. Die hohen Staatsämter wurden nach wie vor der Form nach durch Volkswahl, der Sache nach durch das Vorschlagsrecht ihrer jeweiligen Inhaber besetzt; die neuen Mitglieder des Senats aber, in der Regel aus den gewesenen Beamten hervorgehend, wurden ebenfalls ganz wie früher ernannt. So waren denn die beiden wichtigsten Organe des Staats, der regierende Rath und das hohe Beamtenthum von vornherein in den Händen der Aristokratie, während die Volkswahl dem Allen eine demokratische Maske gab. Eine natürliche Barrikade gegen alle wirthschaftlich schwächeren Elemente, die in diesen wohl abgeschlossenen Bereich der Regierenden hätten eindringen wollen, war schließlich nach wie vor die Forderung großen Vermögens, die thatsächlich auf allen diesen Stellen lastete.

Warum aber, fragt man sich, hat sich nicht gegen dieses Aristokratenregiment sogleich eine analoge Opposition erhoben, wie einst gegen das patrizische?

Zunächst mag wichtig geworden sein, daß das andringende Bürgerthum in den vermögenden Plebejern, die nun zur Aristokratie übergegangen waren, seine natürlichen Führer verloren hatte und daß alle politisch-demokratischen Forderungen scheinbar völlig erfüllt waren; sodann hielt das neue System den Ehrgeizigsten und Mächtigsten im Bürgerthum immer die Thür offen, in die angeblich allen Volksgenossen der Eintritt frei stand; schließlich aber, und das ist vielleicht am schwersten ins Gewicht gefallen, hat man nunmehr eine sehr viel liberalere Wirthschaftspolitik dem Mittelstand gegenüber getrieben. Die immer neuen Eroberungen, die sich in diesem Zeitalter eine der andern folgten, boten so viel neuen Besitz dar, daß man jetzt nicht mehr mit den Bodenverleihungen zu knausern brauchte. Die immer stärker ausgreifende Politik der Republik mag deren neuem Adel bald so sehr den Horizont geweitet haben,

daß er einsah, daß es noch bessere Dinge auf Erden zu thun gebe, als die eigenen Bauern zu drücken und auszuwuchern. Von dem alten wirthschaftlich-sozialen Konflikt zwischen Großbesitz und Kleinbürger- und Bauernthum ist nun lange Zeit nicht mehr die Rede.

Unzweifelhaft war diese Epoche die stärkste und robusteste der römischen Geschichte: ihre zahlreichen, zuletzt immer erfolgreichen Kriege beweisen es am besten. Die Stärke und Härte, die der römische Adel nun nicht mehr in innern Kämpfen zu erweisen hatte, blieb nach außen ungeschwächt bestehen. Und da diese ehrgeizige Aristokratie über ein williges Bürgerthum verfügte, stand kriegsgewohnten Führern immerdar ein starkes Volksheer zu Gebote. Diese beiden, geleitet von einer mit unvergleichlicher Zähigkeit stets dem gleichen Ziel zustrebenden Staatskunst, haben bis gegen Ende des zweiten Jahrhunderts Rom die Herrschaft zuerst über Italien, dann über das westliche Mittelmeerbecken verschafft, haben es vor allem die einzige Großmacht in diesem Völkerkreise, die nicht nur diesem Andringen widerstand, sondern selbst ähnliche Gelüste hatte, überwinden lassen. In dieser verhältnißmäßig kurzen Spanne Zeit hat Rom den langen Weg von einem kleinen italienischen Territorialstaat zur herrschenden Weltmacht im damaligen Erdkreis der südeuropäisch-westitalienischen Völker zurückgelegt.

2. Revolutionszeitalter: demokratische und monarchisch-militaristische Umsturzbewegungen.

(Von 134 bis 31.)

Schon im Laufe dieser Periode inneren Friedens und äußerer Expansion bereiteten sich aber neue Konflikte vor. Der unerhörte wirthschaftliche Aufschwung, das Emporkommen namentlich des großen Handels und großen Geldgeschäfts und großer Vermögen, das im Gefolge dieser Eroberung eines Großstaats einherschritt, hat alle Verhältnisse großartiger ge-

macht, hat aber auch die alte Einfachheit der Lebenshaltung und der Sitten zerstört und wie sich von selbst versteht zuerst unter den Regierenden moralischen Schaden angerichtet. Insbesondere die Unterwerfung so vieler Länder unter den unbedingten Herrscherwillen der Beamten und Feldherren, die wie kleine Könige in ihnen walteten, hat auf die Aristokratie korrumpierend eingewirkt, hat Ausbeutung und Unterschlagung großgezogen. Aber dieselbe Ueppigkeit, die den Herrenstand herabzog, machte auch das niedere Bürgerthum soweit es in der Hauptstadt saß begehrlich. Dazu kamen ganz neue wirthschaftliche Krisen; das Aufkommen überseeischen Getreideimports und die inländische Konkurrenz großer Sklavenplantagen, die beide den bäuerlichen Stand aufs schlimmste bedrückten und so durch ganz neue Gefahren die alte Noth der mittelalterlichen Agrarverhältnisse wieder aufleben ließen.

Insbesondere einer der sozial wichtigsten Faktoren des Wirtschaftslebens, die Regelung der Arbeiterverhältnisse, hat damals den stärksten Einfluß auf die politische Entwicklung ausgeübt. Die Sklavenarbeit hatte auch in der Volkswirtschaft des späten Mittelalters der Römer eine gewisse, doch immerhin beschränkte Rolle gespielt. Sie war dem Bauern unentbehrlich und der größere Grundbesitzer besaß auch Sklaven höherer Ordnung, die ihm als Vögte die Wirtschaft der einzelnen Höfe besorgten. Aber auch freie Arbeiter waren als Tagelöhner thätig oder bewirthschafteten als kleine Pächter die von größeren Besitzen ausgethanen Parzellen. Die immer neuen Kriege, in diesen Jahrhunderten das beste Mittel zum Sklavenerwerb, führen nicht nur gewaltige Geldmassen, sondern auch zahlreiche Sklaven ins Land. Und beide Zuflüsse werden demselben Ziele dienstbar gemacht: der Herstellung immer größerer Grundherrschaften. Denn diese beruht einmal auf der Investierung immer bedeutenderer Kapitalien in agrarischen Besitz, und zum zweiten auf der Verdrängung des freien Arbeiters nicht nur, sondern auch der kleinen Pächter und Besitzer durch die auf die wachsenden Sklavenheere ge-

stützte Latifundienwirtschaft. Wohl giebt es noch freie ländliche Lohnarbeiter, Kleinpächter und Kleinbauern. Aber alles wirkt zusammen, um ihre Lebensbedingungen zu verschlechtern und also ihre Zahl zu verringern. Auf ihnen lastet der furchtbar schwere Druck des Kriegsdienstes, der der Scholle den Mann entzieht und während der langen Feldzüge die Wirtschaft verkommen läßt. Einst und vielleicht noch hie und da während der punischen Kriege konnte der Bauer im Winter nach seinem Acker sehen und Haus und Hof in Ordnung bringen, aber davon war jetzt bei den immer ferner führenden Feldzügen nicht mehr die Rede. Dazu kommt als zweiter, vielleicht noch schwerer wiegender Faktor der steigende Import fremden Getreides. Sizilien, Afrika und Aegypten werden nacheinander die Korn liefernden Länder; der italienische Ackerbau wird außer in den fruchtbarsten Provinzen, außerhalb Campaniens und der Po-Ebene, immer unrentabler, die Kleinwirtschaft unhaltbarer. Die Latifundien, die durch immer weiter greifendes Bauernlegen entstehen, gehen ihrerseits zur Viehzucht oder zu einträglicherem Spezial-Früchtebau über. Endlich ist auch die städtische Entwicklung in jedem Betracht dazu angethan, diese Wandlungen auf dem platten Lande zu fördern. Die Aristokratie kommt durch die auf gesetzlichem und ungesetzlichem Wege überaus einträglichen Provinzialämter in Besitz sehr großer Vermögen und trachtet sie, durch Tradition und Standesanschauung bestimmt, vor allem in Landbesitz anzulegen. Denn kommerzielle und industrielle Beschäftigung gilt als unstandesgemäß. Und das nachdrängende reiche Plebejerthum eifert natürlich aus sozialer Rivalität dem Adel nach; wohl blühen Großhandel und Geldgeschäft, aber da die Industrie nicht wesentlich über das einst etwa in Griechenland erreichte Niveau hinwegschreitet, so bleiben auch dem erwerbenden Bürgerthum sehr große Mittel, um sie seinem Streben, in den Großgrundbesitzerstand einzudringen, dienstbar zu machen. Dem heimathlos gewordenen Proletariat der entlassenen Soldaten oder abgelegten Bauern aber streckt

das glänzende Leben der Hauptstadt winkend die Arme entgegen, mit allen seinen politischen Rechten und materiellen Lockungen.[1])

Die Wirkungen, die diese wirthschaftlichen Umwälzungen herbeiführten, waren sehr verschieden. Zunächst haben sie innerhalb des neuen so außerordentlich erweiterten Standes der Sklaven selbst zu sehr heftigen Versuchen gewaltsamen Widerstandes geführt. Sklavenverschwörungen hatte es auch früher gegeben: die erste schon im Jahr 419 war nicht ungefährlich gewesen. Zu einem umfassenden Aufstand kam es erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts, und zwar, wie zum Zeichen, daß es sich lediglich um ein Produkt jener wirthschaftlichen Umwandlung handelte, in dem Lande des ausgebildetsten Latifundienbetriebs, in Sizilien. Dieser Aufstand von 134 hatte sich an der Rebellion der Feldsklaven eines besonders harten Unternehmers entzündet.

Zu Ausgang des zweiten Jahrhunderts ist es in Italien selbst zu immer neuen kleinen und größeren Sklavenaufständen gekommen; in Sizilien entbrannte schon 104 ein neuer förmlicher Sklavenkrieg, hervorgerufen durch die brutale Rache der Grundherren für den voraufgehenden Aufstand, durch die massenhafte gewaltsame Versklavung freier Arbeiter. Er konnte erst nach zweijährigem Feldzug niedergeworfen werden. Der schlimmste Aufstand aber, der von 73, war zwar unter den Sklaven einer Fechterschule entbrannt, aber in seinem weiteren Verlauf dehnte er sich zu einer Empörung der gesammten unteritalienischen Sklavenschaft aus. Und da er in Spartacus einen großen Führer fand, so hat er wiederum zwei Jahre gewährt und zeitweise Rom selbst geängstigt.[2]) Welches die Ziele dieser Rebellionen waren, ist durch schlechte Ueberlieferung übel verdunkelt; daß sich in ihnen aber eine im

[1]) So nach Ed. Meyer, Die Sklaverei im Alterthum (1898) S. 40 ff.

[2]) Mommsen, Geschichte [8]I S. 448, [8]II S. 78, [8]II S. 132 ff., [8]III S. 85 ff.

sozialen Sinne demokratische und vielleicht sogar kommunistische[1]) Tendenz regte, muß doch vermuthet werden. Der römische Ritter Titus Vettius, der im Jahr 104 einen Sklaven-Aufstand in Italien erregte, in dem er seine eigenen Sklaven für frei erklärte, kann gar keine anderen als Emanzipations-gedanken allgemeiner Art gehabt haben.

Indessen, sei es nun, weil man sich zu greifbaren politischen oder wirthschaftlichen Idealen nicht durchrang, sei es, weil die Verhältnisse der Sklavenschaft doch nicht unhaltbare waren, über diese gewaltthätigen, aber ganz erfolglosen Versuche einer Revolution ist diese Entwicklung nicht hinausgekommen. Einschneidender waren doch die Vorgänge, die die wirthschaftliche Entwicklung innerhalb der Stadt Rom und ihres Kleinbürgerthums hervorrief.

Hier entstand die neue demokratische Bewegung, die sich im zweiten Jahrhundert als Volkspartei dem Adel, den Optimaten entgegenzustellen begann, und als deren zwar nicht erste aber gewiß reinste Führer vom Jahr 134 ab die Gracchen aufstanden. Tiberius Gracchus, der von den zwei Brüdern zuerst auftrat, hat in guter Gesinnung nur dem wirklich nothleidenden Bauernstand zu Hülfe kommen wollen, aber um der übermächtigen wirthschaftlichen Bewegung die diesen bedrohte entgegenzutreten sehr primitive und recht altfränkische Mittel vorgeschlagen. Er erneuerte im Grunde nur die alten Vorschläge der licinisch-sextischen Reformgesetze von 367 auf Einschränkung der Ackervergebungen des Staats durch ein gesetzliches Maximum und auf Parzellierung des so frei werdenden Areals zu Gunsten neu anzusiedelnder Kleinbauern. Sein Bruder Gajus ist weitergegangen: er schlug, um den Strom des überschüssigen und mittellosen Proletariats abzuleiten, die Gründung eigener Kolonien in Italien, ja selbst in Afrika vor.

Ueber diesen neuen Vorschlag mag man vieles sagen, nur als demagogisch, als revolutionär wird man ihn nicht

[1]) Wofür es indessen keinerlei Nachrichtenbelege giebt.

bezeichnen dürfen. Im Gegentheil, er schuf einen Abzugskanal auch für die niedere Bevölkerung der Hauptstadt, die schon jetzt dem herrschenden Stande und der Regierung in der Volksversammlung zuweilen recht lästig geworden war und auf die sich alle Bestrebungen der neuen Popularpartei stützten. Doch Gajus Gracchus ist hierbei nicht stehen geblieben, in ihm tauchen auf einmal zwei ganz neue Bestrebungen auf, die für den weiteren Verlauf bis zum Ende der Republik charakteristisch bleiben sollten. Die demokratische Bewegung, an deren Spitze er sich gesetzt hatte und deren politischen Grundprinzipien er durch allerlei Milderungen des Strafrechts huldigte, war zu schwach, wenn sie sich allein auf das hauptstädtische Kleinbürgerthum und auf den — abwesenden — bäuerlichen Mittelstand stützte. Gajus Gracchus hat ihr deshalb einen Bundesgenossen geworben in einem Theil des besitzenden und erwerbenden hohen Bürgerthums, in der Ritterschaft. Es waren diejenigen Bürger, die außer den senatorischen, d. h. adlichen Familien das Recht zum Reiterdienst im Heere hatten. Dieser Ritterstand hatte allmählich durch Gewohnheitsrecht einen sehr hohen Census erhalten, war also ursprünglich eine Vereinigung des Adels mit dem sehr vermögenden Bürgerthum, insbesondere mit den Großkaufleuten, Großindustriellen und Geldmännern, deren Geschäfte in diesem wachsenden Großstaat immer gewaltigere Dimensionen angenommen hatten. Dadurch aber, daß einige Zeit vor den Gracchischen Unruhen die Senatoren selbst aus dieser kavalleriefähigen Elite der Wehrpflichtigen gesetzlich ausgeschieden waren, überwog in diesem neuen Zwischenstande jenes großbürgerliche Element, obwohl nach wie vor die Söhne des senatorischen Adels, wie selbstverständlich war, weiter in der Reiterei dienten. Und da er eine natürliche Eifersucht und Antipathie gegen den nächst höheren, den eigentlich herrschenden Stand hatte, so war hier für einen genialen Politiker wie Gajus Gracchus der Punkt gegeben, wo er bei einem Sturmlauf gegen das aristokratische Regiment am erfolgreichsten ansetzen konnte. Dem Tribunen ist

das auch durchaus gelungen: er gewann die Ritterschaft durch sehr stattliche Gaben. Er verschaffte ihr neue große Ausbeutungsbezirke in der eben erworbenen und neueingerichteten Provinz Asien und dazu einen sehr viel dauerhafteren Vortheil in Gestalt eines Gesetzes, nach dem die Geschworenenlisten statt wie bisher aus dem senatorischen Adel, aus der Ritterschaft zusammengesetzt werden sollten. Damit aber waren die Provinzbewohner, die bis dahin sich allenfalls noch in Rom Recht gegen die Steuerpächter und Großunternehmer hatten holen können, vollends der großbürgerlichen Ritterschaft ausgeliefert, die von nun ab Partei und Richter in der eigenen Sache wurde.

Im Grunde war hier eine ähnliche soziale Koalition zu politischem Zwecke gegründet, wie sie einst im Mittelalter zwischen Groß- und Kleinbürgerthum bestanden und die Grundlage der plebejischen Partei abgegeben hatte; nur daß hier der führende Theil nicht das Großbürgerthum, sondern die eigentlich demokratische Partei des Proletariats und Kleinbauernstandes, oder vielmehr ihr Leiter war. Diese Alternative aber leitet zu dem zweiten Charakteristikum der gracchischen Reformbewegung hinüber: sie war nicht eigentlich demokratisch mehr, sondern sie war schon der erste Anlauf zur Tyrannis, zu einer scheindemokratischen Monarchie.

Tiberius Gracchus schon scheint weniger aus eigener Absicht, als durch die Gewalt der Umstände gedrängt, auf den Weg zum revolutionären Absolutismus gerathen zu sein; Gajus aber, der weiterblickende und kühnere von den Brüdern, hat, wie der beste Kenner römischer Geschichte meint, von Anfang an solche Pläne verfolgt, als der erste Vorläufer der Cäsaren. [1])

Die Staatsklugheit und brutale Energie des Senats und der Aristokratie hat ihn 121, wie zwölf Jahr zuvor seinen Bruder, zu Falle gebracht; mehr als alles andere mag ihm,

---

[1]) Mommsen, Geschichte [8]II S. 115.

wie auch jenem, geschadet haben, daß er in diesem Kriegerstaat als Demagog begann, was er als Feldherr hätte unternehmen sollen. Aber dieser Zwischenfall blieb keineswegs Episode, sondern war der Beginn des politisch-sozialen Prozesses, der die Republik zersetzen sollte. Nachdem diese ersten mit ganz unzureichenden Mitteln unternommenen Versuche monarchisti-schen Umsturzes so gänzlich gescheitert waren, ist sogleich eine aristokratisch-senatorische Reaktion eingetreten. Sie verfuhr sehr sanft mit dem römischen Proletariat, dem sie das von Gajus Gracchus ihm verliehene Recht halb freier Getreide-versorgung durch den Staat beließ, und noch sanfter mit der Ritterschaft, der sie erst 106, also nach fünfzehn Jahren, die Geschworenengerichte — und zwar ohne Erfolg — wieder abzunehmen suchte. Das gesündeste Unternehmen des Gajus Gracchus aber, das die Hebung und Vermehrung des Klein-bauernstandes beabsichtigte, wurde fast völlig im Keime erstickt, ja man ging soweit, derartige Pläne für die Zukunft unmöglich zu machen, indem man den begüterten Inhabern der Domänen, durch deren Parzellierung man schließlich den Bauern in Italien allein hätte Land verschaffen können, ihren bisher nur „okkupierten", d. h. zurückzufordernden Besitz als Eigenthum übergab. Dasselbe Staatsgut, das man als Basis für die ver-nünftigste sozialwirthschaftliche Reform hätte benutzen können, wurde damit ein für allemal dem Adel ausgeliefert, der es sich solchergestalt selbst zum Geschenk machte. Denn dieselben Männer, die im Senat solche Gesetze votierten, waren es auch, die aus dem Erfolg dieser Maßnahmen Vortheil zogen: der Adel als im Staat herrschender Stand versorgte sich den Adel als bevorzugte soziale Schicht von Staatswegen. Und das waren gerade die Ländereien, mit deren Parzellierung man allein die Versprechungen hätte einlösen können, durch die die sena-torische Aristokratie des Gajus Gracchus Reformvorschlag überboten und durch die sie seinen Sturz eingeleitet hatte.

Aber die Stunde dieses Adelsregimentes hatte geschlagen: Den Versuch es zu stürzen, der die beiden ersten Male miß-

lungen war, haben bald andere Männer wiederholt, die ein schärferes Werkzeug, das Schwert, zu führen wußten. Die einzelnen Stadien dieses Todeskampfs der adlichen Republik sollen hier nicht geschildert werden: einen gemeinsamen Charakterzug haben die Angriffe, die nun in ununterbrochener Reihe den stolzen Bau des aristokratischen Römerstaats in immer fürchterlicheren und blutigeren Bürgerkriegen erschütterten und zuletzt zu Falle brachten, doch alle. Sie gingen sämmtlich von Männern aus, deren temporäres oder dauerndes Ziel die Verdrängung des bestehenden Adelsregiments durch eine faktische oder gar formelle Tyrannis war.

Im Uebrigen fehlt es nicht an Unterschieden zwischen den Führern aller dieser revolutionären, zuweilen auch dem Schein nach reaktionären Bewegungen. Marius, der als ein glücklicher Feldherr mit viel besseren Aussichten als Gajus Gracchus den Versuch machte, eine Diktatur zu begründen, ist bei seinem ersten Versuch im Jahre 100 doch an seiner bäuerlichen Ungeschicktheit und seiner halb zaghaften Gewissenhaftigkeit gescheitert: er läßt seine Bundesgenossen, die Führer der demokratischen Partei, im Stich. Und auch später hat ihn weder dieses mehrfach erneuerte Bündniß, noch das ihm unbedingt zur Verfügung stehende Heer, noch sein zuletzt fast an Wahnwitz streifender Fatalismus bis zur eigentlichen Tyrannis vordringen lassen. Seinem ganz unfähigen Genossen Cinna ist sie dann nach Marius' plötzlichem Tode im Jahre 86 doch ohne weiteres zugefallen. Sulla aber, der schon längst an der Spitze der aristokratischen Gegenpartei gestanden und ihr bis zum Jahre 82 zum völligen Siege verhalf, war zwar nicht nur der glücklichste sondern auch der im politischen Sinne uneigennützigste Vorfechter und Restaurator der alten Adelsherrschaft, aber er hat doch auch keinen anderen Weg gesehen, zu diesem Ziele zu gelangen, als durch die Diktatur, die er sich beilegen ließ. Und vielleicht war diese thatsächliche Tyrannis ein Symbol der Unhaltbarkeit der aristokratischen Verfassung, obwohl er sie viel umsichtiger und energischer

herstellte, als es irgend einer der vorhergegangenen Restaurationen, auch der des edlen von der Großbourgeoisie gefällten Livius Drusus im Jahr 91 gelungen war und obwohl er seine Diktatur nach glücklichem Abschluß seines Werkes freiwillig niederlegte. Es dauerte nur neun Jahre nach dieser aristokratischen Episode und die Sullanischen Gesetze wurden 70 feierlich wieder aufgehoben unter der Aegide eines Mannes, der von da ab über zwei Jahrzehnte als faktischer Leiter des Staats das Schicksal Roms bestimmt hat. Pompejus hat, ohne die Größe Caesars, freilich nicht den letzten Schritt zur Erlangung der höchsten Gewalt zu thun gewagt, aber er hat doch seinem gewaltigen Rivalen den Weg zu diesem Ziel gebahnt, indem er die Römer so lange Zeit hindurch gewöhnt, einen ersten Mann an der Spitze der Republik zu sehen.

Caesar aber machte dem Adelsregiment nicht nur faktisch, sondern in aller Form ein Ende. Er wurde der Begründer einer neuen Monarchie und nur sein vorzeitiges Ende mag ihn abgehalten haben, seine Gewalt erblich zu machen, eine Dynastie zu stiften.

Wer will sagen, ob dieses Ende der Republik, das zugleich das Ende eines hundertjährigen, immer nur zeitweise unterbrochenen Bürgerkriegs bedeutete, auch durch eine minder große Erscheinung als diesen einzigen Mann herbeigeführt worden wäre; aber begreiflich, aus der bisherigen Entwicklung begreiflich, ist diese Wendung auch so. Der alte Adel wurde nicht nur aufs gehässigste befehdet, durch die frisch nachdringende Ritterschaft, d. h. das reich gewordene Großbürgerthum der Steuerpächter und Kapitalisten, sondern hatte, was weit schlimmer war, als Stand alle sittliche und politische Kraft eingebüßt. Der Ritterstand seinerseits aber, wohl als Klasse der Großkaufleute, nicht aber als politische Korporation zusammenhaltend, war moralisch ähnlich zermorscht wie die senatorische Aristokratie, und ohne deren Tradition, scheint er politisch gar nicht in Betracht gekommen zu sein. Die Demokratie endlich, die wohl immerfort sich regte, beruhte im

Wesentlichen nur auf dem Kleinbürgerthum und Proletariat der Hauptstadt und den ehrgeizigen Politikern, die sich ihm als Führer anboten; sie konnte zwar von einem glücklichen Feldherrn als Werkzeug gegen das republikanische Adelsregiment ausgespielt werden, aber hatte offenbar zu keinem selbständigen Auftreten, geschweige denn zu großen politischen Aspirationen mehr Kraft oder Fähigkeit.

So war denn der Boden für das Emporkommen einer Militärmonarchie auf das beste vorbereitet. Kein Stand war mehr stark genug, um das Regiment im Staate zu halten oder es einem andern zu entreißen. An die Stelle des Volksheeres dagegen war seit Marius' Zeiten allmählich eine Armee von Berufssoldaten getreten. Denn den Vermögenden war auch der Kavalleriedienst längst zu beschwerlich geworden, ja selbst der niedere Bürger empfand die Wehrpflicht drückend. Da dergestalt Heer und Bürgerschaft nicht mehr identisch waren, war auch das Band zwischen der Republik und dem Heere übel gelockert; dieses folgte wohl einem siegreichen oder ihm sonst gewachsenen Feldherrn, nicht aber mehr den Vätern des Senats.

Julius Caesar selbst, der alle diese Voraussetzungen so auszunutzen verstand, wie es nur dem Genie möglich ist, hat auch dieses Verhältniß am eigenen Leib verspürt. Er hat lange genug als Führer der Demokraten versucht zu großem politischen Einfluß zu gelangen: es war vergeblich, er mußte erst Feldherr werden, ehe er sein Ziel erreichte.

Zu diesen längst hervorgehobenen Ursachen der Staatsumwälzung wird man indessen noch andere hinzufügen müssen. Die römische Entwicklung in dieser Zeit und insbesondere der Verfall der Republik ist nicht wohl zu verstehen, wenn man nicht auf das ungeheuerliche Mißverhältniß aufmerksam wird, das zwischen der ein halbes Jahrtausend alten, für die Verhältnisse eines Stadt- oder allenfalls eines Zwergstaats berechneten Verfassung und den Dimensionen des inzwischen herangewachsenen Weltreichs bestand. Der Staat, der nun-

mehr das Mittelmeer völlig umspannt hielt, wurde noch immer von Adel und Bürgerschaft der einen Stadt regiert, gleich als handelte es sich noch wie ehemals um ein Territorium von wenigen Quadratmeilen. Gewiß, man hatte schon lange einer Anzahl von treuen Gemeinden in Italien und selbstverständlich den vielfach ausgeschickten Kolonien das Bürgerrecht ertheilt, und der Aufstand der Italiker zu Beginn des ersten Jahrhunderts hat die Aufnahme ganz Italiens in den Bürgerverband herbeigeführt. Gajus Gracchus, der produktivste Kopf unter den Führern der Demokratie hat sehr früh die Nothwendigkeit solcher Maßnahmen eingesehen: er ist für die Hebung der Italiker und als ein Vorläufer der Ideen des Kaiserthums für ausgedehnte Kolonisierung der Provinzen eingetreten, aber er, der die Provinzen den römischen Kapitalisten, d. h. den schlimmsten Blutsaugern, erst recht auslieferte, wäre doch auch bei größerem Erfolge schwerlich über das späterhin eingehaltene Maß der Bürgerrechtsverleihung hinausgegangen. Es wäre auch sicherlich unmöglich gewesen, dieses Privileg noch viel weiter auszudehnen und es den fortwährend neu hinzutretenden, gänzlich volksfremden oder barbarischen Provinzen zu ertheilen; man hätte es auf Italien und die am stärksten romanisierten Gebiete beschränken müssen. Aber — und das ist das Entscheidende — die Verleihung des Bürgerrechts an die Italiker, die an sich genügt hätte, hat an der Verfassung Roms fast nichts geändert. Zwar ist der gesammte Boden Italiens unter die römischen Tribus vertheilt worden, aber daß eine solche theoretische Zugehörigkeit in Wahrheit nichts fruchtete, ist offenbar. Wie hätten die Einwohner von Brundisium zu jeder Volksversammlung nach Rom reisen sollen.

Und doch ist gar nicht abzusehen, wie starken Einfluß eine wirkliche Ausdehnung der verfassungsmäßigen Rechte auch nur auf ganz Italien auf die weitere Entwicklung Roms hätte haben müssen. Alle Verhältnisse wären dadurch ergriffen worden: dem Adel wie dem höheren Bürgerthum wäre viel

frisches unverdorbenes Blut zugeführt worden, vor allem aber wäre eine solche Erweiterung der Bevölkerungsbasis, der Demokratie und ihren Trägern, dem dritten oder wenn man will vierten Stande zu Gute gekommen. Ganz davon zu geschweigen, daß hier zum ersten Male der Parlamentarismus der antiken Welt vom Volksversammlungs- zum Volksvertretungssystem hätte übergehen müssen, es wären die Bauern und Bürger ganz Italiens zu politischer Mitarbeit berufen worden, an Stelle des Großstadtpöbels von Rom. Der war, von den herrschenden Ständen umbuhlt und umschmeichelt, zwischen faktischer Einflußlosigkeit und eingebildeter Macht, zwischen revolutionären Straßentumulten und völliger Einschüchterung schon Jahrzehnte lang wunderbar genug einher getaumelt. Und zu keiner Zeit seit dem Erlöschen der alten Plebejerkämpfe hatte er die rauhen aber gesunden Krisen eines langsamen politischen Sichheraufarbeitens zu bestehen gehabt, die einem emporstrebenden Stande allein eine wirklich staatsmännische Erziehung gewähren können. Die italischen Gemeinden hätten vielleicht noch genug moralische und politische Kraft besessen, um es dem alten Plebejerthum gleich zu thun. Diese Demokratie aber war gar nicht mehr im Stande für ihr Recht zu streiten und so ist denn auch dem zweiten führenden Volke des antiken Europa durch seine rein städtische Kultur die Möglichkeit versperrt geblieben, eine ehrliche Probe auf die demokratische Regierungsweise zu machen.

Denn was die neue caesarische Monarchie von demokratischen Gedanken verwirklicht hat, war doch nur ein kümmerlicher Rest, und mehr Maske als Wahrheit. Ihr Emporkommen aber hatte sie, als die Militärdiktatur, die sie ursprünglich war, dem Umstande zu verdanken, daß das Heer von allen Gewalten des alten Staats sich im Grunde allein den Dimensionen des inzwischen herangewachsenen Reiches angepaßt hatte. Denn es hatte sich nicht nur als Berufssoldatentruppe von dem Organismus der Republik, von ihrem aristokratischen Regiment, wie von ihrer demo-

kratischen Bürgerschaft gelöst, sondern es war auch dem natürlichen Wachsthum der militärischen Aufgaben des Reichs entsprechend, immer größer geworden, hatte sich längst aus Italikern und Provinzialen rekrutiert. Daß Marius, der Sohn eines armen arpinatischen Tagelöhners, der erste von den glücklichen Feldherrn war, die es wagen konnten, die Verhältnisse in Rom auf den Kopf zu stellen und die Republik nach Gutdünken zu lenken, nimmt sich wie ein Symbol dieser wichtigen Wandlung aus. In diesem Heer kam Italien, kamen die Provinzen zu ihrem Recht und sie haben in der Kaiserzeit noch oft dies Schwert-Szepter über das allmächtige Rom geschwungen. Und das Kaiserthum an sich bedeutete schon eine Art Ausgleichung zwischen den Römern und den von ihnen unterworfenen Völkern: denn es legte beiden allmählich das gleiche Joch auf und hatte in guten Zeiten für beide viel gleichmäßigere und unparteiischere Gesetze als es die Republik je gethan hatte.

Fürs erste freilich erhob sich die alte Kapitale noch einmal zu einem großen Aufschwung, nicht mehr in ihrem alten Staat freilich und nicht mehr in ihren alten Ständen, aber in einem einzigen starken Menschen, dem Größten der Römer. Daß Caesar aus dem alten Adel hervorging — die Julier waren eines der ältesten patrizischen Geschlechter — bewies zwar nicht, daß die Staatsform, auch nicht daß die ständischen Korporationen gesund und kräftig waren, aber daß sie doch noch vermochten, große Menschen hervorzubringen.

3. Staat und Persönlichkeit in beiden Epochen.

Und das ist freilich auch der sozialgeschichtlich wichtigste Charakterzug der zweiten Hälfte dieses Zeitalters, das Hervortreten starker Persönlichkeiten, wie der der ersten noch die Macht des Staates, des Volksverbands war.

In jenem älteren Zeitraum, in der Periode der Sam-

niter- und Punierkriege war die Kraft und der Zusammenhalt der Staatsgemeinschaft erstaunlich groß. Die Republik hat sich damals mit einer Genauigkeit um das Verhalten ihrer Mitbürger gekümmert, die durchaus an die Vielregiererei der absolutistischen Monarchien etwa des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts erinnert. Schon daß man in der Zensur ein besonderes Amt geschaffen hatte, um das Privatleben der Bürger zu kontrollieren, ist bezeichnend. Und diese staatliche Moralverwaltung hat nicht nur laxe Sitten unter Strafe gestellt, sie ging zu Beginn des dritten Jahrhunderts auch noch so weit, einen Bürger wegen nachlässiger Ackerbestellung, also schlechter Verwaltung seines eigenen Vermögens, zu bestrafen, oder einen Senator zu degradieren, weil der Werth seines Silbergeräths etwa 720 Mark betrug.

Dieser Stärke des Gemeingeistes entsprach auch die Politik, die man machte. Mommsen selbst hat die Staats- und Kriegskunst der Römer in diesen Zeiten zäh und konsequent, doch nichts weniger als genial genannt. Und wie bezeichnend ist es, daß man an dem technisch so überaus ungünstigen System des doppelten Kommandos und des jährlichen Wechsels der Heerführung festhielt, auch als man dem größten Feldherrn dieser Jahrhunderte gegenüberstand und als sich der Staat in der furchtbarsten Gefahr befand, nur um an der Verfassung nicht das Mindeste zu ändern. Gewiß läßt die römische Rechtsgeschichte schon des späteren Mittelalters eine gewisse Privilegierung der starken Persönlichkeit und ihres Machtbereichs durch das Gemeinwesen erkennen, aber daß außerhalb dieser Grenzen des Privateigenthums und des Hauses der Staat und nur der Staat herrschte, ward jetzt recht offenbar. Er gestattete im politischen Leben nicht das mindeste Hinauswachsen selbst der befähigtsten und dem Gemeinwohl also auch nützlichsten Einzelnen; ja er kümmerte sich selbst um das private Verhalten seiner Bürger zuweilen mit einem lästigen Maße von Aufmerksamkeit und Genauigkeit.

Kein Zweifel, eben dieser sittlichen Uebermacht des Staats-

gedankens hat der römische Staat des ausgehenden vierten und des dritten Jahrhunderts seine innere Gesundheit und seine äußere Offensivkraft zu danken. Wer wollte behaupten, daß das Rom des ersten Jahrhunderts noch dem Angriff Hannibals hätte widerstehen können. Man hat gut reden von den Rechten des Einzelnen und seiner Bewegungsfreiheit; sollte aber dies Volk auf seiner, wie nur zu bald sich herausstellte, abschüssigen Bahn aufgehalten werden, so war dies sicherlich das einzige Mittel. Und zuletzt war auch der Staat in diesem Fall nichts anderes als das fleischgewordene Gewissen des Volkes. Allerdings auf die Dauer kann die vorwärts — vielleicht abwärts — strebende Entwicklung durch derartige Mittel nicht aufgehalten werden, wohl aber eine Zeit lang.

Im zweiten Jahrhundert, vielleicht schon gegen Ende des dritten, setzte denn auch die Wandlung ein, die Staatsdisziplin der Sitten und die spartanische Einfachheit der älteren Zeit begann zu schwinden; vor Allem aber kehren sich die einzelnen Starken, die nun emporzuwachsen beginnen, auch gegen den Staat selbst, d. h. sie versuchen ihn nicht zu sprengen, wohl aber ihn in ihre Gewalt zu bringen. Man hat schon längst sehr mit Recht Gajus Gracchus, Sulla und Julius Caesar in eine Linie gestellt und man hat in der That in solchen Fällen den Eindruck, als versuche der Genius einer Nation sich Träger zu verschaffen und als gelängen dann wohl die ersten Experimente nicht ganz, sondern erst das letzte. So verschieden der Volkstribun und der Reaktionär auch untereinander und von dem ersten Monarchen des römischen Volkes waren, insofern waren sie dennoch seine Vorgänger, als sie zeigten, wie Hohes ein Einzelner in diesem Staat aristokratischer Gleichheit erstreben und — falls er, wie Sulla, ein großer Staatsmann war — auch erreichen könne. Und sehr viele Nebenfiguren haben in dem bewegten Schauspiel der Politik dieser Jahrzehnte eine ähnlich große Rolle spielen wollen. Wie trübe Leidenschaft und wie viel Scheingröße auch in ihnen zum

Ausdruck kam, sie alle, Gracchus, Sulla, Marius, Cinna, Sertorius, Lepidus, Pompejus, Crassus, bis zu dem Demagogen Clodius und dem mauvais sujet Catilina herab, sind Glieder einer Entwickelungsreihe, deren glänzender Abschluß sie freilich alle in den Schatten stellte.

Neben diesem großen Wirrwarr des staatlichen Lebens nimmt sich, was sonst über das Umsichgreifen des Einzelnen zu sagen ist, etwas kümmerlich aus, aber es gehört doch sicherlich in die Reihe dieser Betrachtungen, weil auch in diesen untergeordneten Erscheinungen dieselbe soziale Tendenz zum Ausdruck kommt. Die rapide Steigerung des Nationalwohlstandes, die mit der Ausbreitung des Reiches Hand in Hand ging, bedeutete im Wesentlichen auch eine wachsende Konzentrierung des Besitzes in einzelnen Händen; die ungeheuren Geldgeschäfte, die der Staat und die Staatsmänner in Auftrag gaben, hatten damals wie immer diese Tendenz: die Steuerverpachtungen ganzer Länder und Provinzen setzten Großkapitalisten voraus. Die Industrie etwa der Bergwerke war ebenfalls von vornherein auf großen Maßstab zugeschnitten, aber auch Handel und Grundbesitz scheinen von derselben Strömung erfaßt worden zu sein. Der steigende Reichthum aber und die immer inniger werdende Berührung mit der älteren, reiferen und allzu oft überreifen Kultur des hellenistischen Völkerkreises hatte, wie man weiß, schon damals eine merkliche Lockerung der Sitten und des Familien-, aber auch — soweit Unehrlichkeit und Bestechlichkeit in Betracht kamen — des Staatszusammenhalts im Gefolge.

Von den weit minder gefährlichen, aber schließlich ebenso charakteristischen Wandlungen des Rechts und seiner Institutionen wird noch des Mehreren die Rede sein.[1]) Doch sollen wenigstens die wichtigsten Aenderungen dieses Zeitalters mit zwei Worten erwähnt werden. Eine Wandlung, die man auf dieser Entwicklungsstufe erwarten sollte, war in dem Rechte

[1]) Eine zusammenfassende Darstellung des römischen Rechts ist für die Zwecke der neueren Rechtsgeschichte dem dritten Bande vorbehalten.

dieses starkwilligen Volkes schon zuvor in so hohem Maße angebahnt, daß es eines prinzipiellen Fortschritts hier kaum noch bedurfte: das Eigenthum war innerhalb seiner sehr weit gezogenen Schranken vom Staat schon im späten Mittelalter der römischen Geschichte so hoch privilegiert worden, daß es kaum noch neuen Schutzes bedurfte. Aber vielfach wurde das Recht des Eigenthums nach den Bedürfnissen des freieren und gesteigerten Wirthschaftslebens der Zeit umgemodelt und differenziert. Die alten feierlichen öffentlichen Formen der Eigenthumsübertragung wurden durch neue private verdrängt. Des weitern wurde die Starrheit des alten Eigenthumsbegriffs da gebrochen, wo das Interesse des Eigenthümers selbst darauf hinwies. Das ländliche und städtische Obereigenthum an Grundstücken wurde zwar über die älteren Institutionen des ager publicus, der nur ein sehr schwaches Oberrecht des Staates darstellte, und die der superficies nicht ausgedehnt; ja das Besitzrecht am „Staatsacker" wurde recht eigentlich eine versteckte Form der Bereicherung des herrschenden Standes aus öffentlichem Besitz. Aber der Mobiliar- und zuletzt auch der Immobiliarkredit wurde unter Abstreifung der alten lästig steifen Fiducia jetzt vollkommen neu organisiert und durch ein kompliziertes System von Rechten geschützt. Auch das Obligationen- und Vertragsrecht hat in diesem Zeitalter die mannigfachste Förderung erfahren.

Das soziale Recht der Epoche, d. h. das Personen- und Gemeinschaftsrecht, hat ebenfalls alle die Institutionen, die schon das Mittelalter zu Gunsten des an der Spitze eines Hauses und einer Familia stehenden Vollbürgers geschaffen hatte, nur eben zu erhalten brauchen und es hat sich mit der einen Ausnahme des Erbrechts wohl noch sehr viel mehr als das Wirtschaftsrecht mit konservativ-zähem Festhalten an den überkommenen Rechtsmaterien und begrifflicher Ausgestaltung der Rechtsformen begnügen können. Die herrische Gewalt des Oberhaupts des Hauses über die drei wesentlichen Bestandtheile seiner Familia, über Sklaven, Kinder und Ehefrau hat

in dieser Epoche wenig Aenderungen erfahren: das Sklavenrecht blieb in aller Härte bestehen, die väterliche Gewalt wurde voll aufrecht erhalten und nur die Eheherrschaft des Mannes über die Gattin, die Manus, mag schon ein wenig gelockert worden sein. Doch selbst in diesem Punkt beharrte man bei älterer Tradition: schon das älteste römische Recht war der Frau insofern günstig gewesen, als es die Ehescheidung sehr erleichtert hatte. Und wie starken Gebrauch man von diesem auch für die späteren Formen der Eheschließung beibehaltenen Recht der Lösung machte, geht daraus hervor, daß noch von der Republik eine Strafe für muthwillige Ehescheidungen festgesetzt wurde. Die Befugniß zur Lösung des Gattenverhältnisses war aber um so wichtiger, als das Recht auch die vermögensrechtlichen Konsequenzen zu ziehen keinen Anstand nahm und die Mitgift der Ehefrau für restituierbar erklärte.

Daß die Ehescheidungen häufiger wurden, war sicherlich ein Produkt der neuen Zeit, aber hier durchbrach nur der Unabhängigkeitsdrang der untergebenen und der Gewalt des Mannes unterworfenen Persönlichkeit der Frauen die Herrschaft der bisher allein privilegierten Klasse von Individuen, der Männer und Vollbürger. Und wenn aus dem Ausgleich der beiden einander entgegenstrebenden sozialen Theile eine Art körperschaftlichen Geistes rechtlich entstand, der bei der großen Art römischer Frauen faktisch gewiß auch früher schon wirksam gewesen war, so war doch der Körperschaftsgedanke in diesem Falle mehr ein künstliches Erzeugniß des Kompromisses zwischen zwei Individualismen, als ein Produkt mittelalterlich-primitivem Gemeinschaftssinnes. Und auch sonst hat die Idee der Genossenschaft in diesem Rechte wenig Blüthen getrieben: die alte Gens trat bald ganz zurück und nur die wirthschaftlichen Bedürfnisse eines gesteigerten Wirtschaftslebens, insbesondere die Nothwendigkeit durch Vereinigung mehrerer Privatvermögen größere Kapitalien massieren zu können, hat zur Bildung neuer Körperschaftsformen geführt: Gesellschaften zur Pachtung

von Staatszöllen und -steuern und zum Betriebe von Berg- und Salzwerken sind damals häufig zusammengetreten. Aber von einem starken inneren Solidaritätsgefühl waren diese Gemeinschaften schwerlich erfüllt und von der wuchernden Fülle des Genossenschaftslebens, die später im germanischen Recht sich wiederspiegeln sollte, ist hier wenig zu finden.

Und auch das Erbrecht, in dem der körperschaftliche Geist einer Epoche am ehesten seinen Ausdruck finden kann, war und blieb hier am letzten Ende dem Persönlichkeitsgedanken untergeordnet. Denn begann auch das alte strenge Erbrecht der Agnaten, d. h. der durch das ideelle Band einer gemeinsamen patria potestas Zusammengehaltenen, zurückzuweichen, vor einem neuen, das auch die Cognaten, d. h. die Blutsverwandten, berücksichtigte, so blieb doch der alte Grundgedanke der gesetzlichen Respektierung des Einzelwillens, in diesem Falle der Meinung des Erblassers, auch da aufrecht, wo man das Testamentsrecht weiter ausbildete.

Die eine großartige Idee, die alles römische Recht, das wirthschaftliche wie das soziale, beherrscht und die in ihm mit einzigartiger Konsequenz zum Ausdruck gebracht ist, ist die Privilegierung des Vollbürgers. Sie hat im dominium, in der patria potestas, in der manus, dem mancipium, der hereditas eine gleich herrische Form gefunden, immer wieder, die Worte selbst lassen es sehr deutlich vernehmen, ist von Herren und Herrschaft, von Gewalt und Hand-, wir würden sagen, „Faust"-Recht die Rede: Eigenthum und Familie, Sklaven und Erbschaft sind dem Willen des Hausherrn, d. h. des vollberechtigten Römers, gleichmäßig unterworfen. Und man sieht sogleich, daß sie sich dem Geist der neuen Epoche aufs beste einfügte; das späte Mittelalter hatte in Rom schon so modern individualistisch gedacht, daß die nachfolgende Periode sein Erbe wohl vielfach in feinere und schärfere Formen kleiden, und für die Anforderungen eines mobileren Handels und Wandels praktikabel machen konnte, es innerlich aber nicht umzuwandeln brauchte. Und war das Recht formell

auch für alle Staatsangehörige das gleiche, es kam unzweifelhaft dem wirthschaftlich und sozial Stärkeren bei Weitem am Meisten zu Gute; andrerseits hält es freilich die Obermacht des Staats, der dem Vollbürger all diese großen Rechte und Befugnisse verleiht, streng aufrecht. Diese Doppeltheit seines Wesens entsprach den beiden Perioden dieses Zeitalters und ihrem verschiedenen Charakter durchaus. Die ersten beiden Jahrhunderte fanden in dem starken Staatssinn dieses Rechts ihren Widerhall; aber auch die emporstrebenden Tyrannen- und Diktatoren-Naturen des Jahrhunderts der Revolutionen und Bürgerkriege haben in dem Herrengeist seiner Eigenthums- und Haussouveränität den besten Boden ihres Wachsthums gefunden. Ganz schüchtern pocht dagegen erst das Individuum als solches, das nicht privilegierte, der schwache Einzelne an die ehernen Thore dieser Rechtsburg: allein die Frau scheint hier Erfolge davongetragen zu haben, indem sie für sich und das Erbrecht der Blutsverwandten, das sie am ehesten vertreten haben mag, Erfolge durchsetzte. Doch mögen auch hier die Führer im Kampfe einzelne starke Persönlichkeiten, Matronen von der großen Art der Gracchenmutter, gewesen sein und noch nicht die große Menge dieser einen Gruppe der Zurückgesetzten.

Manche von diesen nebenher gehenden Bewegungen haben offenbar einen soziologisch doppeldeutigen Charakter: die Veränderung des Rechts und mehr noch die Lockerung der Sitten emanzipierten zuweilen das Individuum an sich von allem Zwange, d. h. jeden, auch den sozial schwachen Einzelnen. Trotzdem überwiegt auch jetzt noch die Bevorzugung des Starken, schon durch seine Lage Begünstigten bei weitem: die Uebervortheilung des Staats und die Ausbeutung staatlicher Aemter, die nun einriß, ging im Wesentlichen nur die hohen Würdenträger an.

Zuletzt aber hat der von jeher stärkste Zug des römischen Nationalcharakters auch jetzt noch die Obmacht behalten: der feste Zusammenschluß der Staatsgemeinschaft aller Bürger.

Den blutigen Bürgerkriegen zum Trotz, in denen die Parteien sich zuweilen mit wahnwitzigem Blutdurst verfolgten, ist der römische Staat als solcher doch unerschüttert bestehen geblieben. Er hat die schlimmen Krisen eines Italiker= und mehrerer Sklaven=aufstände überwunden und er hat in dem Prozesse äußerer Ausdehnung nah und fern, in Gallien und Asien, immer neue Fortschritte gemacht. Der höchste Triumph aber, den der römische Staatsgedanke in diesem Jahrhundert davon=getragen hat, war doch der, daß er sich auch die großen Menschen unterjocht hat, die damals die Republik zerstört haben, daß, mit einer Ausnahme, keiner von ihnen, auch der Größte nicht, daran gedacht hat, sich vom Staatsjoch zu be=freien, sondern daß sie alle die Gesammtheit ihrer Mitbürger wenn nicht als Staatsleiter, so doch als Parteiführer zu regieren trachteten. Wie oft haben in späteren Zeiten der Zersetzung eines Staatsganzen nicht die Einzelnen, die soziale Lage und Fähigkeit zu so hoher Macht gelangen ließ, danach gestrebt, sich als Provinzialstatthalter eine halbe und zuletzt eine ganze Unabhängigkeit zu erwerben. Und zu den Un=möglichkeiten hätte solches Begehren für einen Prokonsul oder Prätor dieser Zeiten auch nicht gehört — der Versuch des Sertorius in den Jahren 83 bis 72, sich zum Herrscher Spaniens zu machen, beweist es — aber von diesem Falle abgesehen, hat die Einheit dieses Eroberervolks auch den Gewaltthätigsten unter seinen Herrennaturen als unantastbar gegolten. Gewiß, man könnte einwenden, daß die eigen=thümliche Stadtstaats=Verfassung dieses Weltreichs dazu ent=scheidend beigetragen hat und daß auch in den Flächenstaaten der germanisch=romanischen Epoche in der europäischen Geschichte eine solche Abbröckelung nur in früheren, mittelalterlichen Ent=wickelungsstadien stattgefunden hat. Aber damit wäre nur negativ die Eigenart dieser Nationalgeschichte und dieses Zeit=alters erwiesen, auf die hier positiv hingedeutet werden sollte. In dem politisch=sozialen Bild der nächsten Periode ist eben die Vereinigung eines starken Einzelwillens mit dem Zusammen=

halt eines Großstaats, wie sie Caesars Werk war, der entscheidende Zug geworden.

4. Das Erwachen des starken Einzelnen im geistigen Leben.

Sucht man zu den sozialgeschichtlich wichtigen Eigenschaften der Geschichte des geistigen Lebens dieser Periode zu dringen, so ist vor Allem nothwendig, sich zu vergegenwärtigen, daß das römische Volk die starke Eigenart, den unerschütterlich festen nationalen Zusammenhalt, dem es die großen Erfolge seiner Eroberungspolitik dankte, und der es auch die schlimmsten inneren Krisen überwinden ließ, in diesen Dingen nicht im mindesten bewahrt und bewährt hat. Im Gegentheil, die Litteratur dieses Zeitalters ist ein lautes Zeugniß dafür, daß hier zum ersten Male der übermächtige Einfluß einer fremden Kultur das Wachsthum einer eigenen schon fast im Keime, wenn nicht erstickt, so doch umgefälscht hat. Die politische Ueberwältigung Griechenlands und der hellenistischen Reiche war eines und noch nicht einmal das wichtigste unter den Ergebnissen der Weltpolitik des römischen Staats dieser Zeiten, aber ihr ist die geistige Unterjochung des Siegervolks, wie man weiß, auf dem Fuße gefolgt.

Gewiß, diese erste große Rezeption fremden Bildungsguts, von der die Geschichte Genaues zu sagen weiß, hat dem empfangenden Volk, das noch kaum über die ersten stammelnden Anfänge eigener Kunstübung fortgedrungen war, große Gaben gebracht; aber es waren wirklich Danaergeschenke, insofern sie irgend ein selbständiges Werk römischer Phantasiearbeit überhaupt nicht haben aufkommen lassen. Wie kläglich dies Schauspiel, daß ein griechischer Sklave, um seinen römischen Schülern auch lateinische Verse einüben zu können, eine schlechte Uebersetzung der Odyssee anfertigt, und daß dieses Elaborat als das erste Epos am Anfang der Litteraturgeschichte eines großen Volkes steht. Plautus hat dann mit besserem Glück

die grobe, Terenz die feinere Komödie der Griechen imitiert, Ennius und einige spätere haben griechische Tragödien übersetzt oder nachgeahmt. Vieles von dem, was sie hie und da an den ihnen zum Muster dienenden Originalen geändert, was sie hinzugefügt oder was sie fortgelassen haben, mag charakteristisch-römisch sein, namentlich des Plautus Hans-Sachsisch derbe und possenhafte Komik; aber was sich bei ihnen als römische Eigenart zeigte, war doch nur ein aufgepfropftes Reis auf fremdem Stamm. Naevius stand nicht nur als Komödien-Nachahmer höher, wie seine so oft zitierte graziöse Schilderung einer koketten Dame beweist, er hat sich auch mit seinem historischen Epos über den ersten punischen Krieg ein wenig unabhängig gemacht von dem angebeteten griechischen Idol. Denn das historische Epos war am ehesten geeignet, dem poetischen Können und der naiven Beobachtungsgabe dieses Entwicklungsstadiums Ausdruck zu geben, auch wenn kein fremdes Muster zur Hand gewesen wäre. Ennius ist diesem autochthonen Beispiel dann gefolgt und der Satirendichter Lucilius, von allen vielleicht der originalste, brachte sogar eine neue nationale Kunstgattung zur Vollendung, die epische Satire, in der er in etwas salopper Form, aber mit scharfem Blick und treffendem Spott seine Zeitgenossen und ihre Politik abschilderte. Es ist charakteristisch, daß er auch die Gräcomanie seines Volkes verhöhnt hat.[1]

Was als ursprünglich römisch ausgeschieden werden könnte, ist bei den Früheren mit Ausnahme einiger Zeilen des Naevius, nüchtern und hölzern genug, aber der Eigenart dieses Volkes der That und des rechnenden Verstandes würde das nur entsprechen. Für eine allgemeine Würdigung des geistigen Fortschrittes dieser Epoche vom Ende des Ständekampfes bis zum Beginn der neuen inneren Zwistigkeiten — nur Lucilius hat von allen Genannten die gracchischen Un-

[1] Zur Chronologie: Livius Andronicus 272—207 nachweisbar; Naevius 235—206; Plautus um 221—184; Ennius 239 geb., 169 gest.; Terenz 159 gest.; Lucilius geb. um 180, gest. 103.

ruhen erlebt — muß trotzdem beides, Entliehenes und Eigenes, herangezogen werden. Und da nimmt sich Naevius' und Ennius' gravitätische Art wie ein Analogon zu dem starren Staatssinn und der geschlossenen Kampfweise der Legionen in den punischen Kriegen aus. Wie sie von Patriotismus auch bei ihrer Phantasiethätigkeit bestimmt waren — man denke an die künstliche und ganz ephemer gebliebene Schöpfung eines Nationalschauspiels, der fabula praetextata —, so hat auch ihre Kunstübung, ihr holperiges Metrum und ihre noch unbeholfene Ausdrucksweise, etwas von der altväterisch-spartanischen Steifheit der Politik und Taktik dieser Zeiten. Man war sehr bemüht, sich feste Regeln zu setzen, um sich nach ihnen dann ebenso unverbrüchlich zu richten, wie im öffentlichen Leben nach den Geboten des absoluten Herrschers Staat.

Aber daneben regt sich freilich leise die Persönlichkeit: die griechischen Vorbilder waren die Erzeugnisse eines mehr als individualistisch, eines subjektivistisch freien Kunstschaffens und die als Muster beliebteste Gattung der Komödie mit ihren ausgelassenen Narrensprüngen nicht zuletzt. Und obgleich gewiß, wie die Kunstübung selbst, auch der in ihr sich aussprechende Drang nach freier Persönlichkeitsbethätigung mehr ein Angelerntes, als ein Selbsterlebtes, Eigenwüchsiges war, er mußte doch von einem gewissen, wenn auch noch leisen Bedürfniß herbeigesehnt sein und mußte es, einmal aufgenommen, noch weiter pflegen. Lucilius' formlose und, wie aller satirischen Komik, ungebundene Art ist ein Beweis dafür, daß er sich auch bewußt in römischen Poeten regte. Das alte Seelenschauspiel der Entfesselung des Ichs beginnt nun auch hier wieder vor unseren Augen sich abzuspielen. Lucilius, der vermuthlich 180 geboren wurde und 103 starb, war freilich der späteste von allen diesen Trägern römischer Phantasiethätigkeit in dieser älteren Zeit.

Die nun folgende Epoche hat diese Saatkörner vollends aufgehen lassen: auch unter griechischem Einfluß, aber doch

bald zu eigener Schönheit gedeihend, ward erst jetzt die persönlichste aller Kunstgattungen in Rom heimisch, die Lyrik. Nachdem die jungrömische Schule nach alexandrinischem Muster die Bahn gebrochen und die Elegie eingeführt hatte, ist nicht lange darauf Catull aufgetreten — 84 geboren und bald nach 54 gestorben —, der erste Poet unter allen römischen Dichtern. Er hat zuerst diese starre Sprache der Gesetzbücher und der Schlachtbefehle in weiche, leichte Formen gegossen, er hat aber auch zuerst in seine Verse nach Art der ältesten und größten griechischen Lyriker sein volles, heiß schlagendes Herz ausströmen lassen. Haß und Liebe hat er ganz gleich zu offenbaren gewußt, das Mysterium der Selbstenthüllung, das alle große Ichdichtung weiht, hat sich hier wieder vollzogen. Wohl ist auch er von den Griechen abhängig, und seine mythologischen Balladen athmen schon ein wenig den Geist künstlich-naiver und darum um so weniger freier Nachahmung, der den neueren Jahrhunderten von Beginn der Renaissance an so viel künstlerische Originalität zerstört hat. Denn sie reden von Sagen und Fabeln, an die sie nicht glauben, und was einst grünendes, frisches Leben war, wird für sie allzu schnell zur toten Allegorie. Aber wer ein edles Pferd, das so störrisch ist, wie diese Sprache, so zu zähmen und zu zügeln weiß, ist auch als Epigone ein großer Könner und Catulls kleine Lieder sind vollends von so losem, süßem Liebreiz, als sei in ihnen einer der großen Jonier nicht nachgeahmt, sondern wieder lebendig geworden.

Schwerflüssiger und langsamer war der Strom der geistigen Entwicklung auf den Feldern der Wissenschaft. Auch hier aber scheiden sich deutlich die beiden Hälften dieses Zeitalters: die erste, die Epoche der punischen Kriege, trägt auch in der Wissenschaft den steifen, autochthonisch-römischen, ennianischen Charakter, der in der Poesie überwog und das Staatsleben so völlig beherrschte. Wohl dringen auch hier griechische Vorbilder ein: man beginnt auf griechische Weise und sogar in griechischer Sprache Geschichte zu schreiben. Aber als ein

anderer Lucilius tritt Marcus Porcius Cato noch Jahre vor dem Satiriker als Vertheidiger altheimischer Ueberlieferung und als Feind des überhandnehmenden Hellenismus auf: er mag seine Urgeschichte Roms, die er bis zu seinen Tagen herabführte, nach alter Väter Art als Chronik geschrieben haben. Und noch mehr lag ihm, als noch praktischer, wahrscheinlich seine sonstige Schriftstellerei am Herzen: die Ackerbaulehre, der Leitfaden der Kriegswissenschaft, die er verfaßte, die Lebensregeln, die er für seinen Sohn aufzeichnete und mit deren köstlich-charakteristischer, nüchterner Kürze und Prägnanz er alle die verhaßte griechische Wissenschaft überflüssig machen wollte. In dieser prächtigen Gestalt eines nationalistischen Reaktionärs laufen alle Fäden der römischen Entwicklung wie in einem Knotenpunkt zusammen: als Staatsmann war er in den letzten Zeiten der noch ungebrochenen Republik ein starrer Anwalt der alten Einfachheit und Sittenstrenge, der Hellenisierung und Modernisierung der Dichtung suchte er dadurch entgegenzuwirken, daß er Ennius eigens aus Sardinien nach Rom kommen ließ, damit er dort die nationale Dichtung pflege, und als Gelehrter scheint er selbst wesentlich zu diesem volkspädagogischen Zweck aufgetreten zu sein.

Aber er hat dem Rad der Zeiten so wenig in die Speichen fallen können, wie irgend ein Anderer seines Schlages. Wohl wuchs und gedieh in dieser, wie in der nächsten Periode eine von alters her einheimische Disziplin, die praktische Jurisprudenz, die Rechtswissenschaft der zu Gericht sitzenden Beamten, kräftig weiter, und auch ein neuer Wissenszweig sproß, wie es scheint, ursprünglich hervor, die Grammatik, aber in der nun folgenden nachgriechischen Periode ging die Wissenschaft, wie vor ihr die Poesie, mit fliegenden Fahnen in das griechische Lager über. Wie ganz wandelten sich die Zeiten. Der tonangebende Prosaiker des zweiten Jahrhunderts war Cato, der des ersten Cicero, d. h. der eifrigste und in der That auch erfolgreichste Verbreiter griechischer Bildung, den es je unter den Römern gegeben hat.

Der Fluch alles rein geistigen Schaffens der Römer, ihr Epigonenthum tönt denn auch aus diesem Namen uns Nachlebenden besonders grell in die Ohren. Für die sozialgeschichtliche Würdigung des Zeitalters aber kommen doch auch die Leistungen zweiter Hand in Betracht, wenn es auch im Uebrigen für sie nicht gleichgültig ist, was die Epoche auf eigenen Füßen und was sie auf fremden Krücken erreichte. Kein Zweifel, so erborgt auch das Licht war, das dieser Eklektiker und Kompilator leuchten ließ, daß es angezündet wurde, ist ein Beweis für das wachsende Bedürfniß, nicht nur nach tieferer Erkenntniß, sondern auch nach freierer Bethätigung des forschenden Ichs. Man brach mit vielen starken Fesseln geistiger und auch religiöser Ueberlieferung, und wenn man sich auch nur längst vorhandene Ergebnisse griechischer Geisteskraft anzueignen bemühte, eines gewissen Wagemuthes, eines gewissen Persönlichkeitsdranges bedurfte es doch auch hier, wollte man vielhundertjährige Bande mit einem Rucke lösen. Wie viel wollte es in diesem erzbanausischen Volke von enragierten Landwirthen, Juristen, Militärs und Kaufleuten heißen, wenn man überhaupt von Philosophie zu reden begann und wie viel Muth gehörte dazu, unter diesen bei aller Nüchternheit abergläubischen Römern Theorien zu verkünden, die allem Götterglauben schlechthin entgegengesetzt waren. Lukrez hat in seinem Lehrgedicht, das man eben um dieser seiner Eigenschaft willen schwerlich zu einem großen Dichtwerk wird stempeln können, das aber sicherlich eines der ersten und wirksamsten Propagationsmittel griechischer Kultur war, ganz offen und fröhlich dem Gottesglauben und der Todesfurcht, als den beiden schlimmsten Feinden aller Erdenfreude, den Krieg erklärt. Cicero hat in seinen philosophischen Hand- und Lehrbüchern, etwas vorsichtiger, doch viele Systeme wiedergegeben, die mit dem Glauben der Väter ebenso wenig zu schaffen hatten.

Ja die Geschichte der römischen Religion selbst bietet in diesem Zeitalter mehr als einen Beleg dafür dar, wie sich die

alte Geschlossenheit zusammt der alten Tradition lockerte. Bis in die zweite Hälfte des dritten Jahrhunderts scheint man dem Glauben der Väter ganz treu geblieben zu sein, der schon längst ja außer den heimischen auch die Götterbilder fremder, aber eng verwandter Stämme umschloß. Man hat noch während des ersten punischen Krieges vier Gottheiten des Ackerbaus Tempel erbaut. Aber schon während des zweiten Krieges gegen den afrikanischen Erbfeind steigerten die Unglücksfälle des Staats zwar den Glauben und noch mehr den Aberglauben, aber man nahm seine Zuflucht in diesen Herzensnöthen zu ganz fremdartigen, weit hergeholten Bräuchen und Kulten: im Jahre 207 wurde unter dem furchtbaren Eindruck des drohenden Nahens eines zweiten punischen Heeres der Juno eine ganz neue Prozession veranstaltet und Livius Andronicus mußte zu ihrem Preis nach griechischem Muster einen Hymnus verfassen. Zwei Jahre später hat gar ein orientalischer Dienst seinen Einzug in Rom gehalten, nur der erste in einer langen Reihe: er war der großen Mutter der Götter geweiht, die auf dem Ida thront.

Und mit der hellenischen Litteratur und Plastik ist dann vollends die ganze heitere Götterschaar des Olymps nach Italien gewandert. Es war ein Vorgang, der durchaus an die glaubenschaffende Rolle der dichtenden und bildenden Kunst im griechischen Mittelalter erinnert, nur daß es sich hier wie immer in der römischen Geistesgeschichte um ein Kopieren, nicht um das Erwerben neuer eigener Besitzthümer handelt. Und man verfuhr von Anfang an bei diesem Anleiheprozeß merkwürdig wahllos. Bei jener Adoption eines asiatischen Kultus empfing man eine wunderbare Mischung von orientalisch schwüler Sinnlichkeit, pantheistisch vager Theosophie und stupidem Fetischismus: denn die Göttin wurde in einem Stein verehrt. Die Dichtung aber und späterhin das keimende Interesse an der bildenden Kunst hielt sich an die fröhliche Welt des harmonisch-olympischen Götterkreises und übertrug mit ihnen sogleich hellenische Grazie und hellenische Frivolität

auf die altrömischen Göttervorstellungen. Denn man verzichtete nicht etwa auf die überlieferten Namen, sondern ließ vielmehr die fremden Glaubensbilder in die alten Hüllen schlüpfen. Und da sich überall genug Anknüpfungspunkte fanden, so fand die wunderbarste Vermischung der religiösen Vorstellungen statt, die man sich denken kann.

Die ererbten Namen blieben, aber der Geist der Religion änderte sich gänzlich: die alten etwas dürren und dürftigen nationalen Gottesbegriffe nahmen Farbe und Gestalt an, aber man wird sich nicht verwundern dürfen, daß die Gläubigkeit selbst durch diese künstliche Okulierung nicht eben an Innigkeit gewann. Man tauscht die Heiligthümer eines Volkes nicht wie die Kleidermoden aus. Doch freilich mag auch die Leichtigkeit dieses Uebernahmeprozesses ein sehr deutliches Zeichen von erlahmender Glaubenskraft gewesen sein. Oft hüllte sich auch grobe Sinnenlust in die fremden Formen — wie im Jahre 186, als der Bacchusdienst Tausende in seine Kreise zog und nächtens die tollsten Ausschweifungen angeblich zu Ehren des Gottes begangen wurden —, oder der von jeher bei den Römern so starke Aberglaube stahl sich in dieses modische Kleid, ein Motiv, aus dem das im zweiten und ersten Jahrhundert immer stärker wachsende Ansehen der großen Mutter aus Phrygien vor Allem ihre Nahrung gezogen haben mag. Ihr Oberpriester Battakes hat zu Ausgang des zweiten Jahrhunderts durch seine Bußpredigten und seinen fremdartigen Pomp — er pflegte in purpurnem Ornat auf dem Forum zum Volke zu reden — halb Rom mit sich fortgerissen. Man sieht, die Mischung von Selbstzerknirschung und geistlichem Hochmuth ist immer ihrer Wirkung auf die Gemüther sicher gewesen. Zu Sullas Zeiten drang der Dienst der kappadokischen Ma, unter Caesar der ägyptische Isis- und Serapiskult ein. Chaldäer und Astrologen, Weissager und Winkelpriester aller Art strömten schon damals in hellen Haufen nach Rom, der Orient spie seinen ganzen uralten, in Jahrtausenden aufgesammelten Vorrath von Glauben und Aberglauben aus.

Dazu kamen die ganz entgegengesetzten Einwirkungen der griechischen Philosophie und namentlich der damaligen hellenistischen Popularphilosophie, die nach Rom eindrangen. Des Euhemeros nicht eben tiefsinniger Rationalismus, der den Glauben an die schaumgeborene Göttin der Schönheit als den Niederschlag der Erinnerung an die erste Buhldirne hinstellt, hat einen starken Einfluß auf die Römer ausgeübt. Und wie völlig selbst die als Anhänger des Alten Gepriesenen von seiner leichtfaßlichen Götterfeindlichkeit überwunden wurden, ergiebt sich aus der fast komisch wirkenden Thatsache, daß der Günstling des alten Porcius Cato, daß Ennius eben des Euhemeros Werk ins Lateinische übertrug. Wie Lukrez vollends als erklärter Atheist auftrat, davon ist schon die Rede gewesen. Aber auch die Philosophie selbst fand Eingang und mit ihr die Skepsis. Und ähnlich wie die glaubenschaffende Wirkung der griechischen Kunst, so hat auch die glaubenzerstörende Thätigkeit ihrer Wissenschaft bei den Römern ihr abgeblaßtes Seitenstück gefunden. Schon gegen Ende der Republik mögen die geistigen Führer der Nation nur wenig inneren Zusammenhang mit der alten Religion gehabt haben, eher vielleicht noch mit manchem alten oder neuen Aberglauben.

Der Staat hat diesen Prozeß der inneren und äußeren Zersetzung des öfteren aufzuhalten gesucht, er ist dann und wann gegen die fremden Kulte und zuweilen auch gegen den eindringenden Atheismus vorgegangen. So hat man jene Bacchanalien mit blutiger Strenge unterdrückt und im Jahre 161 erließ die Regierung einmal einen Ausweisungsbefehl gegen alle in Rom anwesenden — natürlich griechischen — Philosophen; sie war wie alle Regierungen der weisen Ansicht, daß man geistige Bewegungen durch Polizeidekrete unterdrücken könne. Zuletzt ließ sie das eine wie das andere auf sich beruhen; ja sie machte sich die Leichtigkeit, neue Kulte einzuführen, zuletzt selbst zu nutze. Julius Caesar, dem die Monarchie der späteren Jahrhunderte Namen und Inhalt ver-

dankte, zog auch schon die äußerste Konsequenz seines Strebens nach irdischer Allmacht: er ließ sich als Gott verehren. Er stellte seine Bildsäulen neben denen der Götter auf, zuletzt baute man ihm einen Tempel und bestellte ihm einen Priester.[1]) Die Staatsbeamten aber mochten schon lange in vollendetem Unglauben die ihnen gewohnheitsgemäß übertragenen Priesterämter versehen haben.

Vielerlei geistige Motivationen mögen sich vereinigt haben, um diesen mannigfach komplizierten Auflösungsprozeß herbeizuführen, der übrigens noch im Mindesten nicht vollendet war. Aber daß es sich bei fast allen um eine Emanzipation der Persönlichkeit von den Banden alter Genossenschaft und alter Tradition handelte, ist offenbar. Das subjektive Belieben des freien Denkens, mag es sich auch noch so epigonenhaft an fremde Muster anlehnen, war zuletzt unter allen der ausschlaggebende Grund: bei der Rezeption der fremden Kulte und noch mehr bei der Annahme der glaubensfeindlichen Griechenphilosophie.

Dieselbe Bewandtniß aber hat es mit dem ersten Aufleben der Wissenschaft. Gewiß, dieses erste Sichregen reinen Forschungstriebes darf mit dem gewaltigen Ringen der großen Griechen um die ersten Früchte vom Baum menschlicher Erkenntniß nicht in einem Athem genannt werden. Aber auch der Erbe köstlicher Waffen muß erst etwas wie Schlachtenmuth und Thatendrang in sich spüren, ehe er sich entschließt, sie anzulegen. Und die alte Paarung von Wissens- und Persönlichkeitsdrang tritt doch auch hier sehr deutlich hervor. Daß man mit geistigen Thaten persönlichen Ruhm erwerben könne, ist selbstverständlich wie immer in Zeiten erwachender Litteratur so auch damals ein Agens gewesen, das zu öffentlichem Hervortreten ermuthigte und antrieb. Sallust hat die Sehnsucht nach Unsterblichkeit sehr unbefangen als das Motiv all' seiner Geschichtsschreibung bloßgelegt und in Ciceros prahlerischer

[1]) Alle Thatsachen nach Aust, Die Religion der Römer (1899) S. 56 f., 62 f., 65 f., 77 f., 80, 82, 68.

Eitelkeit tritt derselbe Beweggrund auf nicht eben angenehme aber sehr deutliche Weise hervor: er mag ihn bei allem seinem Thun geleitet haben, gleichviel ob er seine politischen und unpolitischen Anwaltreden veröffentlichte, oder ob er als Populärphilosoph oder — am unglücklichsten — als Sänger seines eigenen Ruhms auftrat. Und eine Frucht dieses Mühens ist doch golden gewesen: die Prosa, die dieser federgewandteste der Schriftsteller den Besten seines Zeitalters abgelauscht, die er an griechischen Mustern gebildet und die er zwar vielfach etwas zu absichtlich, doch edel stilisiert hat. Aber auch sie ist ein Erzeugniß merkwürdig reflektierten Schaffens, denn schon vor Cicero hat man mit Absicht auf Reinigung und Veredelung des Schriftlateins gedrungen: man sieht, selbst die Sprache war über das Zeitalter jugendlich gebundener Naivität hinausgedrungen und zum Bewußtsein ihrer selbst gekommen, ein geistiger Prozeß, der undenkbar ist ohne ein sehr kühnes Sichvorwagen des kritischen Urtheils und damit der geistigen Persönlichkeit.

Aber dieser selbe Drang, das eigene Ich stark hervortreten zu lassen, ist doch auch bei minder vordringlichen Repräsentanten des Zeitalters offenbar geworden. Der Stil in Sallusts litterarisch glücklichen und wissenschaftlich sehr ehrgeizigen Werken ist zwar an Thukydides' Muster gebildet, aber er ist so ausgeprägt und die Nachahmung hat — nicht eben zu ihrem Vortheil — die Eigenthümlichkeiten des Originals so stark herausgetrieben, daß nicht zu verkennen ist, wie ganz der Mann, der diese Feder führte, von dem Wunsch beseelt war, jeder Seite das Gepräge seines Ingeniums aufzudrücken. Und auch der sachliche Charakter dieser Geschichtsschreibung zeugt von demselben Drang. Sallust wurde der erste Psychologe unter den römischen Historikern. Seine allgemeinen Zeitschilderungen sind etwas blaß, aber seine Porträts erstreben zum wenigsten die höchste Schärfe des Umrisses. Und wer so kühn zu individualisieren trachtet, wagt mehr und exponiert sich viel tapferer, als wer sich mit dem äußeren Her-

gang der Dinge begnügt, er verfährt auch viel anmaßlicher, herrischer: er sucht seine subjektive Meinung den Andern wie ein König sein Gesetz zu diktieren.

Dazu kommt eine andere Erscheinung, die ganz anderer Art, doch ähnlich zu deuten ist: die Männer der That selbst greifen auffällig häufig zu rein geistiger Vertretung ihrer politischen Zwecke. Daß die nur halb der Geschichte des geistigen Lebens angehörige Kunst der politischen Rede ihren Gipfel in dem größten aller Volksführer dieses Zeitalters, in Gajus Gracchus erstieg, ist nicht verwunderlich, aber daß auch die großen Meisterwerke der Geschichtsschreibung in dieser Epoche autobiographischen Charakters waren und daß sie von den größten ihrer Staatsmänner herrühren, ist kein Zufall. Sullas Denkwürdigkeiten sind verloren gegangen, aber Caesars Bericht über seine Kriege ist erhalten. Und so schlicht und sachlich auch ihr Ton ist, schon daß ein römischer Feldherr bei Lebzeiten seine Memoiren veröffentlichte, ist eine Manifestation des starken, doch nicht nur politischen, sondern auch geistigen Triebes, mit dem eigenen Ich öffentlich hervortreten zu wollen.

Die Verflechtung sozialer und geistiger Bewegung tritt in dieser Personalunion besonders handgreiflich zu Tage, aber sie beweist nur an einem Theil einen Zusammenhang, der auch sonst aufzuspüren ist. Der starke Staatssinn des dritten und des beginnenden zweiten Jahrhunderts hat in der altväterisch-schwerfälligen Litteratur und in der nationalistischen Wissenschaft jener Tage ihr Analogon gefunden. Und wenn sich auch weder Catull und Sallust noch gar Cicero mit Gajus Gracchus, Sulla und Caesar vergleichen dürfen, der beiden Gruppen, den Männern des Handelns und des Schauens, gemeinsame Zug ist unverkennbar: das Brechen alter Ueberlieferungen und das Ringen des starken Ichs um souveräne Selbstbethätigung und herrisches Sichdurchsetzen.

Drittes Kapitel.

Die Neueste Zeit der römischen Geschichte.

Erster Abschnitt.

Politische und soziale Entwicklung.

Wie die einzelnen Stadien der verschieden nationalen Entwicklungen, die die Sozialgeschichte unterscheiden und doch als zusammengehörig wie ein Ganzes betrachten will, benannt werden sollen, ist eine vergleichsweise untergeordnete Frage neben der anderen, ob und aus welchen Gründen sie überhaupt durch analoge Bezeichnungen in Parallele gesetzt werden dürfen. Ist man der Ueberzeugung, daß insonderheit zwischen den einzelnen Volksgeschichten der griechisch-römischen und der germanisch-romanischen Epoche der europäischen Geschichte eine solche Aehnlichkeit des sozialen Prozesses zu bemerken ist, so liegt am nächsten, die Ausdrücke anzuwenden, die älterer Brauch für die uns am nächsten liegende Entwicklungsreihe eingeführt hat. Von griechischem und allenfalls auch römischem Mittelalter zu reden, scheint heute schon nicht mehr ganz absonderlich, man läßt auch vielleicht griechische und römische Neuzeit passieren, aber man wird wahrscheinlich Protest dagegen erheben, die Periode des Kaiserthums als neueste Zeit bezeichnet zu finden. Und trotzdem spricht mehr als ein Analogon dafür, sobald man nur daran festhält, daß derlei Benennungen nicht eine auch nur annähernd vollständige Aehnlichkeit voraussetzen, sondern lediglich einen Rahmen der Periodisierung darbieten wollen, der sich auf einige in der That gegebene und freilich auch wichtige Vergleichspunkte stützt.

Nun ist schon für die neuere Zeit der römischen Geschichte auffällig, wie viel Gemeinsamkeiten sie mit der Periode aufweist, die man in der Geschichte der germanisch-romanischen so zu nennen pflegt. In beiden Fällen ein mit der höchsten Macht ausgestatteter Staat, nur hier monarchisch, dort aristokratisch geleitet, in beiden Fällen eine Periode gehäufter Staats- und Eroberungskriege, in beiden Fällen das allmählich immer deutlicher sich verkündende Wesen eines andern, individualistischeren Zeitalters. Die akute Krisis, in die dieser Zustand zuletzt übergeht, hat zum mindesten in einer der modernen Volksentwicklungen eine schlagende Aehnlichkeit mit der römischen: wer würde nicht durch die blutigen Parteiverfolgungen und manche andere Symptome politischer Krankheit in den Bürgerkriegen des ersten Jahrhunderts an die große französische Revolution erinnert.

Diese Analogien bei Eröffnung der neuesten Zeit sind aber nicht die einzigen. Die neue Staatsform, die sich als Lösung der Krisis wenigstens in Frankreich einstellt, ist dieselbe wie im kaiserlichen Rom, und wenn später nach vielfach anders gearteten Reaktionen in der französischen Entwicklung des nun folgenden Jahrhunderts immer wieder Rückfälle in den demokratisch maskierten Absolutismus theils wirklich eingetreten sind, theils bevorzustehen schienen, so ist dies keine zufällige Aehnlichkeit. Man hat das Regiment Napoleons III. mit dem besten Rechte Caesarismus genannt und auch sonst fehlt es nicht an hie und da sehr unwillkommenen Aehnlichkeiten sozialer und sittlicher Zersetzung. Wie unendlich weit nach anderer Seite hin die beiden Entwicklungen divergieren, liegt auf der Hand und braucht nicht hervorgehoben zu werden. Alle Hoffnung unserer Zeit auf eine ganz andere, unvergleichlich viel gesündere Zukunft, als diese Parallele sie erwarten lassen würde, beruht auf der — tausendfach zu belegenden — Ueberzeugung, daß sie sich sehr wesentlich von dem Rom dieser Jahrhunderte unterscheide. Aber einmal hat die germanisch-romanische Staatengesellschaft

von den fünf Jahrhunderten neuester Zeit, die der im römischen Reich zusammengefaßten Völkergruppe beschieden waren, erst eines hinter sich und sodann wird leicht zu zeigen sein, daß nicht nur jene äußeren politischen Merkmale, sondern auch gewisse innerste Grundzüge des sozialen Charakters der beiden Epochen so nahe zusammentreffen, daß wenigstens der leise und bedingte Versuch der Parallelisierung, den die gleichmäßige Benennung allein involviert, gerechtfertigt erscheint. Schließlich aber beruhen alle solche chronologische Analogien auf der Voraussetzung, daß durch sie nicht die nationalen Differenzen verwischt, sondern vielmehr nur desto heller beleuchtet werden sollen.

1. Der Absolutismus und die Ausbildung eines Berufsbeamtenthums.

Die absolute Monarchie, die sich so schnell faktisch, und nach längerem Ringen auch formell in Rom durchsetzte, ist durch Caesar nicht wirklich eingesetzt worden — er fand nicht mehr Zeit, eine Dynastie zu begründen —, aber er hat ihr in allem und jedem den entscheidenden Stempel aufgedrückt, er hat ihr vor Allem die halb aristokratischen, halb demokratischen Schranken gesetzt, die sie so wenig eingeengt und die sie so klug vor prinzipieller Gegnerschaft beschützt haben.

Das Emporkommen der wirklichen Demokratie in den letzten Jahrhunderten der Adelsrepublik war vielleicht durch nichts so wirksam gehemmt worden, als durch die Scheindemokratie der geltenden Verfassung. Sie brach jedem Angriff der nicht herrschenden Schichten des Volks auf den bestehenden Zustand die Spitze ab. Und nun ist es doch, als hätte Caesars Genie diese Quintessenz aller politischen Erfahrung des Regimentes, das er stürzte, zur Richtschnur seines Vorgehens gemacht. Der Historiker freilich wird sich hüten müssen, einen so bewußten Zusammenhang anzunehmen, in Caesar war sicherlich vielmehr der Geist des römischen Staats

selbst wirksam, d. h. die personifizierte Konsequenz des Handelns und des Schließens, der Praxis wie der Logik. Sie ließ den praktischen Scharfblick dieses einzigen Mannes finden, was so ganz der bisherigen Entwicklung entsprach und doch den bestehenden Zustand gründlich veränderte.

Es handelte sich darum, die thatsächliche Macht im Staat in einer Hand zu konzentrieren, formal aber keine, oder doch keine allzu auffälligen Aenderungen an der Verfassung vorzunehmen. Dies Meisterstück konstitutioneller Wandlung hat Caesar vollbracht, indem er einmal eine ganze Anzahl der höchsten Aemter in seiner Person vereinigte und indem er im übrigen die aristokratischen wie die demokratischen Organe des Staats bestehen ließ. Die aristokratischen erfuhren dabei freilich eine starke Rechtsminderung, der Senat wurde aus einer regierenden eine berathende Notablenversammlung, aber die Volkskomitien konnte man ungeändert bestehen lassen: sie hatten schon zuvor nur einen schattenhaften Einfluß gehabt. Die Personalunion der zensorischen, tribunizischen, pontifikalen und prokonsularischen Gewalt widersprach freilich durchaus dem Geist des bisher geltenden Verwaltungsrechts, aber sie wahrte doch wenigstens die Form, und es bedurfte bei diesem sanften Umsturz wenigstens nur noch der Erneuerung des ebenfalls altrepublikanischen, wenn auch längst veralteten Amts der Diktatur und ihrer Verlängerung auf Lebenszeit, um die volle Herrschaft über den Staat in eine Hand zu legen.

Die Ermordung Caesars, dies letzte zuckende Lebenszeichen des aristokratischen Geistes, hat das Reich um die Friedenszeit seines größten Herrschers gebracht und die Greuel des Bürgerkriegs für dreizehn Jahre erneuert, aber da auf den natürlichen Erben Caesars auch ein Bruchtheil seiner Herrschergaben überkommen war, so ist nach dieser blutigen Episode die Monarchie des Oheims auf den Neffen übergegangen, als wäre es schon kraft dynastischen Rechts geschehen. Vor allem aber ist merkwürdig, daß die Kaiser von Augustus ab auf lange hinaus an der staatsrechtlichen Posi-

tion, die Caesar sich errungen hatte, wenig geändert haben. Sie ließen es im Wesentlichen bei dessen Amtsordnung bewenden, sie brauchten die übrigen Beamtungen kaum noch abhängiger von ihrem Willen zu machen, als Caesar mittelst eines ausgedehnten Vorschlagsrechts es gethan hatte, und sie haben wie er den Titel und — wenigstens zum Schein — die Erblichkeit des Königthums verschmäht. Und sie sind auch sonst mit peinlicher Sorge bemüht gewesen, ihre faktische Macht durch allerlei Hüllen formaler Bescheidenheit zu verdecken. Der römische Kaiser ließ sich als erstes Mitglied des Senats führen; er saß, wenn er in der hohen Körperschaft erschien, zwar auf goldenem Stuhle, aber in derselben Reihe mit den Konsuln oder den Tribunen. Sie haben selbst ihren Titel Imperator so gewählt, daß er nicht allzuviel zu fordern schien, denn er bedeutete dem Worte nach nichts anderes als Inhaber des Imperiums, der Amts- und Militärgewalt, d. h. einer Eigenschaft, die im Grunde allen hohen Beamten der Republik zugekommen war. Die sonst vielfach gebrauchte Benennung Princeps war noch bescheidener; sie bedeutete nur den ersten Bürger im Staat, so wie einst der zuerst abstimmende Senator princeps senatus geheißen hatte.

Doch man weiß, wie trotzdem die ungeheure faktische Uebermacht dieses hohen Amtes sich allmählich auch formal immer stärker geltend gemacht hat. Schon Tiberius beseitigte die letzten Reste der Demokratie, die Beamtenwahl und die Bestätigung der Gesetze durch das Volk, fast ganz und übertrug diese Befugnisse dem Senat. Aber auch das aristokratische Element der von der Republik angeblich übernommenen Verfassung litt allmählich. Der Senat war dem Princeps zwar nie auch nur halbwegs ebenbürtig, denn da die Senatorenernennung nominell oder faktisch in der Hand des Monarchen lag, so war es mehr verwaltungs- als verfassungsrechtlich wichtig, wenn man zwischen senatorisch und kaiserlich verwalteten Provinzen unterschied. Trotzdem ist auch dieses Residuum der republikanischen Zeit allmählich aufgesogen

worden, die Monarchie hat namentlich in der Verwaltung die alte Form des Beamtenthums durch neue kaiserliche Beamtungen verdrängt und damit, was noch mehr sagen will, vor Allem ein ganz neues Soldbeamtenthum an die Stelle der alten Ehrenämter geschoben.

An innerem Widerstreben gegen diese Ausdehnung der monarchischen Gewalt hat es dem sinkenden Adel der frühen Kaiserzeit nicht gefehlt: Tacitus' furchtbar erbitterte Parteinahme gegen einzelne Herrscher nicht nur, sondern ebensosehr, wenn auch versteckter, gegen die caesaristischen Institutionen selbst legt dafür das unwiderleglichste Zeugniß ab. Aber praktisch wollten diese Proteste der Studierstube so wenig wie das leise Raunen und Murren im Senat, an dem es niemals gefehlt haben wird, irgend etwas besagen: es blieb bei passivem Widerstand. Es ist kein einziger ernsthafter Versuch zur Wiederherstellung der Republik gemacht worden. Die Monarchie ging Schritt für Schritt ihrem Ziele, der Erreichung einer nicht nur faktisch, sondern auch formal absoluten Gewalt entgegen.

Vom Ende des dritten Jahrhunderts, von der Regierung Diocletians ab datiert man die Vollendung dieses Prozesses. Unter ihm und Konstantin ist der wunderbar fein gegliederte Mechanismus einer vielgestuften Beamtenhierarchie ausgebildet worden, der nunmehr die alten Aemter gänzlich bei Seite schiebt. Daß der letzte Schattenrest demokratischer Institutionen, der in einigen ganz leeren Akklamationsakten der Komitien noch bis dahin sein dürftiges Leben gefristet haben mag, beseitigt wurde, erscheint selbstverständlich, aber auch dem Senat geht nunmehr selbst seine berathende Theilnahme an der Leitung des Staats verloren, der Rath des Kaisers, das Konsistorium, das als consilium principis schon in der vordiocletianischen Zeit allmählich emporgekommen war, tritt an seine Stelle. Der bureaukratische Absolutismus ist nun perfekt, d. h. die unumschränkte Monarchie hat die Organe des Staats völlig ihrem unmittelbaren Willen unterworfen und sie gemäß

dem Geist, der sie erfüllt, bis in die letzten Konsequenzen hinein ausgebildet.

Man muß sich vergegenwärtigen, worin die Eigenart der spätrömischen Verwaltungsorganisation bestand, und man wird diese Frage, so weit die nach-diocletianische Zeit in Betracht kommt, doch sehr kurz dahin beantworten können: hier war erstlich das Prinzip der Ueber- und Unterordnung der öffentlichen Organe und zum Zweiten das System des Einzelbeamtenthums in einem Maße verwirklicht, wie nie zuvor. Eine große Stufenleiter hoher Regierungsbeamter führt vom Kaiser zu den vier praefecti praetorio der vier großen Reichstheile, von den Praefecti zu den Vicarii, den Gouverneuren der Diöcesen, der nächst kleineren, aber immer noch ganze Länder umspannenden Verwaltungsbezirke, von den Vicarii zu den Provinzialstatthaltern, den Proconsules, Consulares, Correctores, Praesides herab. Selbst zur Zeit der vollkommensten Durchführung dieses hierarchischen Systems, etwa unter Konstantin, hat es wohl einzelne Irregularitäten in der unbedingten Subordination dieser drei Stufen unter den höchsten die oberste, den Kaiser, gegeben, aber sie waren mit Absicht angeordnet: um jetwa die Vicarii nicht zu mächtig werden zu lassen, ließ man in einigen Dingen die Provinzialstatthalter unmittelbar vom Präfekten oder auch vom Kaiser ressortieren.[1]) Das Prinzip war jedenfalls auf die Spitze getrieben, eine Hierarchie von Militärbefehlshabern ging mit dem System der Civilbeamten parallel, ein sehr komplizierter Apparat von Bureau- und Subalternbeamten diente zur Stütze und an der Zentralstelle war die Differenzierung in Spezialressorts schon weit vorgeschritten: es gab zwei Finanzminister, die comites sacrorum largitiarum und rerum privatorum, denen wieder Provinzialbeamte ihres Faches untergeordnet waren, einen Justizminister, den quaestor sacri palatii, einen Chef des gesammten Kanzleiwesens, den magister officiorum. Kurz, hier

[1]) Karlowa I (1885) S. 829 ff., 833, 837 ff., 851 ff., 870, 875.

sind zum ersten Male, d. h. natürlich in Ausgestaltung der vorhandenen frühkaiserlichen und republikanischen Institutionen, alle die technischen Kunstgriffe der Behördenorganisation erdacht und ausgeklügelt worden, die späterhin in den modernen Monarchien immer wieder kopiert oder in neuen Formen reproduziert worden sind.

Das Korrelat dieser vervollkommneten Technik der Behördenordnung, das Prinzip des Einzelbeamtenthums, ist damals ebenfalls zu fast unumschränkter Geltung gekommen. Das Consistorium der Kaiser dieser späten Zeiten war mehr ein Kronrath, analog etwa den heutigen Staatsministerien, als eine wahrhaft kollegialisch organisierte und als solche ständig wirkende Behörde.

Hand in Hand mit dieser organisatorischen Entwicklung geht eine mit derselben unerbittlichen Logik fortschreitende Steigerung der Autorität des Kaiserthums. Schon Caesar hatte, wie schon erzählt wurde, seine Bildsäule in den Tempeln neben denen der Götter aufstellen und einen eigenen Priester für seine Verehrung ernennen lassen. In den ersten drei Jahrhunderten nimmt der Herrscher immer neue Ehren und Titel an, er beansprucht bald eine sehr weitgehende Verehrung seiner Person, seines Bildes. Man schwört vor Gericht bald nicht nur bei der Götter, sondern auch bei seinem Namen und in den Lagerkapellen der Heere wird sein Bildniß aufgestellt. Die gestorbenen Monarchen wurden, wie zuerst Caesar selbst, offiziell unter die Götter versetzt.

Zur vollen Ausbildung aber kommt dies System in der späteren Periode. Die mannigfache Berührung mit dem Orient fördert den Prozeß. Die Kaiser lassen sich nunmehr schlechthin als Götter bezeichnen: Diocletian hat sich den Beinamen Jovius, der Jupitergleiche, beigelegt. Und waren bevor nur die Mißrathenen unter den Inhabern der höchsten Gewalt von dem Taumel irdischer Allmacht erfaßt worden, so wurde nunmehr der theomorphe Monarch zur Institution erhoben. Ein Hofzeremoniell entstand, das an knechtischer Gesinnung und

zur Schau getragener Erniedrigung dem orientalischer Despotien nichts nachgab.

Die Leistungen, die dieses allmählich immer stärker konzentrierte Staatswesen aufzuweisen hatte, waren nicht geringe. In den ersten zweieinhalb Jahrhunderten sind die Grenzen des republikanischen Reichs, das nahezu den ganzen damals bekannten Erdkreis umfaßte, nicht nur aufrecht erhalten, sondern an mehr als einer Stelle noch weiter hinaus gerückt worden. Die Verwaltung muß in den besten Zeiten dieser vordiocletianischen Periode den Bedürfnissen der Bevölkerung in hohem Maße genügt haben: die Zeiten der Flavier, die Nervas und seiner beiden Adoptionachkommen und die der Antonine haben sich nicht umsonst den Ruf der glücklichsten der Weltgeschichte errungen. Und hat auch die spätere Zeit des völlig unumschränkten Kaiserthums nicht einen so guten Ruf hinterlassen, so hat sie doch auch mit unendlich viel schwierigeren wirthschaftlichen Verhältnissen zu kämpfen gehabt als jene Blüthezeit, und was sie Neues schuf, war zum Mindesten technisch von hoher Vollendung: ihre Behördenorganisation und ihr Steuersystem waren Meisterstücke absolutistischer Regierungskunst. Und sie haben deshalb einen unvergleichlich viel höheren Werth als viele analoge Leistungen späterer Zeiten, weil sie originale waren und weil sie keine Vorbilder nachahmen konnten, wie die, als die sie selbst der Nachwelt gedient haben. Die Jurisprudenz endlich, die praktische wie die theoretische, hat unter dem Prinzipat ihre glänzendste Epoche durchlebt. Das von den Richtern der Republik und der beginnenden Kaiserzeit neugebildete Recht, das sich in der Form des jährlich vom Prätor verkündeten Edikts fortpflanzte, ist zu Beginn des vierten Jahrhunderts in die endgültige Gestalt der Salvianischen Redaktion gebracht worden. Daneben aber haben die Kaiser durch ihre in den Lauf der Rechtssprechung fortwährend eingreifende Reskriptenthätigkeit das Recht aufs Mannigfaltigste fortgebildet, und die produktivsten Rechtsgelehrten, von denen die Weltgeschichte weiß, haben ihnen dafür von Labeo, der

unter Augustus wirkte, bis zu Papinian, Ulpian und Paulus, bis zur Mitte des dritten Jahrhunderts die besten Unterlagen gegeben.

Indessen war dafür gesorgt, daß auch dieser stärkste aller Bäume, die irdische Staatskunst je gepflanzt und großgezogen hat, nicht in den Himmel wachse. Dieser ungeheuren Ansammlung politischer Macht hafteten auch eine Anzahl politischer Schäden und Mängel an, die der Lebenskraft ihrer Institutionen schon in ihrer Blüthezeit starken Eintrag gethan und zuletzt zu ihrer Vernichtung nicht wenig mitgewirkt haben.

Vor Allem hat diese mächtigste Monarchie der Weltgeschichte von Anfang an einem organischen Uebel gekrankt, von dem eher zu verwundern ist, daß es seine verderblichen Wirkungen nicht schon viel früher geäußert hat. So erstaunlich es klingt, das römische Kaiserthum ist niemals zu einer geregelten Thronfolgeordnung gekommen. Und vielleicht ist hier die Nemesis zu suchen, die den Scheindemokratismus der ältesten Zeiten des Absolutismus so an ihm gerächt hat. Denn unzweifelhaft war die Abneigung gegen Königstitel und despotisches Auftreten, die die ersten Caesaren in dem entscheidenden, d. h. dem Stadium der Entwicklung so geflissentlich zur Schau getragen haben, auf Motive dieser Art zurückzuführen. Es war sicherlich politische Heuchelei, wenn Augustus eine Zeit lang Miene machte, als könne er sich von seinem Imperatorenamte noch bei Lebzeiten zurückziehen, aber die Institution selbst hätte den größten Vortheil davon gehabt, wenn man hier lieber eine etwas brutalere Wirklichkeit an die Stelle versöhnlichen Scheines gesetzt hätte, wenn Augustus, dem so vieles geglückt war, auch versucht hätte, eine konsequent monarchische Thronfolgeordnung durchzusetzen. Oder hat selbst diesen Begründer des Kaiserthums und seine nächsten Nachfolger, die seine Versäumniß nicht nachgeholt haben, wirklich ein Rest demokratischen oder auch aristokratischen Gleichheitsgefühls beseelt, das sie abhielt, die letzte und frei-

lich auch anspruchsvollste Konsequenz des monarchischen Gedankens zu ziehen. Wer will es sagen?

Die Folgen dieser Halbheit waren jedenfalls von Anfang an sehr üble. Es giebt keine unklarere und dunklere Stelle im System des Staatsrechts der Kaiserzeit, als diejenige, die vom Antritt des Caesarenamts handelt. Eine Beschreibung der Formalitäten, unter denen Senat und Volk den neuen Herrscher zu kreieren, d. h. in Wahrheit zu begrüßen pflegte, macht auf die Lücke, die hier klafft, eher aufmerksam, als daß sie sie verhüllen könnte. Denn thatsächlich hat das Volk oder der Senat auch nicht einmal nominell die Macht besessen, den neuen Caesar zu wählen. Die Vorsichtigen unter den Monarchen dieser ersten Zeiten haben vielmehr durch die Hilfsmittel der privaten Erbeinsetzung oder der Adoption ihren Nachfolger selbst bestimmt. Diocletian hat durch seine wunderbar komplizierte und eben deswegen wenig haltbare Zwei- und Viertheilung der kaiserlichen Gewalt dasselbe Ziel einer ruhigeren Kontinuität des höchsten Amtes erreichen wollen, aber die Entscheidung ist schließlich mehr und mehr in die Hände der einzigen Gewalt geglitten, die sich im Staate in gewissem Sinne neben dem Kaiserthron behauptet hatte, der Armee. Wie viele Monarchen der späteren Jahrhunderte haben ihre Würde nicht dem Zuruf des Lagers oder — bezeichnender noch — der Gardetruppen, der Prätorianer zu verdanken gehabt.

Ein eigenthümliches Verhängniß. Julius Caesar, der Stifter dieser Monarchie und einer der größten und glücklichsten Feldherren, die je ein Heer geführt haben, hat seiner starken Abneigung gegen jedes Militärregiment auch in seiner praktischen Politik sehr deutlichen Ausdruck gegeben und viel daran gesetzt, um ein Uebermächtigwerden dieses unverantwortlichen und unberechenbaren und deshalb so gefährlichen Faktors zu verhindern, trotzdem ist schon ein Kaiser der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts durch die Truppen ausgerufen worden und wie oft hat sich dies merkwürdige Schauspiel bis

zum Untergang des Kaiserthums nicht wiederholt. Man wird nicht sagen dürfen, daß die Erwählten der Legionen die schlechtesten Herrscher gewesen seien, durchaus nicht, thatkräftige und tüchtige Männer wußten als Feldherren ihre Heere sich oft genug so sehr moralisch unterthan zu machen, daß diese ihnen solchen höchsten Dienst mit Freuden leisteten. Aber einmal konnte niemand verhindern, daß nach einer Thronerledigung zu gleicher Zeit zwei oder gar mehrere Heerführer sich zum Caesar ausrufen ließen und sodann war jedem Ehrgeizigen, mochte er auch noch so wenig zum höchsten Amt befähigt sein, dieselbe Bahn offen, wenn er nur die Gunst seiner Legionen, und sei es mit den niedrigsten Mitteln, zu gewinnen wußte. Man weiß, wie häufig Geldversprechungen an die Prätorianer den Weg zum Thron eröffnet haben.

Kein Zweifel, in dieser Theilnahme des Heeres an der Erwählung des Staatsoberhauptes birgt sich der einzige wirkliche demokratische Zug dieses Verfassungsbildes, den der Mangel einer monarchischen Erbordnung ganz konsequent erzeugt hat und durch den er erst in das rechte Licht gesetzt worden ist. Mögen die Stifter des Kaiserthums es bewußt gewollt haben oder nicht, der faktische Zustand war jedenfalls der, daß von Anfang an immer von Neuem eine Art tumultuarischer Wahl die dynastieartigen Reihen von Herrschern durchbrochen hat, die sich durch wirkliche oder fingierte Verwandtschaft mehr als ein Mal längere Zeit auf dem Thron erhalten haben. Aber niemand wird behaupten dürfen, daß dieses Gemisch von faktischer Erbmonarchie und formeller Militärdiktatur eine irgendwie glückliche Nuance beschränkten Königthums darstelle oder daß die tumultuarischen und quasidemokratischen Eingriffe der Legionen als eine irgend wünschenswerthe Form des Volkseinflusses auf die Staatsleitung anzusehen seien. Die hundertfachen inneren Wirren und Kriege, die von den drei Kaisern des Jahres 69 bis zu den dreißig Tyrannen in der Zeit nach 260 immer größere und bizarrere Dimensionen annahmen und

die bis zum Untergang des Westreichs gedauert haben, beweisen es zur Genüge.

Und zu diesen beiden Uebeln des Staatswesens, der Unstätheit der Thronfolge und dem ungewiß-unverantwortlichen Eingreifen des Heeres gesellte sich schließlich noch eine dritte, in viel weiterem Sinne politische Gefahr: der ungeheure Umfang und — was im Grunde dasselbe besagen will — die nationale Vielgestaltigkeit dieses Monstre-Reiches.

Die Eroberungen der letzten zwei Jahrhunderte der Republik hatten fast alle die Lande, die in dem zu Ende gehenden Jahrtausend in Nordafrika, Westasien und Südeuropa der Schauplatz der Weltgeschichte gewesen waren, unter römischer Herrschaft vereinigt. So war ein politisches Gebilde zustande gekommen, das in aller Historie seitdem wie vorher nicht seinesgleichen hat. Es war kein Volk mehr, es war eine Völkergesellschaft, um die es sich damals handelte. Aber diese Völkergesellschaft war nicht auch zugleich eine Staatengesellschaft, wie vom dritten bis zum zweiten, allenfalls auch schon im fünften Jahrhundert, sie war keine Gruppe politischer Autonomien, die nur durch das Band gemeinsamer Kultur und einen ausgebildeten und stetigen staatlichen Kontakt zusammengehalten wurde, sondern sie war zu einem einzigen Staate zusammengeschweißt — das einzige Beispiel eines Universalstaates, von dem bisher die Weltgeschichte zu berichten weiß. Freilich war das größte politische Wagniß, das je unternommen worden ist, durch ungewöhnlich glückliche Umstände begünstigt: diesen Staat, der das Mittelmeer zum See gemacht hatte, hat nicht nur das römische Schwert zusammengebracht und das römische Gesetz zusammengehalten, sondern die griechische Kultur hatte ihm, wie Eduard Meyer einmal unwiderleglich hervorgehoben hat, von vornherein ein geistiges und soziales Bindemittel geschaffen, ohne das er vielleicht nicht so lange Bestand gehabt hätte. Sie hatte alle diese Nationen durchdrungen, das Erobervolk nicht am wenigsten, noch bevor die politische Einigung zu stande ge-

kommen war, und sie hat zur Aufrechterhaltung dieses unerhört großen Staatsverbandes vielleicht mehr, als viele äußere Mittel, beigetragen.

Aber so müde und alt auch die Völker waren, die hier ein halbes Jahrtausend lang unter ein Joch zusammengezwungen blieben, es waren ihrer doch zu viele, als daß sich nicht zuletzt Neigungen der Selbständigkeit gezeigt hätten. Oder vielmehr eine von diesen Nationen, die über jeden Vergleich potenteste von allen, war trotz der politischen Schwäche, die ihr schon mehr als sechs Jahrhunderte zuvor ihre staatliche Unabhängigkeit gekostet hatte, noch immer stark genug, um langsam und leise den Rahmen des Reichs zu lockern und schließlich zu sprengen.

Die Stellung der Römer zu den ihnen unterthänigen Völkern hat sich im Laufe der Kaiserzeit sehr merklich geändert und auch in diesem Prozeß, der in seinen Wurzeln bis zu Caesar zurückreicht, hat sich unzweifelhaft der merkwürdig versteckte demokratische Kern dieser absoluten Monarchie ein wenig enthüllt. War schon die Vorbereitung des Prinzipats durch Caesar in gewissem Sinne auch die Vorbereitung eines nicht mehr allein römischen, sondern auch italisch-provinzialen Regiments gewesen, so hat das reifende Kaiserthum diesen Charakterzug nur noch schärfer und konsequenter ausgeprägt. Caesar hatte mit der Verleihung besserer, sei es latinischer, sei es römischer Bürgerrechte an Provinzgemeinden begonnen, und schon zu Beginn des zweiten Jahrhunderts unter Caracalla erreichte diese Entwicklung ihr logisches Ziel, die Ertheilung des römischen Bürgerrechts an alle Reichsangehörigen. Die römische Weltmonarchie ist, wie sie in vielen Stücken einzigartig war, in der europäischen Geschichte auch der erste regulär regierte Flächenstaat geworden. Schon dadurch, daß sie ein allmählich immer gleichmäßiger werdendes Netz von Provinzialstatthalterschaften über das Reich breitete, wurde eine Vorbedingung gerechteren Regimentes geschaffen. Und sie ist nicht müßig gewesen, sie für materielle Reformen aus-

zunutzen. Caesar hatte auch hierin begonnen, es scheint, als habe er schon Hand an die Einführung zentralisierter Steuerverwaltung in den Provinzen gelegt, vor allem aber hat er die Verpachtung der direkten Steuer und damit einen der schlimmsten Krebsschäden der Provinzialverwaltung aus der Welt geschafft.[1] Er ist mit diesen und zahlreichen einzelnen Maßregeln gegen die Mißbräuche eingeschritten, durch deren Ausbeutung das Regiment der aristokratischen Republik so furchtbar hart auf den beherrschten Völkern gelastet hatte. Auf diesem Wege aber sind die besten Träger der Kaiserthums fortgeschritten und ihren Bemühungen kam die allgemeine Entwicklung entgegen. Der Länder- und Völkerkreis der Mittelmeerwelt, den das Reich umschloß, ward mehr und mehr eine internationale Einheit, römisches Gesetz und griechische Kultur beherrschten sie beide, ein ungeheures einheitlich regiertes Gebiet förderte den Austausch der materiellen Güter ebenso sehr wie der geistigen. Die Herstellung eines so gewaltigen, ganz internationalen Staatsgebiets bahnte gewissermaßen einen Reichskosmopolitismus an, der allmählich auch von innen her die Privilegierung des Römerthums paralysieren mußte.

Die spätere Kaiserzeit hat denn auch in diesem Stück die letzten Konsequenzen gezogen. Die bureaukratisch-hierarchische Organisation des Beamtenthums, die sie durchführte, war schon ganz und gar auf dem Prinzip völliger Gleichheit aller Reichstheile aufgebaut. Der Unterschied zwischen Rom und Italien einerseits und den Provinzen andrerseits wurde von ihr völlig ignoriert. Italien wurde ganz ebenso wie alle andern Gegenden des Reichs in Provinzen eingetheilt; noch größeren Abbruch aber hat die Zerlegung des Reichs in zwei Reichstheile im dritten, und in vier Präfekturen im vierten Jahrhundert der Hegemonie Roms gethan: die zweite Reichshauptstadt im Osten wurde ihm eine gefährliche Rivalin und die Zerlegung des Reichsbodens in vier große Bezirke unter

---

[1]) Mommsen, Geschichte [8]III S. 545.

Konstantin bedeutete vollends den Sieg des territorialen Verwaltungsprinzips und die Ueberwindung des Stadtstaatgedankens.

Aber so konsequent auch die Entwicklung verlaufen ist, sie mußte schließlich auf einen Punkt führen, der ihr Grundprinzip in Frage stellte. So außerordentliche und technisch gewiß erfolgreiche Anstrengungen man auch machte, um bei aller Zergliederung die Zentralisierung der Reichsregierung nicht nur nicht zu gefährden, sondern noch immer straffer anzuspannen, dieser Prozeß und die mit ihm Hand in Hand gehende Hebung des Selbstgefühls der Provinzialbevölkerung mußte zuletzt zur Aufhebung der Reichseinheit selbst führen. Der Gedanke Diocletians, das höchste Amt zu theilen, war gewiß zum Wohle des Reichs ersonnen und sollte seine Festigkeit durchaus nicht in Frage stellen. Aber er war doch auch ein Bekenntniß der Unmöglichkeit, dieses ungeheure Gebiet mit einer Hand zu lenken, eine Anerkennung auch der inneren Verschiedenartigkeit der einzelnen Reichstheile.

Dies völlige Auseinanderfallen des Reichs in eine östliche und westliche Hälfte vom Ende des vierten Jahrhunderts ab hat dann schließlich nur die letzte Konsequenz auch dieser Vorgänge gezogen und es hat zugleich den Untergang des westlichen, d. h. des ursprünglich römischen Reichs aufs Wirksamste vorbereitet. Aber es ist natürlich kein Zufall, daß Byzanz und nicht Alexandrien oder eine der asiatischen Metropolen sich allmählich zum Rang einer zweiten Hauptstadt emporrang. Es ist wie ein Wiederaufleben des alten Griechenthums aus der Epoche des Hellenismus oder gar aus der Blüthezeit seiner Kultur, und man hat damals vielleicht dieses wunderbare Phänomen des Wiederaufflammens eines scheinbar längst ausgebrannten Kraters als die Ankündigung einer neuen Periode der Weltgeschichte, eine Wiedergeburt der seit einem halben Jahrtausend todtgeglaubten griechischen Staatskraft betrachtet. Doch freilich, es war nur ein niedriges düster blinkendes Feuer, das sich abermals entzündet hat; für die

Schwäche des ausgehenden römischen Reichs giebt es vielleicht kein markanteres Zeichen, als daß seine Einheit gerade von diesem Reichstheil gesprengt worden ist. Daß eine so unkräftige Bildung wie der neue emporwachsende oströmische Staat das Reich spalten konnte, ist nur dadurch zu erklären, daß das Ganze selbst wie alle seine übrigen Theile nur noch schwächer waren.

Als eben so gefährlich für den Bestand des Staats hat sich eine andere Entwicklung erwiesen, die die national-demokratische gewissermaßen mit der tumultuarisch-militärischen in Verbindung brachte. Schon zu Beginn der Kaiserzeit nämlich wuchs die Abneigung nicht nur der Römer, sondern auch der Italiker gegen die allgemeine Wehrpflicht der Bürger, in die schon die Republik genug Breschen geschlagen hatte, dermaßen, daß die Last des Kriegsdienstes mehr und mehr auf die Provinzen abgewälzt wurde. Mit ihr aber fiel deren Bevölkerung, soweit sie kriegstüchtig war, auch der halbrevolutionäre Einfluß zu, den die Legionen auf die Kaiserproklamationen und zuweilen auch auf das schon bestehende Regiment eines Herrschers durch ihre Pronunciamentos ausübten. Daher kommt es, daß unter den Kaisern der letzten Jahrhunderte gar nicht wenige Provinzialen zu finden sind. Und als schließlich auch sie kriegsuntüchtig wurden und vollends den Barbaren die Reihen des Heeres geöffnet wurden, ist eben damit der Zerfall des weströmischen Reiches so organisch und langsam vorbereitet worden, daß er, als er wirklich eintrat, mehr dem Erlöschen einer ausgebrannten Kerze, als einem gewaltsamen Ereigniß glich. Wenn von den Kaisern der letzten zwei Jahrzehnte Westroms allein drei thatsächlich durch den germanischen Feldherrn der germanischen Soldtruppen des Reiches ernannt worden sind, so war es kaum verwunderlich, wenn im Jahre 476 Odoaker von diesen selben Truppen zum germanischen Heerkönig in Italien ausgerufen wurde. Hätten sie ihn zum Kaiser gemacht, was sicher in ihrer Macht lag, so hätte die von innen heraus barbarisch gewordene Mon-

archie vielleicht noch geraume Zeit bestanden und der Prozeß des Untergangs des mächtigsten Reiches der Welt hätte sich, durch diese Fiktion verhüllt, noch unmerklicher vollzogen, als auch sonst schon geschah.

Altrömischem Brauch hätte es entsprochen, wenn das Herrenvolk seine übermächtige Stellung festgehalten hätte und so eine nationale Aristokratie in diesem Völkerstaat gebildet hätte; das Kaiserthum war auch in diesem Punkte zu demokratisch und hat sich mehr und mehr auf die Seite der Unterworfenen gestellt. Die alte Wahlverwandtschaft zwischen Absolutismus und politischer Nivellierung der Unterthanen ist auch hier zur Geltung gekommen. Aber auch diese absichtliche Bethätigung demokratischer Tendenzen hat so wenig, wie der unwillkürliche Demokratismus der Unerblichkeit und der Lagerproklamationen, wie man sieht, dem Kaiserthum oder dem Reich das Leben erhalten und Zerfall und Untergang aufhalten können. Der politische Theoretiker wird leicht geneigt sein, diesen unglücklichen Ausgang auch dem Umstand zuzuschreiben, daß alle jene Einschränkungen der Monarchie nicht die rechten waren. Er würde darlegen, daß die Unvererbbarkeit des Caesaren-Diadems nur dann ein Zeichen politischer Kraft gewesen wäre, wenn sie von einer starken Organisation der Bürgerschaft dieses Weltreichs begleitet gewesen wäre, und wenn nicht eine sehr unberufene Vertretung des Volks in Gestalt meuternder Truppen, sondern dieses selbst es verliehen hätte. Und wer ganz moderne Ideen als Maßstab an diese Zeit legen wollte, müßte sagen, daß auch das politisch gewordene Weltbürgerthum dieses Reichs nur dann sich im Sinne einer ethnischen, einer Völker-Demokratie ganz hätte durchsetzen und ausleben können, wenn ihm eine wirkliche Demokratie wirksamen Ausdruck und starke Organe gegeben hätte, wenn diese Gleichheit der Völker im Reiche mehr eine Gleichheit freier Konstitution, als, wie es in Wahrheit der Fall war, eine Gleichheit der politischen Rechtlosigkeit gewesen wäre.

Doch freilich, man könnte solche Argumentationen nur zu schnell widerlegen als historische Konjekturen, die, obwohl a posteriori gemacht, doch übersähen, daß ihnen die Basis mehrerer nothwendigen Voraussetzungen fehlt. Noch das Mindeste ist, daß der Aufbau einer solchen konstitutionell-monarchischen oder konstitutionell-republikanischen Verfassung für den Universalstaat des Römerreiches undenkbar wäre ohne die Auffindung eines repräsentativen Parlamentarismus, auf den das Stadtstaats-System der antiken Völker auch zuvor niemals gekommen ist, selbst nicht in den beiden Fällen, wo es am nothwendigsten gewesen wäre: im athenischen Kolonialstaat und in der römisch-italischen Republik. Entscheidend ist vielmehr, daß auch jetzt wieder, ebenso wie einst im perikleischen Athen die Volkskraft als solche erlahmt war, daß nicht nur der unterworfenen, sondern auch der herrschenden Nation die Fähigkeit, neue, große Experimente der Staatskunst zu unternehmen, gänzlich abhanden gekommen war.

2. Das künstliche Mittelalter der kaiserlichen Sozialpolitik.

Zu derselben Auffassung aber führt der Verlauf der Klassen- und Wirthschaftsentwicklung dieses Zeitalters. Der materielle Zustand, den der beginnende Absolutismus vorfand, war in Hinsicht auf die Konzentration der Vermögen, aber auch auf die wirthschaftliche Regsamkeit der einer hohen Reife, einer wesentlich kapitalistisch betriebenen Volkswirthschaft gewesen. Schon im ersten Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung war die Zahl der sehr großen Vermögen in Rom beträchtlich gewesen, aber auch damals schon scheint eine sehr starke Zentralisirung nicht nur der kommerziellen und einiger industrieller, sondern auch der landwirthschaftlichen Betriebe die Voraussetzung für diesen wachsenden Reichthum Einzelner gewesen zu sein. Der Mittelstand muß dadurch etwas gedrückt worden sein, die Sklavenmassen steigerten sich ins

Ungemessene, aber die Blüthe der Kaiserherrschaft in den ersten Jahrhunderten hat es zu keinerlei Krisen kommen lassen: die ungeheure Weite des nun offenstehenden Wirthschaftsgebietes — des größten Freihandelskomplexes von Kulturländern, den die Welthistorie kennt — und der Jahrhunderte lange ungestörte Friede — wiederum die längste Friedenszeit in der Geschichte von Kulturvölkern, von der man weiß — waren zu günstige Voraussetzungen, als daß sie nicht hätten wirken sollen.

Im dritten Jahrhundert aber, noch vor dem Beginn der Germaneneinfälle, wenn auch später von ihnen beschleunigt, scheint ein merklicher, allmählich rapider Verfall der Volkswirthschaft eingetreten zu sein. Nicht daß es zu ökonomisch sozialen Gegenbewegungen, etwa zu neuen Sklavenkriegen, gekommen wäre, sondern hier vollzieht sich das in aller universalen Wirthschaftsgeschichte einzig dastehende Schauspiel, daß eine zur Ueberreife gediehene Wirthschaftsform in sich zerfällt: die großen Emporien des Mittelmeeres veröden allmählich, Handel und Seeschifffahrt schwinden dahin, der Kapitalismus stirbt ab, aber mit ihm der Wohlstand überhaupt. Der Vorgang ist für alle Volkswirthschaftstheorie von unendlichem Interesse. Man schilt in unseren Tagen so viel über Händlersinn und Gewinnsucht der Kaufleute und Industriellen; dies Beispiel könnte aber lehren, daß es um ein Volk dann am allerschlimmsten steht, wenn dieser grobkörnige materielle Egoismus der Einzelnen erlischt oder doch sich nicht mehr geltend zu machen vermag.

Hier und da hat dieser Prozeß merkwürdig retrograde Formen angenommen. Dem Verfall ist zuweilen die Reaktion vorangegangen. Am erstaunlichsten ist unzweifelhaft die in dieser Richtung sich vollziehende Entwicklung der agrarischen Zustände. Hier zerfällt wenn nicht der Kapitalismus, so doch der Großbetrieb wieder und eine Rückkehr zu ganz primitiven Verhältnissen findet statt. An Stelle der Latifundien und ihrer Sklavenbetriebe, die den Klein- und Mittelbauernstand in Italien

so häufig zurückgedrängt hatten, tritt ein kleines Erbpächterthum auf: das Rechtsinstitut der Kolonen gewinnt erst jetzt Geltung. Aber trotzdem wird auch das platte Land öde, die verlassenen Aecker werden schon am Ende des zweiten Jahrhunderts ein Gegenstand der Sorge für die kaiserliche Gesetzgebung.

In den Städten aber treten Erscheinungen auf, die ganz anderer Art, doch einigermaßen analog sind. Man hat schon zu Beginn des dritten Jahrhunderts Zwangsinnungen eingeführt; man strebt danach, die Erblichkeit der Gemeindeämter, die in primitiven Zuständen als die natürlich gegebene herrscht, künstlich zu schaffen. Aber wie alle derartige reaktionäre Wirthschaftspolitik bleiben diese Versuche, eine Rückkehr zu der Einfachheit älterer Zeiten und Zustände gewaltsam herbeizuführen, gänzlich erfolglos. Auch die Städte entvölkern sich gegen das Ende der Kaiserzeit.

Zuweilen erzwingt der Fortschritt dieser furchtbaren Entwicklung seinerseits die Erneuerung ganz veralteter Wirthschaftsformen. Die Münzverschlechterung, die im dritten Jahrhundert eintritt, ist nur das Symptom eines Verfalls der Geldwirthschaft. Schon unter Alexander Severus, also etwa von 230 ab, wird den Beamten nicht mehr nur Geld-, sondern auch Naturaliengehalt verabreicht; Diocletian setzt eine Taxordnung für die Steuererhebung fest, die auf fast völlig naturalwirthschaftliche Verhältnisse schließen läßt.

Nicht die äußeren Angriffe waren es, die diesen unseligen Wandel herbeigeführt haben; sie und die häufigen Thronwirren der letzten zwei Jahrhunderte mögen viel dazu beigetragen haben, ihn zu fördern und zu beschleunigen, aber im übrigen ist es eine organische, oder wenn man will, pathologische Entwicklung, die ihren Weg ganz selbständig in unerbittlichem Fortschritt gemacht hat.

Parallel mit ihr aber geht eine Standes- und Klassenentwicklung, die ebenso merkwürdige und sonderbare, aber auch ebenso unverkennbare Merkmale des Verfalls aufweist. Und

wunderbar, auch hier sind die auffälligsten die, die sich in der Form künstlich-mittelalterlicher Reaktion zeigen. Es handelt sich nämlich um einen Prozeß ständischer Verknöcherung und kastenartiger Erstarrung und Abschließung der einzelnen Schichten des Volkes, der nicht wohl anders bezeichnet werden kann.

Das beginnende Kaiserthum hatte von der endenden Republik einen Adel und einen Halbadel übernommen, denen es an standesmäßiger Geschlossenheit nicht fehlte. Aber es ist charakteristisch, daß die neue Monarchie von ihren ersten Anfängen an ihren Einfluß dafür eingesetzt hat, diese Geschlossenheit zum Mindesten in Hinsicht auf die eigentliche Nobilität, den Senatorenstand, zu steigern. Schon Augustus hat gewisse Scheidewände, die diese Schicht von den minder bevorrechteten Klassen der Bevölkerung dem Herkommen nach trennten, durch gesetzliche Bestimmungen noch fester und undurchbrechbarer gemacht, so namentlich durch das Verbot ehelicher Verbindung mit Freigelassenen und ihren Kindern, sowie mit Personen, die öffentlich aufgetreten waren, und ihren Kindern. Galt ferner die senatorische Würde auch schon in den Zeiten der Republik als erblich, so wurde sie jetzt formell dazu gemacht. Augustus verlieh nicht nur den Senatorensöhnen die Insignien des väterlichen Standes, sondern er gab auch sonst durch gesetzliche Bestimmungen sehr deutlich zu erkennen, daß alle Nachkommen von Senatoren dieser sozialen Schicht zuzurechnen seien. Jene Heiratsverbote nämlich galten nicht nur den Senatoren selbst, sondern ebenso sehr auch ihren Söhnen, Töchtern und selbst den ferneren Nachkommen im Mannesstamme. Im Laufe der Kaiserzeit hat sich die Eigenschaft dieses Adels als eines wirklichen, zwar durch die Amtswürde eines Ahnen entstandenen, im Uebrigen aber nicht an solche Amtsinhaberschaft geknüpften, immer klarer ausgeprägt: die Frauen der Senatoren und alle ihre Nachkommen im Mannesstamm wurden als zum ordo senatorius gehörig angesehen.

Um den senatorischen Adel auch sozial zu heben, hat ebenfalls schon Augustus mancherlei ältere Bestimmungen eingeschärft oder schon herkömmliche Bräuche durch Gesetz festgelegt. Den Senatoren war versagt, größere Seeschiffe zu besitzen, d. h. Rhederei zu treiben, oder sich an der Pachtung staatlicher Zollerhebung zu betheiligen; sie sollten Kapitalien nur bis zu einem bestimmten Zinssatz ausleihen. Die ersten Kaiser, insbesondere Augustus, mögen diese Maßnahmen auch aus Mißtrauen gegen den Senatorenstand, dessen republikanische Frondegelüste sie sicher befürchteten, getroffen haben, aber wie schon damals nebenher, so vollends später, war hier unzweifelhaft dies Motiv das leitende: den Adel immer fester zusammenzuschließen und ihn immer deutlicher von allen übrigen Schichten abzuschließen. Befremdlich war dabei freilich, daß man bei diesem Bemühen die alten römischen Traditionen so wenig berücksichtigte: denn schließlich waren sowohl der patrizische wie der später hinzutretende plebejische Theil der Nobilität nicht am letzten emporgekommen durch ihre wirthschaftliche Regsamkeit und durch ihre Betheiligung an allen gewinnbringenden Großbetrieben des Handels und des Geldgeschäfts. Mochte schon die Aristokratie der späten Republik hie und da solche Instinkte auch wirthschaftlicher Abschließung bei sich ausgebildet haben — vielleicht aus ganz ehrenwerthen Motiven — so schmecken doch diese gesetzgeberischen Maßregeln der ersten Kaiserzeit schon ein wenig nach politischer Romantik. Gewiß, man hatte dabei vermuthlich die Idee, den ersten Stand des Reichs von den Auswüchsen häßlicher Gewinnsucht frei zu halten, die ihn zu Ausgang der Republik so sehr entstellt hatten. Aber schließlich machte ein Senator, der Rhederei trieb, seinem Stande vielleicht mehr Ehre, als einer, der als Provinzialstatthalter in seinem Bezirk ein Vermögen zusammenstahl. Und man hört nichts davon, daß diese nunmehr hauptsächlichste Quelle senatorischen Reichthums irgendwie verstopft worden wäre. Die wirthschaftlichen Folgen dieses Vorgehens aber waren gerade von dem Standpunkt

reaktionärer Politik, auf den man sich stellte, wenig glücklich. Die Latifundienbildung, die in Italien den Bauernstand so übel bedrängt hat, ist zu einem guten Theil darauf zurückzuführen: denn nun konnte der Adel die ungeheuren Reichthümer, die er nach wie vor in den Provinzen erwarb, außer in der — doch nicht allzu hoch entwickelten — Industrie der Sklavenfabriken nur in den Landkompleren anlegen, die er zusammenkaufte und auf denen er dann jene industriellen Unternehmungen betreiben ließ.

Der nächst niedere Stand, die Ritterschaft, die nach wie vor an einen hohen Vermögenszensus geknüpft blieb, ist nicht Gegenstand einer derartigen Standespolitik der Kaiser geworden, aber er hat auch keine allzugroße Bedeutung gehabt und in der nachdiocletianischen Epoche mag er ganz verschwunden sein. In dieser scheint selbst der senatorische Adel als Stand nicht eigentlich fortgedauert zu haben. Mit dem Senat, der nunmehr einen ganz andern Charakter annahm, muß auch er an Bedeutung verloren haben. Da nämlich die alten republikanischen Aemter, aus deren Inhabern der Senat sich in der früheren Kaiserzeit noch immer zusammengesetzt hatte, theils ganz obsolet geworden, theils zu Scheinämtern herabgesunken waren, so ist er jetzt mit dem nunmehr allein herrschenden neukaiserlichen Beamtenthum in Verbindung gebracht worden. Der Senat, der römische wie der neugegründete byzantinische, setzte sich nunmehr aus den höchsten Beamten, den aktiven wie den gewesenen, zusammen. Da er auch keine eigentlich regierende Behörde mehr war, so wurde die Würde eines Senators mehr ein Annex zu denen der neuen Aemterhierarchie, gerade wie das Amt selbst eine Sinekure war. Der senatorische Rang hat sein Dasein in allerlei Zeremonialwesen noch weiter geführt, aber die Grundlage eines Standes konnte er schwerlich noch bilden. Die nunmehr mächtig emporwuchernden Bildungen der neuen Beamtenorganisation waren viel zu stark, als daß sich neben ihnen dieser letzte Ueberrest viel älterer Zeiten nicht wie ein leerer Schatten ausgenommen

hätte. Für die Klassengeschichte aber ist wichtig, daß das neue Beamtenthum keinen Geburtsstand bildete, daß aus ihm keine neue Aristokratie hervorging — vermuthlich doch weil das absolutistische Prinzip, das sich doch erst jetzt ganz schrankenlos auswirken konnte, damals, wie immer, die Entstehung eines eigentlichen Adels durchaus nicht förderte. Diese Monarchie war so geschäftig, wie keine sonst, immer neue Titel-, Ehren- und Rangordnungen für ihr Beamtenthum zu erfinden, aber in ihrer nächsten Nähe mochte sie nur solche Hochgestellte dulden wollen, die ihr selbst und keiner Geburt ihren Platz dankten. Und so war denn das höchste Beamtenthum, insbesondere die drei obersten Ranggruppen der illustres, spectabiles und clarissimi, so unzweifelhaft wie nur irgend ein Adel, die höchste Schicht der Bevölkerung und man konnte sich gar nicht genug daran thun, durch immer neue soziale Auszeichnungen sie über die übrigen hinauszuheben, aber sie war eine Klasse, kein Stand, wenn auch faktisch noch mancher Rest der Erblichkeit des alten Senatorenadels bestehen bleiben mochte. Das spätere kaiserliche Beamtenthum bildete einen wirklichen, unerblichen Amtsadel, wie das spätrepublikanische sich zu einem Geburtsadel entwickelt hatte, und dem innersten Gegensatz der beiden Systeme einer aristokratischen und einer absolutistischen Verfassung entsprach dieser Unterschied durchaus.

Aber wenn die Krone auch in ihrer nächsten Nähe von der mittelalterlichen Ständepolitik der frühen Kaiserzeit abging, um die höhere Tendenz ihres — immer zunächst zu nivellierender, individualisierender Behandlung der „Unterthanen" anregenden — Absolutismus nicht zu verletzen, auf den tieferen Stufen ihres weitverzweigten Aemter- und Staatsbaus ist sie in derselben reaktionären Richtung noch viel entschlossener vorgegangen, als das vordiocletianische Prinzipat. Es ist erstaunlich, mit welcher Konsequenz man das Prinzip der Erblichkeit in den verschiedensten Berufen gefördert hat: vornehmlich das sehr zahlreiche Beamtenthum der städtischen

Selbstverwaltung ist zu einem Geburtsstande zusammengeschlossen worden. Diese Beamtenklasse der Dekurionen, die zunächst die Städte, des weitern aber auch die diesen einverleibten[1]) ländlichen Bezirke unter Oberaufsicht der kaiserlichen Provinzialstatthalter regierten, war ursprünglich eine Kategorie von Ehrenbeamten gewesen, die nach dem Muster römisch-italischer Stadtverfassung zu fungieren pflegten. Allmählich aber sind sie ein Stand erblicher Berufsbeamten geworden. Die Würde eines Curialis, eines raths- und amtsfähigen Mannes, ging wie einst die senatorische, vom Vater auf den Sohn. Und da man zur Sicherstellung der Reichseinnahmen die Stadtbeamten für den vollzähligen Eingang der Steuern ihres Municipiums haftbar machte, so mußte sich die Beamtenschaft jeder Stadt, da sie nahezu in solidum haftete, wohl oder übel zu einer Körperschaft, zur Curia zusammenschließen. Und diesen Genossenschaften der höheren Beamten entsprachen die der niederen. Das Subalternbeamten-Personal bildete ebenfalls in den Städten Korporationen, die officia municipalia, und die Zugehörigkeit zu ihnen wurde ebenfalls erblich.

Aber nicht genug damit, daß die Mitglieder des ungeheuer zahlreichen Beamtenapparats zu erblichen Berufsgenossenschaften zusammengeschlossen wurden, auch der Berufssoldatenstand ist hie und da zur Erblichkeit ausgebildet worden, insofern man den Soldatenkindern die Dienstpflicht auferlegte. Ja noch mehr, die freien Berufe des wirthschaftlichen Lebens gehen denselben Gang und der Staat giebt sich alle erdenkliche Mühe, auch sie in die eisernen Bande erblicher Zwangsgenossenschaften zu schmieden. Es kommen in dieser Epoche immer mehr zunftartige Einungen auf, die nicht nur ihre Mitglieder, sondern auch deren männliche Nachkommen und zuweilen selbst die Töchtersöhne umfassen, deren Aufrechterhaltung also mit der Zwangserblichkeit des Berufs zusam-

[1]) So E. Meyer, Die wirthschaftliche Entwicklung des Alterthums (1895) S. 49.

menfiel. Da sind die Bergwerksarbeiter, die an die Gegend und damit an ihren Beruf gebunden sind und die, falls sie sich diesem Heimathszwang entziehen wollen, mit Gewalt zurückgebracht werden dürfen, da sind die Metallarbeiter und Schmiede, die sogar mit einem Stempel gebrandmarkt werden, damit sie sich ihrem Beruf nicht entziehen, da sind in Rom und Konstantinopel die Zünfte der Müller, der Bäcker und der Lastfuhrleute. Aber die Bewegung bleibt nicht bei den Arbeitern und Handwerkern stehen, sie greift auch höher hinauf: die Rindvieh- und Schweine-Transporteure, die die Hauptstädte mit Proviant zu versorgen hatten, können nicht eigentlich kleine Leute gewesen sein, und die Rhedergilden vollends müssen größere Unternehmer umfaßt haben. Sie mögen aus freien Gesellschaften hervorgegangen sein, aber auch sie hat der Staat zu Korporationen zusammengefaßt, deren Mitglieder nicht nur für sich, sondern auch ihre Erben an die Einung gebunden waren.

Das Band, mit dem der Staat seine Bürger zu so festen Genossenschaften zusammenschloß, war auch hier wie bei den Dekurionen die Form seiner Steuererhebung. Sehr frühzeitig hat man nämlich gewisse Leistungen an den Staat oder für das Gemeinwohl als Ersatz für öffentliche Abgaben angesehen und deshalb die, die ihn leisteten, von den Steuern entbunden. So sind die Rheder-Genossenschaften, die die Hauptstädte mit Getreide und Holz versorgten, dafür von sonstigen Auflagen befreit worden. Die Schmiede mußten Waffen für den Staat liefern, die Metallarii wurden in den kaiserlichen Bergwerken beschäftigt. Auch sonst wurden die Handels- und Gewerbetreibenden jedes Stadtbezirks zu Korporationen zusammengefaßt, die ihre Steuern unter sich aufzulegen und beizutreiben hatten. Aber man hat nicht den Eindruck, als sei in diesen gesetzgeberischen Maßnahmen da Halt gemacht worden, wo dem fiskalischen Interesse Genüge geschehen war. Wozu hätte man sonst die Erblichkeit eingeführt; die Bestimmung, daß jeder Rheder, falls er von Steuer befreit werden wolle,

auch die Transportgeschäfte zu übernehmen habe, hätte völlig genügt.

In vielen Stücken scheint diese Sozialpolitik mit dem wirthschaftlichen Niedergang zusammengehangen zu haben. Die Berufs- und Schollenfesselung der Bergwerksarbeiter macht den Eindruck, als hätte sie für den, wie man weiß, gegen Ende der Kaiserzeit sehr zusammengeschmolzenen Sklavenstand Ersatz schaffen sollen und vielleicht ist auch die Bindung der Schifffahrtsgeschäfte dadurch zu erklären, daß das freie Unternehmerthum, das früher alle diese Dinge auf eigene Rechnung und Gefahr übernommen hatte, dahingeschwunden war. Trotzdem ist das Mittel, das man ergriff, merkwürdig genug, und wenn es auch sicherlich noch viele Handels- und Handwerksbetriebe außer Spiel gelassen haben mag, es hatte in der Landwirthschaft ein sehr weitgreifendes Analogon: die Entstehung des Kolonats, d. h. des an die Scholle gefesselten Klein-Erbpächterthums, das, wie bereits angedeutet wurde, in vielen Theilen des Reichs den Kolonen-Großbetrieb und das Kleinbauernthum bei Seite gedrängt zu haben scheint. Es schließt die Kette aller dieser Zwangs-Erbberufe und fügt sich dem Gesammtbilde dieser auf Staatsanordnung wunderlich korporationssüchtigen Gesellschaft aufs beste an.

Die Sklavenarbeit und Latifundienwirthschaft, wie sie sich gegen Ende der Republik in Italien wie auch in den Provinzen so vielfach durchgesetzt hatten und wie sie auch die frühe Kaiserzeit noch vielfach beherrscht haben mögen, hat sich auf die Dauer doch nicht halten können. Man ist in steigendem Maße von beiden zurückgekommen, und da sich die Besitzverhältnisse nicht wesentlich geändert haben mögen, so haben zwar noch Großgrundherrschaften weiter bestanden, aber nicht Großgutswirthschaften, und aus dem im Massenbetrieb verwandten Sklaven ist allmählich ein selbständig auf ausgethaner Parzelle wirthschaftender Pächter geworden.[1] Selbst-

[1] Ed. Meyer, Die Sklaverei im Alterthum (1898) S. 47 ff.

verständlich hatten diese, von den härtesten Banden der Sklavenschaft befreiten Kleinpächter häufig kein sehnlicheres Verlangen, als die volle Freiheit zu erlangen und insbesondere freizügig zu werden. Und in der That scheinen in den ersten Jahrhunderten der Kaiserzeit so große Rechte häufig zugestanden worden zu sein, dann aber macht sich auf diesem Gebiet der Sozial- und Wirthschaftspolitik eine reaktionäre Wandlung geltend und man beginnt die Pächter zu Erbpächtern zu machen und sie so privatrechtlich, bald auch öffentlich-rechtlich an die Scholle zu fesseln. Dieser Neuerung kommt auf Seiten der Pächter das Begehren, zu dauerndem Besitz ihres Hofes und Ackers zu gelangen, entgegen, auf Seiten der Herren die scharf kapitalistische Ausnutzung der neuen Betriebsform durch die Generalentrepreneure, die als Conductoren von den Herren eingesetzt, deren Interesse als Zwischenunternehmer besonders eifrig wahrnehmen. Die Verhältnisse der kaiserlichen Domänen scheinen oft das Muster abgegeben zu haben; um so erklärlicher, daß auch die Staatsgesetzgebung bereit war, den Prozeß zu unterstützen. Im dritten Jahrhundert beherrscht der Rechtsgrundsatz, daß der Kolone, so heißt dieser an die Scholle gefesselte Erbpächter, keine Freizügigkeit hat, schon die Praxis, und im vierten Jahrhundert wird dieser Zustand gesetzlich; die Kolonen sind nunmehr halbfreie Hörige und sind nicht nur durch vielfache private, sondern auch öffentliche Rechte und Hoheiten ihrer Herren beschränkt.[1])

Der Gegensatz zwischen dieser späten Periode der Kaiserzeit und ihren Anfängen ist erstaunlich. In den ersten Jahrhunderten hatte sich die Lage des Sklavenstandes etwas gehoben durch die Erleichterung der Freilassung, durch Ertheilung eines besseren Privatrechts, durch die soziale Rezipierung schon der Söhne von Freigelassenen. Und sicherlich mögen auch die Anfänge der Kolonatsbildung sich durchaus als

1) Schulten, Die römischen Grundherrschaften (1896) S. 93 f., 95 ff.

Milderungen vorhandener gesellschaftlicher und wirthschaftlicher Härten geltend gemacht haben, insofern sie die Greuel der Ergasterien und andere Auswüchse der Latifundiensklaverei allmählich beseitigten und ihnen alle Voraussetzungen entzogen. Oft ist vielleicht auch der Uebergang vom Sklavenstand zur Hörigkeit ohne alle Zwischenstadien erfolgt und mußte dann als große Erleichterung empfunden werden. Aber im übrigen war auch hier der Grundzug der kaiserlichen Politik ein künstlich-mittelalterlicher: an die Stelle der Sklavenmasse, aus der sich die tüchtigen Einzelnen nicht allzu schwer erheben konnten, wurde nun eine allgemeine Halbfreiheit gesetzt, aus der es kein Entrinnen mehr gab.

Man wird über diese Verhältnisse, die häufig Ergebnisse nicht allein der sozialen Entwicklung, sondern auch bewußter Sozialpolitik gewesen zu sein scheinen, nicht ohne Weiteres als Reaktion und Vielregiererei einseitig aburtheilen dürfen. Vielleicht war der von oben her auferlegte Zwang in dieser erschlafften und kraftlosen Gesellschaft noch das einzige Compelle, das die Wahrnehmung der nothwendigsten Funktionen der Volkswirthschaft sicherstellen konnte. Aber, wie immer man diese Zustände auch deuten mag, eines beweisen sie sicher: den Niedergang der physischen und moralischen Volkskraft. Und bei diesem Resultat münden denn auch alle Betrachtungen aus, die über die politische, die materielle und die Klassenentwicklung dieses Zeitalters überhaupt anzustellen sind.

3. Recht und Sitte.

Wie sich von selbst versteht, spiegelt auch die Geschichte des Rechtes die beiden wichtigsten Tendenzen der sozialen Entwicklung des Zeitalters wieder. Zunächst und am stärksten kommt in ihr der Drang des Einzelnen nach größerer Selbständigkeit und Bewegungsfreiheit zum Ausdruck, der das Zeitalter in den ersten Jahrhunderten ganz uneingeschränkt

und später doch noch als mächtige Unterströmung beherrscht. Am sichtbarsten, wie von vornherein zu vermuthen ist, im Personen-, Familien- und Erbrecht: so hat vor allem den Sklaven erst die Kaiserzeit die ersten grundsätzlichen Milderungen ihrer übel bedrückten Stellung gebracht. Der humane Sinn dieser Epoche und in Sonderheit einiger milder Kaiser, wie der Claudier und des Pius, hat wenigstens die schlimmsten Auswüchse der Sklaverei beseitigt. Die Sklaven wurden nunmehr gegen Grausamkeit, Unkeuschheit und zwecklose Gewaltthätigkeit von Seiten ihrer Herren in Schutz genommen. Die grundlose Tödtung eines Sklaven durch seinen Herrn wurde unter Strafe gestellt, und Mißhandlungen des Sklaven sollten den Richter ermächtigen, den Herrn zum Verkauf des Sklaven zu zwingen. Wie wenig aber solche Gesinnungen selbst dieser späten Zeit in Fleisch und Blut übergegangen waren, geht daraus hervor, daß schon Kaiser Konstantin in Hinsicht auf diese Vorschriften anordnete, man solle den Herrn gelinde behandeln, dem bei Bestrafung seines Sklaven das Unglück zustoße, ihn zu töten. Und wenn man auch sonst dem Sklaven die eine oder andere Erleichterung in Bezug auf seine Rechtsfähigkeit gewährte, allzu groß waren diese Gesetzeswohlthaten nicht, sie haben an dem bestehenden Zustande nichts geändert. Eine irgend erhebliche Entwicklung des Sklavenrechts zeigt sich sonst nur im Punkte der Freilassung, d. h. in den Vorschriften, die den Modus der Emanzipation einzelner Sklaven festsetzten und die von den älteren spröden Formen allmählich zu lockeren, freieren gediehen sind.

Aber auch die Starrheit des älteren Familienrechts wurde in diesem Zeitalter zu Gunsten des Individuums einigermaßen gelindert. Das primitive strenge Recht, das dem Familienvater das Recht über Leben und Tod seiner Kinder gab, war wohl schon längst obsolet geworden. Doch ist erst in der Kaiserzeit ausdrücklich festgesetzt worden, daß das Familienhaupt zu jeder Strafe, die das Maß einer Züch-

30*

tigung überschritt, obrigkeitlicher Mitwirkung bedürfe; zuletzt wurde ihm das Strafrecht gänzlich entzogen. Dem Prinzip nach gab auch noch das System der spätesten Kaiserzeit dem Haupt der Familie über deren Glieder eine Macht, die ganz außerordentlich ist und die sich namentlich den erwachsenen und mündigen Haussöhnen gegenüber als eine starke Minderung ihrer bürgerlichen Rechte darstellt. Der filius familias konnte wohl alle öffentlichen Bürgereigenschaften erlangen, er konnte eine Ehe schließen und insofern selbst Familienvater werden, er war auch sonst in allen Stücken des Privatrechts rechtsfähig, aber er hatte kein Eigenthum. Wie der Sklave dem Herrn, so erwarb er alles, was er erwarb, dem Vater, und diese Unfähigkeit, Eigenthümer zu sein, zog eine ganze Anzahl geringerer Rechtsbeschränkungen nach sich. Indessen mag die Praxis schon früh in dieser Epoche in dieses System eine starke Bresche gelegt haben; ausdrücklich und der Form nach ist es erst in der späten Kaiserzeit geschehen, indem man dem Haussohn für alles im Staatsdienst bezogene Einkommen, wie viel früher schon für das von Soldaten im Felddienst Erworbene ein Privilegium ertheilte, das ihn von dieser Fessel der väterlichen Vermögensgewalt frei machte. Aber man sieht sogleich, daß diese eine Ausnahme noch nicht allzugroße Wirkung that und in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle das alte Prinzip gänzlich unerschüttert ließ. Und auch die zweite Abweichung, die man sich gestattete, die Vorschrift, daß die Erbschaft der verstorbenen Mutter dem Kinde als Eigenthum zufallen, dem Vater aber zum Nießbrauch überlassen blieb — eine Regel, deren Geltungsbereich man später noch hie und da erweitert hat, ist keine sehr wesentliche. Immerhin bleibt in beiden Fällen die alte unbedingte Herrschaft der privilegierten Einzelnen, d. h. der Familienväter, eingeschränkt zu Gunsten der bisher benachtheiligten Einzelnen, d. h. der Haussöhne.

Daß ferner auch das Eherecht von der allgemeinen Bewegung nicht unberührt blieb, ist nicht verwunderlich. Auch

hier kam man, wie man schon zu den Zeiten der Republik begonnen hatte, dem Individuum und seinem Unabhängigkeitsdrange zu Hülfe. In der späteren Kaiserzeit wurde Rechtens, daß eine Ehe schon durch beiderseitige Zustimmung ohne alle weiteren Formalitäten getrennt werden konnte. Nebenher wurde sie durch bestimmte Umstände — längere Gefangenschaft oder Keuschheitsgelübde eines Theiles — schlicht gelöst, und bei bestimmten Verbrechen des einen Gatten konnte sie in der Form der Verstoßung von dem andern einseitig ausgesprochen werden. Und in all diesen Bestimmungen hat man niemals zwischen Mann und Frau einen Unterschied gemacht. Man hat aber auch kein Bedenken getragen, aus diesem personenrechtlichen Grundsatze die entsprechenden vermögensrechtlichen Konsequenzen zu ziehen — was bei dem ausgeprägten Eigenthumssinn der Römer noch fast mehr ins Gewicht fällt. Schon in den Zeiten der Republik war die Mitgift als im Scheidungsfalle restituierbar angesehen worden. Man nahm deshalb an, daß die dos wohl in das Eigenthum des Mannes übergehe, aber man behielt trotzdem ein Eventualrecht der Frau an ihr bei. Das Kaiserrecht nun kennt sogar eine besondere Klage auf Rückgabe der Mitgift nach Beendigung der Ehe, sei es durch Scheidung oder durch den Tod. Ja, das Recht hat in der späten Zeit noch Vorsorge für den Fall getroffen, daß der Ehemann ein besonderes Frauengut für seine Gattin bestellte; es schuf besondere Garantieen dafür, daß diese Gegenmitgift, wie man sie nannte, die während des Bestandes der Ehe in Genuß und Verwaltung des Ehemannes blieb, nach seinem Tode der Frau zufiel.

Endlich hat auch die Entwicklung des Erbrechts ihr Ziel, die Zerstörung des alten Agnaten- und die Durchsetzung des neuen natürlichen Verwandtschaftsbegriffes, zwar nicht erreicht, aber sie muß sich doch in dieser Richtung vorwärts bewegt haben. Wenigstens hat nicht allzu lange nach dem Abschluß dieser Periode Justinian durch zwei seiner Novellen

die bis dahin noch geltende Privilegierung der agnatischen Erben aufgehoben und alle natürlichen Verwandten ohne Ausnahme nach der Reihenfolge Deszendenten, Aszendenten, Geschwister und Geschwisterkinder, Halbgeschwister und Seitenverwandte geordnet, und es ist anzunehmen, daß die Praxis der Rechtsprechung schon längere Zeit nach diesem Abschluß hingedrängt hat.

Alle diese Wandlungen des sozialen Rechts tragen einen bestimmten, immer wiederkehrenden Charakterzug: das Individuum siegt über die Persönlichkeit, der schwache über den starken Einzelnen. Man wird von ihnen durchaus nicht als Siegen des Individualismus schlechthin reden dürfen, denn es war nicht der Genossenschaftsgedanke, der hier zurückgedrängt wurde, sondern vielmehr die Gewalt der privilegierten Einzelnen, der Hausherren und Familienhäupter, die zuvor als fast unumschränkte Herrscher innerhalb des ihnen vom Staat überlassenen Bereichs der Familie geboten hatten. Jetzt aber nahm sich das Recht der bisher Zurückgesetzten, d. h. also der Vielen, der bisher schwachen Einzelnen an: es giebt kein schlagenderes Beispiel für die Nothwendigkeit, auch im Gebiete der Rechtsgeschichte zwischen starkem und schwachem Persönlichkeitsdrang, zwischen intensivem und extensivem Individualismus zu unterscheiden.

Der Natur der Sache nach hat die Entwicklung des Wirthschafts-, d. h. des Sachen- und Obligationenrechts, die im übrigen durchaus nicht stille stand, deren formalem Fortschritt vielmehr die immer wissenschaftlichere Handhabung der Rechtsprechung aufs mannigfachste zu Gute kam, einen bei weitem nicht so ausgeprägten sozialgeschichtlichen Charakter. Die materiellen Wandlungen, die sich auf diesem Gebiete vollzogen, entsprangen vor allem dem gesteigerten Bedürfniß nach Verkehrserleichterung und dienten insofern dem wirthschaftlichen Individualismus. Aber es bleibt schwer zu entscheiden, inwieweit sie nur dem ökonomisch Starken und inwie-

weit sie jedem Einzelnen, auch dem ökonomisch Schwachen nützten.

Doch wie es sich damit auch im Einzelnen verhalten haben mag, immer stellte sich das Recht doch in den Dienst des Individuums. Um so stärker springt ins Auge, daß auch die künstlich-genossenschaftliche Strömung, die sich in der Zeit nach Diocletian der staatlichen Sozialpolitik bemächtigte, die Rechtsbildung beeinflußt hat. Selbst einzelne von den Aenderungen des Sozialrechts, von denen schon die Rede war, erwecken die Vermuthung, daß in ihnen schon solche ganz entgegengesetzte Tendenzen wirksam geworden sind.

So könnte man vermuthen, daß die Reaktion, die seit Konstantin in der Entwicklung des Sklavenrechts zu Ungunsten dieser Parias des römischen Rechtsstaats eintritt, durch die allgemeine Richtung der Gesetzgebung auf Erblichmachung der Berufe hervorgerufen worden ist. Und vielleicht hat aus demselben Grunde auch die Emanzipation der Haussöhne von der väterlichen Gewalt so früh Halt gemacht: denn nach der sonstigen sozialen Signatur der Zeit hätte sie wohl weiter fortschreiten müssen.

Doch man ist nicht auf diese Deutungen und Vermuthungen angewiesen, wenn man in der Geschichte des Rechts nach Zeugnissen für die neue Gesellschaftsströmung sucht: alle die neuen korporativen Institutionen haben hier in vollem Maße ihren Ausdruck gefunden. Denn da sie im Wesentlichen ein Erzeugniß staatlicher Sozialpolitik waren, ist in den Gesetzen und Verordnungen der Kaiser oft genug von ihnen die Rede gewesen. Die Haftpflicht der Dekurionen, die Vererblichung und Umschränkung der Berufe und die neuen Formen genossenschaftlichen Zusammenhalts sind im Wesentlichen auf legislativem Wege geschaffen oder doch gefördert worden. Und ebenso bereitwillig ist die Gesetzgebung dem wichtigsten Prozeß dieser Art, der Schollenfessellung des neuen Klein-Erbpächter- und Hörigenstandes gefolgt, es hat die Begründung des Kolonats, wenn nicht herbeigeführt, so

doch durch rechtliche Formulierung erleichtert und beschleunigt.[1])

Trotzdem überwiegt unzweifelhaft im Gesammtbilde der Rechtsentwicklung die starke Tendenz einer Loslösung und Verselbständigung des Einzelnen. Und sie ist denn auch lediglich in der Geschichte des privaten, des Familienlebens als herrschend nachzuweisen. Und sie hat hier einen Einfluß ausgeübt, der hier oft zum offenbaren Verderben ausgeschlagen ist. Es scheint im Laufe dieser Epoche wenigstens in den höheren Schichten der Gesellschaft geradezu zu einer Zersetzung des engsten, aber auch elementarsten und in gewissem Betracht wichtigsten sozialen Verbandes, der Familie gekommen zu sein. Und ganz ähnlich wie die analogen Erscheinungen der spätgriechischen Kulturgeschichte hat man auch die Sitten des kaiserlichen Rom für die Grundursache aller übrigen Symptome des politischen und sozialen Verfalls angesehen.

Man ist gewohnt, die Geschichte des Familienlebens und der Sitten als den Theil einer Volksentwicklung anzusehen, der für derartige abnorme Erscheinungen auf allen übrigen Gebieten vornehmlich verantwortlich zu machen ist. Ob mit Recht, ist mehr als fraglich, denn es scheint zuletzt richtiger, sie ganz ebenso als Symptom und Erzeugniß einer allgemeinen Volkskrankheit anzusehen, wie den Verfall von Staat, Gesell-

---

1) Diese allzu kurzen Notizen zur Rechtsentwicklung gründen sich im Wesentlichen auf Puchtas Institutionen, zu denen hier und da Girards Manuel élémentaire de droit Romain ([2]1898) als Ergänzung herbeigezogen ist. Für die Benutzung zu historischen Zwecken ist nur hier, wie in fast allen Werken zur römischen Rechtsgeschichte, die systematische Form sehr hinderlich. Es wäre außerordentlich erfreulich, wenn die chronologische Theilung, ohne die die Resultate dieser Forschung sich in geschichtliche Darstellungen nur theilweise einfügen lassen, einmal zur Herrschaft gelangte. Eine ebenso nothwendige weiter gehende Berücksichtigung der sonstigen kulturgeschichtlichen Voraussetzungen der Rechtsentwicklung würde sich dann vermuthlich von selbst als unumgänglich erweisen.

schaft und Volkswirthschaft. Es ist nicht anders, auch diesem starken Herrenvolk war wie den Griechen nach seiner Jugend und Mannesblüthe ein müdes Alter und langsames Absterben beschieden, und für diesen schlimmen Ausgang hat es auf keinem Gebiet seiner Lebensthätigkeit an Zeichen und Zeugnissen gefehlt. Kein Zweifel, daß alle unter einander sich noch wieder beeinflußt und gefördert haben, wie gleichzeitige Krankheiten an einem durchseuchten Leibe sich noch gegenseitig in die Hand arbeiten, aber es ist prekär eine einzige Symptomenreihe als die Ursache und Basis aller anderen anzusehen. Sicherlich frißt ein Erschlaffen der sexuellen Moral mehr am Marke eines Volkskörpers als jede andere Verfallserscheinung, aber man wird es nimmermehr als die Wurzel des gesammten Prozesses ansehen dürfen.

Der höchsten Aufmerksamkeit werth ist dieser Theil der Sozialgeschichte trotzdem und da ist merkwürdig festzustellen, daß ganz ähnlich wie im späten Griechenland eine Lockerung der Sitten eingetreten war, die dem Zeitalter selbst aufs stärkste zum Bewußtsein gekommen ist. Die Gesetze der ersten Kaiserzeit über die staatliche Beförderung kinderreicher und die entsprechende Hintansetzung kinderloser Familienväter lassen sehr deutlich erkennen, daß die Auflockerung des Familienverbandes schon damals so weit vorgedrungen war, daß der Staat selbst volkswirtschaftliche und soziale Schädigungen befürchtete und ihnen auf diese, freilich weder einwandfreie, noch auch wohl erfolgreiche Weise entgegenzutreten suchte. Man wird weder dem etwas phrasenreichen Tugendrhetor Tacitus, noch dem Schelm Juvenal Alles zu glauben brauchen, was sie über die Ausschweifungen ihrer Zeitgenossen berichten. Namentlich Juvenal ist eine sehr zweifelhafte Autorität; denn erstlich sind alle die Sittenprediger verdächtig, die mit so großem Behagen, wie er es thut, in dem von ihnen so hart getadelten moralischen Schmutze wühlen, und zum zweiten tritt seines Herzens wahre Meinung da sehr unverhüllt hervor, wo er von den stolzen, edlen Römerinnen alten Schlages redet. Er schilt auf sie

fast ebenso boshaft[1]) wie auf die geschmähten Weltdamen und hält es für ein großes Unglück, eine Cornelia heimzuführen.

Immerhin bleibt noch genug übrig; daß seit Hadrian sich die vornehmen Römerinnen meist nackt in ganzer Figur porträtieren ließen, ist einer der bezeichnendsten Charakterzüge[2]) und doch offenbar ein Symptom roher Schamlosigkeit. Mit einer unerhörten Verfeinerung der geselligen Gewohnheiten, mit einer völligen Hellenisierung der philosophischen Anschauungen und der ästhetischen Ideale, der Sitten und Gebräuche, und zuletzt selbst der Umgangssprache[3]) geht eine steigende Ueppigkeit der Lebensgewohnheiten Hand in Hand, die sehr bald jedes gesunde Maß überschritten hat.

Die kaiserliche Politik trat auch dieser Entwicklung durch allerlei retardierende und retrograde Gesetze entgegen: Augustus hat seine Ehegesetze, Tiberius noch viel fruchtlosere Luxusverbote erlassen. Aber man hat hier wie überall sonst den Eindruck, als habe die künstliche Belebung mittelalterlich-korporativer Gesinnungen nicht den mindesten Einfluß auf die Entwicklung gehabt. Und schwerlich wird man mit Tacitus in diesen Dingen die eigentliche Ursache des Verfalls sehen. Sie waren vielmehr nur Manifestationen der einen einzigen Wurzelkrankheit, der Abnahme der Volkskraft. Eine starke Nation kann vielerlei Ausschweifungen begehen, kann viel ausgelassene Sinnlichkeit austoben lassen und prunkvolle Feste feiern; ja wer will sagen, ob nicht die Lockerung und selbst die Auflösung des Familienbandes auf einer hohen

1) Juvenal Sat. VI, V. 167—169.
Malo Venusinam, quam te, Cornelia, mater
Gracchorum, si cum magnis virtutibus affers
Grande supercilium et numeras in dote triumphos.

2) Zimmermann, Kunstgeschichte des Alterthums und des Mittelalters (1897) S. 313.

3) Friedländer, Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms in der Zeit von Augustus bis zum Ausgang der Antonine I ([6]1888) S. 33ff., 263, III ([6]1890) S. 239ff., Voigt, Privataltertümer und Kulturgeschichte (Handb. d. klass. Alterthumswiss. IV 2 [1887] S. 888ff.).

Stufe allgemeiner Sittlichkeit — einer höheren, als wir Heutigen z. B. sie erreicht haben — möglich ist, ohne daß dabei die Gesundheit der Völker an Leib oder Seele Schaden zu leiden braucht. Die langen Litaneien, mit denen man die Geschlechtssünden des späten Roms für allen übrigen Verfall verantwortlich zu machen bemüht ist, sind ungefähr ebenso passend wie die gegen die Demokratie als die Zerstörerin Athens. Frohe Sinnlichkeit kann sich ausleben, auch ohne Schaden anzurichten, ganz ebenso wie eine ganz radikale Volksherrschaft das Höchste im Staate leisten kann — beide müssen nur so beschaffen sein, daß sie zu dauern vermögen. Aber wie Athen nicht dahinsank, weil es demokratisch regiert war, sondern weil seine Volkskraft und mit ihr freilich auch seine Demokratie nicht mehr gesund war, so ist auch Rom nicht verfallen, weil es allzu sinnlich geworden war, sondern weil seine alte virtus und mit ihr allerdings auch seine Sinnlichkeit erkrankt war. Denn in der That auch an den Formen die das Geschlechtsleben annahm, konnte man diese Erkrankung wahrnehmen. So hirnverbrannte Schlemmerei, so wahnsinnige Verschwendung und schließlich auch so maßlose Ausschweifungen kann ein Volk oder auch nur eine herrschende Klasse nicht aushalten. Alle Lust und Freude des Lebens ist nicht an sich verwerflich, wie uns eine düstere Weltanschauung vergeblich klar zu machen sucht, wohl aber ihre Uebertreibung. Der Gesunde kann und soll sich ihnen ohne thörichte Rücksicht hingeben, aber sobald er sie über sich Herr werden läßt, sobald sie ihm nicht mehr einige wohlumgrenzte Feierstunden, sondern den Inhalt des Lebens ausmachen, ist er verloren. Das Schicksal der Römer aber predigt nichts Anderes, als daß diese sehr alte, sehr nüchterne und fast banale Weisheit die Völker ebensowohl wie den Einzelnen angeht.

Es mag voreingenommen erscheinen, die gesammte Geschichte der Kaiserzeit als die eines sinkenden, zuletzt fallenden Reiches zu schildern; man muß immer wieder daran erinnern, daß die zivilisierte Menschheit Europas niemals,

weder vorher, noch nachher eine so lange Periode friedlichen Zustandes, hoher gesellschaftlicher und geistiger Kultur, materieller Blüthe durchlebt hat. Aber freilich, die Verfallserscheinungen melden sich zu früh und wachsen vom dritten Jahrhundert ab in zu beängstigendem Maße, als daß die Historie umhin könnte, von ihnen Akt zu nehmen und von Anbeginn an den nagenden Wurm hinter der glänzenden Oberfläche zu erinnern.

Und ein Blick auf die Entwicklung des geistigen Schaffens in diesem Volke wird nur zu rasch darüber belehren, wie völlig sich auch dort diese trübe Gesammtanschauung bestätigt.

Zweiter Abschnitt.

Geistige Kultur.

1. Wissenschaft.

Auch in den Zeiten der ausgehenden Republik und des Kaiserthums, namentlich in den Anfängen der Epoche, gehen in der Geschichte der römischen Kultur zwei Strömungen neben einander her, die zwar nicht scharf von einander abzugrenzen, wohl aber im Allgemeinen zu unterscheiden sind: eine autochthone und eine fremde, griechische. Gewiß, auch die römische ist nicht ganz unabhängig, sie wäre nicht zu denken ohne die Berührung der Römer mit hellenischer Kultur, aber sie ist doch entweder unbewußt oder absichtlich selbstständiger.

Charakteristisch für römische Art ist, daß am ehesten noch ihre Wissenschaft sich der völligen Unterjochung durch das fremde Vorbild erwehrt hat. In stolzer Unabhängigkeit steht vor allem ihre Rechtsgelehrsamkeit da. Einem ihrer ersten Vertreter, Servius Sulpicius, dem Freunde Ciceros, wird zwar nachgerühmt, daß er die ganze, d. h. doch fast völlig griechische Bildung seiner Zeit habe auf sich wirken lassen. Aber wenn irgend eine Forschung überhaupt im Geiste des römischen Volkes wurzelte, so war es die theoretische Entwicklung des römischen Rechts, die bis dahin überdies fast allein durch die Praxis geleitet worden war. Und mag auch die immer stärker sich geltend machende Neigung zur Systematik aus der wachsenden Bekanntschaft mit der griechischen Dialektik viel Nahrung gezogen haben, mögen auch die Juristen des kaiserlichen Roms, die sich bald in

zwei Schulen spalteten, sich gern den hellenischen Philosophen verglichen haben, so ist doch auch dieser Trieb zu begrifflicher Ordnung der römischen Jurisprudenz von Anbeginn eingeboren gewesen.

Und gerade wie er sich entwickelt hat, ist für die geistesgeschichtliche Würdigung dieser halb praktischen Wissenschaft von der wesentlichsten Bedeutung. Von Labeo sagt sein Biograph, der erste Kenner vorjustinianischer Rechtsbildung, daß seine Dialektik sich mehr auf die einzelnen Rechtsinstitute als auf das gesammte System gewandt habe.[1]) Wohl hat er dem kasuistischen Tasten früherer Juristengenerationen ein Ende gemacht durch seine Kunst zu distinguieren, das Zusammengehörige zu vereinigen und das Verschiedene zu trennen, durch seine Neigung zum Definieren, und sein Scharfsinn mag sich an griechischer Logik oder ihren lateinischen Ableitungen geschult haben. Aber immer blieb er, wie schon die früheren im Amte produktiven Juristen, vor allem darauf bedacht, seine zergliedernde begriffliche Thätigkeit in den Dienst der Praxis und der Anwendung des Rechts auf das Leben zu stellen.

Dies aber ist dann überhaupt die Richtung der großen römischen Rechtsgelehrten geblieben: sie war immer eine im Einzelnen sehr komplizierte, im Ganzen leicht zu analysierende Mischung von begrifflich ordnender und praktisch-empirischer Thätigkeit. Sie haben die wirkliche Systematik im Sinne der modernen Juristen nie gefunden, aber sie hatten, um mit Bruns[2]) zu reden, die schöpferische Kunst des Rechts, der die erklärende Theorie erst nachfolgt. Sie haben, soweit es ihnen die Praxis der Republik nicht schon vorweggenommen hatte, alle grundlegenden Einzelbegriffe gefunden; aber sie hatten keine Neigung dazu, sich von dem Boden ihrer Lebenserfahrung loszureißen und kühne Begriffsgebäude aufzurichten.

1) Pernice, Marcus Antistius Labeo I (1873) S. 23.

2) Geschichte und Quellen des Römischen Rechts (Holtzendorff, Encyklopädie der Rechtswissenschaft I [[5]1890] S. 147).

Und so lösen sie nun wohl die schwierigere Aufgabe, dem Begriff im Recht überhaupt zur Herrschaft zu verhelfen, aber die weitere, leichtere, nun auch die so gefundenen Begriffe in größere Gruppen zu vertheilen, noch höhere Kategorien aufzufinden, ließen sie auf sich beruhen. Die logische Formulierung der einzelnen Rechtsinstitute und Rechtsbegriffe bedurften sie für ihre praktischen Zwecke und darum ließen sie sich an ihr genug sein. Denn eine Jurisprudenz im Sinne konstruktiver Theorie war schwerlich ihr Ziel.

Die Blüthezeit dieser großen Rechtswissenschaft, der produktivsten, die es je gegeben hat, hat geraume Zeit gedauert. Die beiden Schulen der Prokulianer und Sabinianer, die ihren Ursprung von Labeo und seinem Gegner Capito herleiteten, liegen das erste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hindurch mit einander in höchst fruchtbarem Streit. In den glücklichen Zeiten des zweiten Jahrhunderts haben Celsus und Julianus, bis weit in das dritte hinein Papinian, Ulpian und Paulus die schöpferische Arbeit der älteren Meister fortgesetzt. Von ungefähr 250 ab aber tritt ein kläglicher Verfall ein, der in der nachdiocletianischen Epoche zu einem immer hülfloseren, immer deskriptiveren Sammelstadium führt. Ueber die Jurisprudenz bricht ein alexandrinisches Zeitalter herein, in dem man nur noch zusammenstellen, edieren und kommentieren kann.

Offenbaren also die Anfänge der Rechtswissenschaft in dieser Epoche eine starke, wenn auch gewiß empirisch begrenzte Kraft, so gelangt man zuletzt zu einer gänzlich unfruchtbaren, rein beschreibenden, rein rezeptiven Thätigkeit. Und ganz ähnlich ist doch im Grunde die Entwicklung, die die andere Disziplin genommen hat, in der sich römische Forschung einigermaßen selbständig, wenn auch nicht so unabhängig wie in der Jurisprudenz, ausgezeichnet hat, die Geschichtsschreibung. Am römischsten war sie gewiß zu Anfang dieses Zeitalters, unter Caesars Griffel. Sein Memoirenwerk athmet so viel vom Geist des römischen Volkes, von seiner Nüchternheit,

seiner Sachlichkeit, seiner Thatkraft, daß es als ein Muster unbewußt-objektiver Wiederspiegelung der Gesinnung seines Autors und seiner Nation gelten kann. Seine knappen, kurzen, nicht eben farbenreichen Sätze tönen wie Kommandoworte und Gefechtsrapporte. Aber schon als Erinnerungen sind sie aus dem eigentlichen Nexus wissenschaftlicher Darstellung herausgehoben; sie sind rein beschreibender Natur und wollen nichts Anderes sein. Und auch künstlerische Wirkung war hier nur im Sinne objektiv-realistischer, d. h. ebenfalls beschreibender Kunst beabsichtigt.

Des Cornelius Nepos Biographieen, die nach Caesars Tode um 36 und 32 erschienen, bescheiden sich, ohne solche Gründe für sich anführen zu können, noch viel mehr. Wohl greift er ins Ausland über und mißt die Gelehrten und Dichter mit gleichem Maße wie die Könige und Feldherren, aber er hat nicht viel mehr als Konversationslexikon-Artikel und Anekdotensammlungen zu Stande gebracht.

Eine wahrhaft ehrgeizige Geschichtschreibung datiert bei den Römern erst von Sallust her, aber bei ihm setzt auch schon der stärkste Einfluß griechischer Vorbilder ein. Er hat offenbar Thukydides in mehr als einem Betracht als Muster benutzt. Er liebt es, Reden einzuschieben, und auch des Thukydides nicht wenig stilisierte Sprache muß auf seine in jedem Sinne gesuchte Ausdrucksweise eingewirkt haben. Doch ist sein Stil, mag er auch übertrieben sein und in Manier verfallen, ebenso wie die lebhafte Koloristik der persönlichen und sachlichen Schilderung, ein Ergebniß hohen künstlerischen Ehrgeizes. Und so sind denn Sallusts Bücher, obwohl sie als Beschreibungen junger und jüngster Vergangenheit wissenschaftlich nicht im mindesten Neues wagen, obwohl auch sie durchaus beschreibend verfahren, in ihrer Form voller Absicht und Subjektivität.

Livius, der bald nach Sallusts Tode — um 27 vor Beginn unserer Zeitrechnung — zu schreiben begann, bedeutet seinem Vorgänger gegenüber eine Rückkehr zur reinen

Berichterstattung. So schlicht wie er sein Werk betitelt — Bücher von Gründung der Stadt ab —, so schlicht erzählt er auch nach den Quellen, die er gerade vorfand. Es scheint, daß man die Sorgfalt seiner Kritik und seiner Quellenwahl nicht mit der des Thukydides auf eine Stufe stellen darf. Wie hätte er ihn also gar an Systematik übertreffen sollen! Er hatte einen Stoff in Händen, der zur Disposition der Materien, zur Zusammenfassung des sachlich und zeitlich Zusammengehörigen über den reinen Synchronismus hinaus in jedem Betracht Anregung und Gelegenheit gab. Er erzählte nicht, wie Thukydides und Sallust gethan, nur wenig Jahrzehnte neuester Geschichte, sondern er stellte eine Geschichte dar, die drei Viertel eines Jahrtausend umspannte. Und doch ist er nicht um einen Schritt weiter vorgedrungen. Seine Stadtchronik ist die großartigste, die man sich denken kann ihres Gegenstandes wegen, und sie zeichnet sich durch die anmuthige Einfachheit ihrer Erzählung aus, aber zu irgend Weiterem hat ihr Verfasser nicht den kleinsten Anlauf genommen. Er hat Polybius aufs fleißigste abgeschrieben, aber den letzten Rest aristotelischer Methode, den der achäische Historiker noch festgehalten hatte, wird Livius nie bemerkt haben. Die deskriptive Historie hatte wieder völlig gesiegt; die großartige Verfassungsgeschichte seines Staates hat Livius wohl niemals als einen Gegenstand einheitlicher Betrachtung angesehen — so wenig wie die Gesammtheit seines Stoffes. Denn die scheinbar mehr verheißenden Worte der Einleitung waren schwerlich auch nur als Programm gemeint.

Gelangt man von Livius zu Tacitus, so hat man den Eindruck eines Wanderers, der aus einem anmuthigen, aber wenig charakteristischen Hügelland plötzlich in ein Hochgebirge geräth, das voll von den bizarrsten, aber auch großartigsten Abgründen und Gipfeln ist. Und um es sogleich mit einem Worte zu sagen, nicht nur aus der Entwicklung der Geschichtsschreibung, sondern aus der wissenschaftlichen und künstlerischen Produktion der Römer überhaupt ragt Tacitus so

weit heraus, daß er sich in der Ferne gesehen zuletzt wie der einzige sehr große Repräsentant geistigen Schaffens in diesem Volk der That ausnimmt.

Als Historiker ist er in einem Stücke zwar nicht im mindesten von der bisherigen Forschungsweise abgewichen: für seine Annalen ist dieser Titel nicht umsonst gewählt, er hat wirklich Jahrbücher schreiben wollen. Ihm ist nirgends in den Sinn gekommen, den Institutionen ein besonderes Augenmerk zu schenken. Er hat, wo es ihm darauf ankam, zu ethnographischen Zwecken — wie wir heute sagen würden — zu schreiben, wie in der Germania, eine umfassende Zustandsschilderung entworfen, aber für eine Aufgabe des Historikers hat er die eingehende Beachtung oder gar systematische Verfolgung etwa der Verfassungs- oder der Rechtsänderungen offenbar nicht gehalten. Da sein Interesse sich auch durchaus auf die jüngste Vergangenheit konzentrierte und da er deshalb nur ganz wenige Jahrzehnte darstellen wollte, konnte sein Augenmerk auch darauf sich kaum richten. Auch die Geschichte eines fremden Kulturvolkes rückblickend einzufügen und im Ganzen zu umspannen, wie es Polybius gethan hatte, war keinerlei Veranlassung.

Selbst ohne diese Hindernisse wäre Tacitus am allerwenigsten der Mann gewesen, geschichtlichen Stoff mit systematischen, mit aristotelischen Augen zu betrachten. Denn er war so von Grund aus Menschenschilderer, daß er schwerlich sich dazu verstanden haben würde, die Persönlichkeiten einer reichen Geschichte in die Kategorieen einer Darstellung des Wachsthums einzelner Institutionen einzuordnen. Indessen — und darauf kommt Alles an — auch auf diesem Wege ist er weit über die überkommene Art einer beschreibenden Geschichtsforschung hinausgekommen, auch auf diesem Wege hat er Triumphe einer begrifflich ordnenden, mehr noch einer rein konstruktiven Historie davongetragen.

Tacitus ist der erste Psychologe unter allen Geschichtsschreibern, ja man wird sagen dürfen, er war der erste prak-

tische Psychologe unter den Gelehrten überhaupt. Gewiß, es waren schon große Seelengemälde geschaffen worden — man wird an Euripides eher noch als an Sophokles und Aeschylus denken müssen —, aber es waren Künstler gewesen, die den Pinsel geführt hatten, niemals aber noch Forscher, nicht Philosophen, nicht Historiker; Tacitus aber hat das historische Porträt geschaffen, und es kann kein Zweifel sein, daß dies nicht nur eine ästhetische, sondern mehr noch eine wissenschaftliche Errungenschaft war. Ein Charakterbild wie sein Tiberius erhebt sich über den Livianischen Chronikstil methodisch ebenso weit, als es etwa eine im Sinne des Polybius geschriebene Verfassungsgeschichte gethan haben würde. Denn die Gedankenprozesse, die zur einheitlichen Auffassung einer Herrscherpersönlichkeit, einer mehr als zwei Jahrzehnte umfassenden Regierung führen, sind logisch nicht so sehr weit von denen entfernt, die dazu leiten, in einer ebenso langen Zeitspanne das Wachsthum etwa einer Verfassung zu verfolgen — vorausgesetzt freilich, daß jene Individualhistorie nicht nur die Totalität des Zeitraums, sondern auch die Veränderungen ins Auge faßt, die während seines Verlaufes eintreten. Denn so allein verfährt sie entwickelnd. Sicherlich ist durch ein in diesem Sinne aufgefaßtes Porträt oder besser eine solche Porträtreihe von einem Menschen in seinen verschiedenen Stadien bei weitem noch nicht dasselbe Niveau systematischer Geschichtsauffassung erreicht, das Aristoteles in seiner athenischen Verfassungsgeschichte schon erstiegen hatte und von dem aus viel längere und kompliziertere Entwicklungsreihen, als die eines einzigen Lebens übersehen werden konnten. Aber ebenso gewiß ist auch, daß dieser erste Aufschwung biographischer Geschichtsschreibung einen immerhin analogen Fortschritt der Methode bedeutete. Die Biographie ist in späteren Zeiten und bis auf den heutigen Tag meist so völlig deskriptiv betrieben worden, daß deshalb ihr entwicklungsgeschichtlicher Werth leicht übersehen werden kann; aber eben in den Anfängen dieses Zweiges historischer Dar-

stellung wird dieser wissenschaftsgeschichtlich sehr wichtige Umstand weit eher offenbar. Es wäre Unrecht, wollte man des Tacitus Porträts eine nur künstlerische Errungenschaft nennen.

Aber freilich, sie waren das auch, ja sicherlich in noch viel höherem Grade als ein methodischer Erfolg. Denn den geistigen Weg, auf dem Tacitus zu diesem Ziel vorgedrungen ist, hat ihn sicherlich mehr sein ästhetischer, als sein wissenschaftlicher Instinkt geführt. Nie vorher und nie nachher ist je ein Geschichtsschreiber aufgetreten, dessen Wirken so ganz und gar von ästhetischen Zwecken bestimmt worden ist. Auch die erfolgreichsten Koloristen späterer Zeiten, Macaulay etwa oder Treitschke, haben in sich niemals so ganz und gar den Künstler übermächtig werden und den Forscher verstummen lassen, wie Tacitus. Und so ist er denn sicherlich vor allem der größeren Wirksamkeit seiner Darstellung zu Liebe dazu gekommen, so einheitlich konzipierte Charakterbilder zu entwerfen. Dazu aber gesellen sich die rein litterarischen Tugenden dieses Schriftstellers, der aus der römischen Sprache wie kein Anderer ein Instrument zu machen wußte. Vollkommen unabhängig von Ciceros gefeiltem, aber auch sehr umständlichen Periodenbau, hat er den Geist dieses Idioms selbst zu Wort kommen lassen. Die monumentale Knappheit und Präzision seiner Schilderung ist vielleicht stilisiert bis ins Uebermaß, seine Antithesen sind oft mehr als künstlich, aber das wird Niemand leugnen dürfen, daß solche Eigenschaften dem Genius dieses Volks der That und des Entschlusses weit mehr entsprechen, als das ciceronianische Latein, das so pompös, aber auch so gefältelt dahinrauscht wie das Brokatkleid einer Barockdame. Und noch weniger zweifelhaft ist, daß dieser Stil der Historie die besten Dienste erweisen konnte, daß man in ihm politische Entschließungen und Palastintriguen so klar und deutlich abschildern konnte, wie mit keinem andern.

Indessen, hatte die Wissenschaft Vortheil von dieser Befruchtung durch ästhetische Gedanken gezogen, so ist ihr doch auch durch sie schlimmer Schaden zugefügt worden. Ist nie-

mals wieder mit so viel Kunst Geschichte geschrieben, so auch nie wieder mit so viel Leidenschaft, mit so viel Voreingenommenheit und, auch das muß gesagt werden, mit so viel — objektiver — Unwahrhaftigkeit. Tacitus muß ein so leidenschaftliches Temperament gehabt haben, daß es ihn schlechthin blind gemacht hat gegen Alles, was er nicht sehen wollte. Und was wollte er Alles nicht sehen: kein Mensch konnte wärmer lieben, aber freilich keiner auch bitterer hassen als er. Wahrlich, Tacitus hätte viele Wochen sinnen können, welches Motto seinen Geschichtswerken am wenigsten anstünde, er hätte kein Wort finden können, das zu seiner Geschichtsschreibung schlechter paßte, als sein Versprechen, ohne Eifer und Zorn zu berichten. Er war ganz und gar Parteimann, er beurtheilte den Absolutismus seines Zeitalters etwa sowie der Herzog von Saint-Simon das Königthum Ludwigs XIV. Er gedachte mit Sehnsucht der Zeiten der Republik, in denen die Aristokratie noch allein im Staate geherrscht hatte. Er konnte diese seine innerste Meinung freilich nie ganz unumwunden äußern, das war selbst unter dem linden Regiment der Flavier nicht wohl thunlich. Aber die unumschränkte Monarchie hatte sich unter Nero und — wenn man mit den Augen des Hasses sah — schon unter Tiberius genug Blößen gegeben, um sie angreifen zu können. Ueberdies war Tacitus wie jeder Sanguiniker, der nicht in das Gegentheil verfällt, ein moralischer Rigorist, und wo hätte sich einem solchen mehr Stoff zu gerechtem Schelten geboten, als im kaiserlichen Rom.

Aber hat Tacitus nicht viel öfter noch ungerecht gescholten? Jenes aristokratische Rom der ausgehenden Republik, war es denn wirklich ein solches Musterbild öffentlicher und privater Moral gewesen? Und weiter, ein wenig verdächtig ist des Tacitus Moralisieren selbst. Wer in der That die Sitten zu verbessern gedenkt, der sollte doch nicht allen und jeden Klatsch der Hofgesellschaft wiederholen, wie Tacitus es gethan hat. Wer den Schmutz ernsthaft bekämpfen will, fängt

wirklich nicht damit an, daß er ihn zunächst in aller Breite reproduziert. Und wird man auch nicht an dieses großen Tugendrichters Aufrichtigkeit zweifeln dürfen, so hat ihn doch sicherlich sein Drang nach packender Wirkung, nach Sensation dazu verführt, das so viel gescholtene Laster auch ein wenig als Lockmittel für den Leser zu benutzen.

Und so ist kaum zu sagen, an wie viel Orten alle solche feinen und groben ästhetischen Hintergedanken diesen großen Farbenkünstler der Geschichtsschreibung auf Kosten der Wahrheit beeinflußt haben. Wie maßlos ungerecht seine ästhetisch größte Leistung, sein Porträt des Kaisers Tiberius ist, ist heute fast allgemein zugestanden. Aber überall drängen sich auch dem unbefangensten Leser Schiefheiten und Verzerrungen des Urtheils auf, und auch wo Tacitus gar nicht an Parteiwesen denkt, wie etwa bei seinen allzu künstlich aufgebauschten Schlachtbildern, dient er dem ersten Zweck der Historie, der Erkenntniß der Wahrheit, am wenigsten. Denn ihnen ist aufs deutlichste aufgeprägt, daß sie nur wirken, nicht das Wirkliche berichten sollen. Nach allem diesem aber gräbt sich in den Leser ein tiefes Mißtrauen ein gegen Alles, was Tacitus berichtet: seine Zuverlässigkeit den Personen gegenüber muß von vornherein als erschüttert gelten, schließlich aber ist man geneigt, auch die Sicherheit der berichteten Thatsachen in Zweifel zu ziehen. Der einzigartige Glücksfall, der die Vergangenheit unseres Volkes in einem sonst überall in Nacht und Dunkel verborgenen Stadium so hell beleuchtet hat, ist uns doch durch den sehr fatalen Nebengedanken übel verbittert, wie viel denn von diesem scheinbar so ausführlichen Zustandsbilde stilisiert, und wie viel daran moralistische Zuthat ist.

So steht denn dieser bedeutendste unter allen Historikern nicht nur, sondern unter allen geistig Schaffenden römischen Volks in der Geschichte als eine ganz zwiespältig beleuchtete Gestalt da. Er, der so gut lieben und noch besser hassen konnte, ist auch selbst aufs verschiedenste beurtheilt worden. Man

kann auf ihn schmähen als auf einen unleidlich manirierten Stilisten, als auf einen eiteln Rhetor, einen Tugendprediger, der doch selbst das Laster als Ausputz seiner Predigt nicht verschmäht, als auf einen im Innersten unwissenschaftlichen Forscher. Und doch bleibt bestehen, daß er der Erste war, der die Historie psychologisch vertieft hat, daß er als Erster wirkliche Charakterbilder entworfen hat, und daß er die höchste Kraft stilistischer und komponierender Formgebung in den Dienst der Geschichtsschreibung gestellt hat.

Das Wunderlichste und zuletzt doch auch wieder Einfachste ist, daß seine Vorzüge und seine Mängel allesammt aus einer psychologischen Wurzel stammen. Nur wer so leidenschaftlich fühlt, kann so satte, glühende Farben in seine Schilderung zaubern: die höchste Kraft der Darstellung ist unlösbar mit der Leidenschaftlichkeit, der Rigorosität und schließlich auch der Ungerechtigkeit des Urtheils verbunden. Und nur wer das Detail als gefügiges Material ansieht, das sich, wie der Thon dem Bildhauer, jedem höheren, d. h. ästhetischen Zweck unterzuordnen hat, kann so gewaltig wirkende Effekte der Komposition und der Sprache erzielen.

Und auch die geistesgeschichtlich in Betracht kommende Grundtendenz aller dieser litterarischen Eigenschaften ist eine und dieselbe. Ob Tacitus willkürlich urtheilt, ob er künstlerisch stilisiert, ob er wissenschaftlich konstruiert, in jedem Falle erhebt er sich souverän über seinen Stoff: er ist in vielem Betracht ein Mann kühn bauender Geistesart. Doch freilich wird auch das gesagt sein müssen, daß zugleich eine starke Neigung zu reiner und für seine höchsten Zwecke nicht eben nützlicher Beschreibung in ihm war. Die Fülle gehässiger Anekdoten, durch die er vor allem die Unbefangenheit seines Urtheils so sehr bloßgestellt hat, hat zuletzt auch die Klarheit der großen Züge seiner Charakterbilder am meisten verdunkelt. Dies Arabeskenwerk hat oft alle Grundlinien überwuchert, und wenn die Individualhistorie hohen Stiles

schon durch ihren Begründer eine nicht geringe Kraft systematischer Durchdringung bewiesen hat, so hat sich an ihm doch auch ihre schlimmste Gefahr sogleich offenbart: das Ueberhandnehmen kleinlich-persönlicher und die Zurückdrängung der großen, der charakteristischen Züge.

Trotzdem ragt seine Gestalt schroff und hoch über die bisherige Entwicklung der römischen Geschichtsschreibung hinaus, und ebenso einsam ist sie auch späterhin stehen geblieben. Wohl hatte schon ein Zeitgenosse des Livius um das Jahr 9 nach Beginn unserer Zeitrechnung, Pompejus Trogus, den an sich systematischen Gedanken gefaßt, eine Universalgeschichte zu schreiben. Er hatte im Grunde das Schema geschaffen, das bis auf unsere Tage für die Weltgeschichte des Alterthums gültig geblieben ist; er hat auf einer Geschichte der Großstaaten des westlichen Orients eine griechische Geschichte aufgebaut, er hat den mazedonischen Universalstaat in den Mittelpunkt seiner Schilderung gestellt, er hat die älteste römische Geschichte, er hat Spanien und Gallien behandelt und überall abgeschlossen mit der Einverleibung in das römische Weltreich. Doch mag er, soweit die erhaltenen Auszüge erkennen lassen, nicht über eine rein deskriptive Zusammentragung und zuweilen eine kunstvolle Ausschmückung des Stoffes hinausgelangt sein. Auch des Vellejus Paterculus eiliger Abriß einer Zeitgeschichte der Regierungen des Augustus und Tiberius hat sich ebensowenig, wie viele andere historische Werke der Epoche, über das bisherige Niveau erhoben. Daß er hier und da kultur- und litterargeschichtliche Notizen in den üblichen Rahmen reinstaatlicher Geschichtsschreibung einbezogen hat, blieb allzu sehr Anlauf, als daß es ihm zu einem großen methodischen Verdienst angerechnet werden dürfte.

Als ein Vorläufer des Tacitus könnte Curtius Rufus und seine Alexandergeschichte angesehen werden, doch nur mit einem Schatten von Recht, insofern er einen biographischen Stoff in rhetorischer Form behandelt. Weiter reicht die

Analogie nicht. Und auch des Tacitus nächster Nachfolger in der römischen Historiographie, Sueton, hat nicht viel mehr als das biographische Schema nachgeahmt. Er hat wohl ebensoviel Hofklatsch wie Tacitus berichtet und noch mehr Anekdoten, im übrigen ist er jedoch mehr Notizensammler als Biograph. In dem nächsten Jahrhundert aber versank die Historie vollends wieder in den alten Chronikstil, aus dem sie auch der einzige namhafte Geschichtsschreiber dieser Zeiten, Ammianus Marcellinus, der gegen Ende des vierten Jahrhunderts eine Kaisergeschichte von Nerva bis auf seine Zeit abgefaßt hat, nicht befreien konnte.

Daß Ammianus, ein Grieche, doch lateinisch schrieb, ist charakteristisch. Die geistige Entwicklung des universal gewordenen römisch-griechischen Weltreiches hatte die hellenistische Kultur in sich aufgenommen, und eine schwache Nachblüthe hat diese auch noch in jenen Zeiten erlebt. Vielleicht der einzige Forscher, der Ruhm erlangt hat, war ein Historiker. Und hier hat sich denn auch die Einheit der neuen Mischkultur insofern bewährt, als hier zum ersten Male vielleicht ein Grieche bei einem Römer in die Schule gegangen ist. Denn man ist doch sehr geneigt, sich Plutarch, der zu Beginn des zweiten Jahrhunderts schrieb, als von dem Vorbild des Tacitus abhängig zu denken: dessen moralistische Neigungen und dessen biographische Methode könnten doch auf ihn eingewirkt haben, wenn nicht, muß er ihm in diesen Hinsichten geistig verwandt gewesen sein. Aber freilich, beide Eigenschaften finden sich in Plutarchs geschichtlichen Schriften nur sehr viel schwächer vor, als bei Tacitus. Nicht immer zum Schaden des Griechen, denn er ist offenbar niemals dermaßen parteiisch gewesen, wie Tacitus, aber gewiß noch viel öfter zu seinem Nachtheil. Denn Plutarch hat sicherlich nur über eine sehr viel geringere Kraft der Charakteristik zu verfügen gehabt. Wohl hat er die biographische Form, deren sich Tacitus ausdrücklich nur einmal, in seiner frühesten rein historischen Schrift, dem Agricola,

bediente, in immer neuen Proben völlig zu einer Litteraturgattung ausgebildet, und Sueton könnte vielleicht hierin wieder von ihm beeinflußt sein. Aber Plutarchs Porträts sind weder so konzentriert, noch so wirksam gezeichnet, wie die des Tacitus, wenn auch vielleicht sehr viel objektiver. Auch die künstlerischen Neigungen seines größeren Zeitgenossen finden sich bei ihm wieder, ebenfalls sehr abgeschwächt, im guten wie im übleren Sinne. Er hat weder die Kraft noch die Manier der taciteischen Sprache, aber seine Vorliebe für Anekdoten und die hors d'œuvres aller Historie ist eher noch stärker geworden. Vielleicht eben deshalb ist seine moralische, sozialpädagogische Wirkung, die sich, etwa in Frankreich, bis auf unsere Tage verfolgen läßt, so groß gewesen, weil seine Portraits dieser lebhaften bunten Farben nicht entbehrten, aber wahrscheinlich ist auch bei ihm, und bei ihm noch weit mehr als bei dem Römer, diese Vorliebe für das Detail das Symptom einer systematischen Schwäche, die ihn zu ganz zusammengefaßten Persönlichkeits- und Lebensentwicklungsbildern nicht kommen ließ.

Aber auch der griechischen Kultur, die das römische Weltreich in sich aufgenommen hatte, erging es nicht anders als der römischen, sie sank schnell wieder in sich zusammen. Plutarch hat im zweiten Jahrhundert noch in Arrian, Appian und Cassius Dio Nachfolger gehabt, nachher ist es auch hier still geworden. Und die gleiche Beobachtung läßt sich im Grunde auf allen Gebieten der wissenschaftlichen Entwicklung machen. Von der römischen Philosophie ist überhaupt wenig Rühmens zu machen, sie hat sich im Grunde nie anders als rezeptiv verhalten. Denn auch Seneca, der um die Mitte des ersten Jahrhunderts lebte, hat nicht viel Eigenes geschaffen. Seine Ethik war die der Stoa, seine Metaphysik war mit platonischen Elementen durchsetzt, und mag er auch ein — wenigstens theoretisch — sehr erfolgreicher Sittenprediger gewesen sein, vom Standpunkt der wissenschaftlichen Produktion aus betrachtet sind seine Schriften durchaus

Ergebniß pädagogischer Popularphilosophie, aber keine neuen Früchte am Baume menschlicher Erkenntniß. Später ist es wohl noch zu einigen Versuchen eigener Weltanschauung gekommen, aber sie gehören eher der Religions-, als der Wissenschaftsgeschichte an.

Den Römern lag offenbar alle Erfahrungswissenschaft viel näher: daß sie nicht einen einzigen kühn bauenden Denker und unter ihren zahlreichen Historikern nur einen einzigen wagemuthig Empordringenden gehabt haben, daß ihre Jurisprudenz bei aller Systematik ersichtlich dem Leben folgte, alles rundet sich zu einem Bilde zusammen. Und ebenso harmonisch fügt sich dazu, daß in einigen Realwissenschaften gar nicht geringe Einzelerfolge davongetragen worden sind, so noch zur Zeit des Augustus von dem Grammatiker und Lexikographen Verrius, von dem vielgeschäftigen Hygin, der über Landwirthschaft, Mythologie, Astronomie und viele andere Dinge schrieb, von dem Architekten Vitruv, so im ersten Jahrhundert von dem encyklopädischen Naturforscher Plinius, von dem Militär- und Landwirthschaftstheoretiker Frontin, von den Landmeßkundigen. Oft blieb dieser Empirismus völlig in der Beschreibung stecken, wie bei Plinius, oft aber wurden doch auch die Grundsteine zu später weiter ausgebauten Einzeldisziplinen mit großer Mühsal und Einsicht gelegt.

2. Kunst.

Weit weniger selbständig als die Wissenschaft war die Kunst der Römer, und eben deshalb mag in ihr auch eine geistig sehr weit abweichende Disposition zum Ausdruck gekommen sein. Man würde doch schwerlich zu viel behaupten, wollte man sagen, daß der römischen Forschung am ehesten eine Dichtung entsprochen haben würde, die einigermaßen nüchtern, aber treu sich der Wirklichkeit hingegeben hätte. Und Alles, was die Anfänge altrömischer Litteratur vermuthen lassen, ist auch ungefähr dieser Art. Aber wie

schon im Zeitalter der ausgehenden Republik, so noch mehr jetzt war der geistige Einfluß des Griechenthums viel zu stark, als daß er das poetische Schaffen nicht auf ganz andere Bahnen abgelenkt hätte. Es kam eine klassifizierende Nachahmerkunst zu immer reinerem Ausdruck, die technisch Großes leistete, aber nicht wirklich schöpferisch war, und die, wie Epigonenthum zumeist thut, in reiner Stilkunst aufging. Aber solcher Neo-Idealismus, wie man es in unseren Tagen nicht ganz geschmackvoll, aber zutreffend ausdrückt, kann sich eben seiner Abhängigkeit wegen mit einer frei schaffenden Phantasie- und Formenkunst nie messen. Denn gerade was jene aus ihrem innersten stärksten Drang heraus findet, das übernimmt sie als eine bequem vorgebildete Schablone. Man mag Horazens Versführung, die eine wahrlich nicht eben poetische Sprache zu den künstlichsten Verschlingungen gezwungen hat, bewundern, aber für einen der großen Schaffenden — Poet heißt Schaffender und nichts Anderes — wird man ihn nicht halten dürfen. Und nur dem ähnlich klassizistisch voreingenommenen und ähnlich unproduktiven Zeitalter des Barock konnte der wahnsinnige Gedanke kommen, Vergils posen- und phrasenhaftes Epos mit der rauhen Größe homerischer Gesänge zu vergleichen. Dazu kam, daß man meist nicht einmal Originale, sondern Nachahmungen als Muster benutzte, so daß man eigentlich Kopieen kopierte. Denn man hielt sich nicht an die alte große Lyrik der Griechen, sondern an ihr Echo Theokrit, das freilich seiner eigenen modernisierten verfeinerten Art nach dem Geschmack des kaiserlichen Rom unvergleichlich viel näher stand als die alte ionische Poesie. Und so kamen denn solche unnatürlichen Dinge zu Stande, wie die Hirtenpoesie des Lombarden Vergil, der zwar Theokrit nachahmte, aber so that, als habe er selbst in seiner Tiefebene das Leben und Treiben der Berghirten gefunden, das er schildert. So erlebte auch die unglücklichste und unkünstlerischste Gattung der Poesie, das Lehrgedicht, seine Auferstehung, und Vergil kam auf den greulichen Gedanken, eine

Landwirthschaftsbeschreibung und -Anweisung lyrisch aufzusetzen. Und selbst wo Aehnliches viel leichter und graziöser geschieht, wie in Horazens Satiren, da meldet sich sofort ein griechisches Vorbild. Und wie unerträglich banale Gedanken sind nicht auch in den Oden variiert! Die Verse, die ihnen als Perlen der Lebensweisheit nachgerühmt werden, nehmen sich so oft aus wie Paraphrasen einer Sprichwörtersammlung.

Was Horaz groß macht, ist nur seine vollendete Technik. Sie hat die schwierigsten Metren und alle Ungelenkheit dieser Gesetzes- und Kommandosprache bezwungen. Tibull ist vielleicht minder stark als Sprachformer gewesen, aber mir scheint, ihm kommen lyrischere Inventionen. Lieder können nur mit Herzblut geschrieben werden, und aus seinen Gedichten klingt ein unvergleichlich viel wärmeres, innigeres Fühlen, als aus den Versen des behaglichen Popularphilosophen von Venusium. Und auch Properz, der klagenreiche Liebende, weiß den Weg zum Herzen seiner Leser viel schneller zu finden als Horaz. Doch freilich von Nymphen und zahllosen mythologischen Figuren sind auch seine Elegieen bevölkert, eine Beigabe, die die Menschen dieser Zeit nur erfreulich gedünkt haben muß. Sie mochten sich durch dieses Hineinspielen einer erträumten höheren Welt in ihren Alltag erhoben fühlen. Aber den Poeten ward dadurch eine in jeder Strophe sich erneuernde doppelte Gefahr bereitet: die Störung der Stimmung und der Reinheit des einmal angeschlagenen Tones durch die immer von neuem sich herzudrängenden fremden Vorstellungen und sodann die Ausbildung eines konventionellen Ideen- und Formenschatzes, der alle eigene Erfindungskraft fort und fort lähmen mußte.

Und wer dürfte behaupten, daß selbst die stärksten, die poetischsten von den Poeten des augusteischen Zeitalters diese Gefahren überwunden hätten? Bis auf den Gipfel barocker Ueberladung aber hat Ovid diese künstelnde Kunst getrieben. Charakteristisch für ihn ist, daß er von einer

Rhetorschule ausging und daß er seinen ersten Cyklus von Liebesliedern an eine erdichtete Geliebte richtete. Die mythologisierende Poesie in abstracto war damit aufs Würdigste inauguriert. Und seine Heroidenbriefe, seine Fasten und vor allem seine Metamorphosen haben die einmal eingeschlagene Richtung durchaus beibehalten. Man würde Unrecht thun, wollte man die Grazie all' dieses üppigen Liebesgetändels ableugnen; anmuthige Formenstrenge und eine nie um Variationen verlegene Phantasie haben sich auch hier vereinigt. Aber niemals überwindet der Leser doch den drückenden Gedanken, wie viel von all' dieser Grazie nur erborgt, wie viel von ihr römisch und wie viel alexandrinisch sei.

In etwas späterer Zeit, als die künstlerische Kraft nachließ, als das augusteische Alter vorüber war, verleugnete man dies Epigonenthum noch weniger, ja man trug es geflissentlich zur Schau. Germanicus, der Feldherr aus dem claudischen Kaiserhause, übersetzte das astronomische Lehrgedicht des Alexandriners Arat, Phädrus paraphrasierte äsopische Fabeln, und Seneca schrieb griechische Tragödienstoffe um: und wo der eine oder andere abwich von seinem Vorbilde, ist es, wie man sagt, nie zum Vortheil der Muse geschehen.

Doch ist gerade jetzt eine völlige Umbiegung in der Entwicklung der poetischen Litteratur der Kaiserzeit eingetreten: dem Pseudo-Idealismus dieses Epigonenthums tritt eine realistische Reaktion entgegen. Es nehmen zur selben Zeit zwei Dichter das Wort, die in gewissem Sinne einen starken Gegensatz gegen den Schwulst der ovidischen Barockkunst darstellen: Martial, der in seinen Epigrammen nicht nur viele gute Witze in schlagender Form, sondern auch eine Fülle von Lebensbeobachtung ohne alle Verkünstelung niedergelegt hat, und Juvenal, dessen Satiren wohl den Eindruck maßloser Uebertreibung hinterlassen, die aber ebenso wenig stilisierende Umschweife machen und ebenso viel Wirklichkeitskunst bewähren, wie Martials spitzige Strophen.

Und merkwürdig, in der gleichen Richtung bewegt sich

auch der neue, gegen Ende des ersten und im Laufe des zweiten Jahrhunderts aufkommende Roman der neuhellenischen Poesie. Schon daß man in Prosa zu dichten beginnt, ist charakteristisch für eine größere Annäherung an die Wirklichkeit, und wenn auch die ersten Anfänge der neuen Dichtgattung Fabeln sind, die nach Art der früh-italienischen Novelle Liebesabenteuer in märchenhafter Form darbieten, so ist doch der Drang, sich dem Leben zu nähern, von Anfang an unverkennbar. Daß der Roman Lucius oder der Esel, einem Philosophen, dem geistreichen und witzigen Lucian zugeschrieben wird, ist bezeichnend. Die Formlosigkeit der Gattung muß vollends ohne Weiteres als ein Symptom vordringender realistischer Anschauungen gedeutet werden. In der alexandrinischen Poesie ist aus dieser Wurzel eine ganze Litteratur umfänglicher Romane emporgeschossen, und alle die Vorzüge, aber auch alle Gefahren des modernen Romans treten hier schon im Keime hervor. Man reiht Bild an Bild und sucht die Handlung kunstvoll zu verflechten, aber man ist auch durchaus darauf bedacht, durch Erregung der Neugier, durch Spannung, d. h. ein ganz unästhetisches Mittel, zu wirken, und man treibt auch die Mannigfaltigkeit der Aktionen schon so auf die Spitze, daß die Spekulation auf den rohen Stoffhunger des Lesers ganz unverkennbar ist.

Jenen Eselroman, oder ein früheres Muster, hat vermuthlich Apulejus nachgeahmt, dessen weitausgedehnte schriftstellerische Thätigkeit in die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts fällt. Die Metamorphosen, wie das Werk bei ihm heißt, tragen zwar Märchenhülle, denn sie erzählen von den Schicksalen eines in einen Esel verwandelten Menschen, aber sie spiegeln unter dieser dünnen Maske so viel wirkliches Leben wieder, daß man über den realistischen Charakter des Buches nicht im Zweifel sein kann: es finden sich in den einzelnen Episoden schon Keime zu der sozial differenzierenden Schilderung einzelner Volksschichten und Berufe, die auszubilden Aufgabe dieser Kunstgattung werden sollte. Zugleich

tritt in den Einlagen eine zweite neue Kunstform auf, die Novelle, d. h. die in Gestalt von Einschüben vorgetragene kürzere Prosaerzählung, vornehmlich vertreten durch das Meisterwerk der Märchen-Novelle Amor und Psyche.[1]

Freilich das künstlerische Verdienst des Romans war auch in diesem Falle nicht groß; die Novellen sind aller Vermuthung nach ganz ebenso wie der Roman hellenistischen Vorbildern nachgeahmt, die ihrerseits wieder aus der orientalischen Märchenlitteratur, d. h. derselben Quelle gespeist sein mögen, aus der auch die früh-italienische Novelle wieder geschöpft hat. Gleichviel, beiden Entwicklungen war das allgemeine Schicksal beschieden; im hellenistischen Osten trieb der Roman noch das dritte Jahrhundert hindurch mancherlei Blüthen, die freilich nicht eben Neues zu dem alten Typus hinzugefügt zu haben scheinen; dann aber erlosch auch in der Poesie alles Leben. Im römischen Westen aber erstarb dieser Zweig sogleich wieder, und selbst die ganz elende Epigonenlitteratur, die im vierten und fünften Jahrhundert wieder allein vertreten war, ist zuletzt erstorben.

Von Anfang bis zu Ende des Zeitraumes ist der poetischen Litteratur des kaiserlichen Roms ihre Abhängigkeit von griechischen Vorbildern gleich unverkennbar aufgeprägt. Noch viel deutlicher aber tritt dieselbe Unselbständigkeit in der Geschichte der bildenden Kunst zu Tage, wenigstens so weit Plastik und Malerei in Frage kommen: denn hier, wo die Kunst nicht in Worten, sondern in Formen zu reden hatte, ist die Uebernahme der fremden Vorbilder und ebenso die Aufnahme griechischer Kunstwerke und Künstler noch sehr viel leichter gewesen. Den Stamm der in Rom beschäftigten Bildhauer haben wohl sehr lange Zeit eingewanderte Griechen gebildet. Sie oder in Griechenland Verbliebene haben ganz Italien mit zahlreichen Werken bedeckt, aber es waren, wie es scheint, zum größten Theile Kopieen nach den alten Meistern der großen Zeit.

---

1) Christ³ S. 816ff., dazu 746, Schanz III S. 91.

Nur sehr gering ist die Zahl der Originalwerke, die man Römern zuschreibt. Eine Gruppe von ihnen, die etwa durch den behelmten Romakopf vertreten wird[1]), ist ganz epigonisch. Diese an sich köstliche Büste ist durchaus an die große Kunst des fünften Jahrhunderts angelehnt. Man wird sogleich an die Phidiasschule, an Kresilas[2]) etwa und die Athene von Velletri erinnert. So edel ist der Ausdruck, so großzügig stilisiert sind die einzelnen Gesichtstheile, so reizvoll ist die Faltung des Brustgewandes und — freilich auch — so genau lehnt sich der Künstler an die alten Vorbilder an. Zuweilen aber dringen doch auch Töne durch, aus denen man auf eine eigene Note römischen Kunstgeschmacks schließen kann. Und wer von der Einheit alles geistigen Schaffens durchdrungen ist, wird sich nicht wundern, daß hier ein ähnlich ruhiger und nüchterner Realismus zu Tage tritt, wie in der ältesten römischen Litteratur. Die Erzstatue eines Opferknaben[3]), die man für ein römisches Werk aus der frühen Kaiserzeit ansieht, steht natürlich unter griechischem Einflusse. Ohne diese hohe Schule wäre damals schwerlich einem römischen Bildhauer möglich gewesen, ein Gewand in so reiche und nicht übel drapierte Falten zu legen. Aber Haltung und Gesicht sind von einem zurückhaltend ehrlichen Realismus, der an Lysipp erinnert, aber ebenso auch und noch mehr an Donatello oder an den deutschen Wirklichkeitskünstler unserer Tage, an Hildebrand.

Und wenn so echte Würfe nicht oft gelangen, so ist doch ein Zweig der Bildhauerei zum großen Theil in diesem Sinne betrieben worden: die Porträtkunst. Ein Werk wie die berühmte Statue des Kaisers Augustus[4]) ist gewiß nicht die Schöpfung eines Genies, dazu weiß es zu wenig von dem

1) In Paris, Louvre. Zum Folgenden vergl. Zimmermann, Kunstgeschichte S. 307 ff.

2) Vergl. oben S. 136.

3) Rom, Kapitol.

4) Rom, Vatikan, Braccio nuovo.

Wesen dieses klügsten aller Usurpatoren zu erzählen. Aber wenn es so an dem Berufsfehler eines etwas engen Realismus leidet, so weist es doch auch alle Vorzüge eines solchen auf: es registriert mit kühler Ruhe alle Flächen- und Linieneigenthümlichkeiten dieses Kopfes und schildert den schmalen, vielsagenden Mund, die edle typisch römische Nase, die starken Backenknochen und die breite nicht allzu hohe Stirn. In späteren Zeiten aber steigert sich die Kraft dieser Wirklichkeitskunst noch: der Mund der sitzenden Tiberiusstatue ist von wunderbarer Feinheit, alles Uebrige vielleicht allzu akademisch idealisiert; die Erzbüste des Caligula ist ebenso merkwürdig virtuos in der Behandlung der Mundpartieen, und auch die Porträtbüste Caracallas, ein Werk also frühestens aus dem Anfang des dritten Jahrhunderts, ist ein Meisterstück fast naturalistischer und doch geistig tiefgehender Schilderung. Sie ist eine von den Majestätsbeleidigungen in Marmor oder Farbe, die tapfere und ehrliche Künstler noch bis auf den heutigen Tag auch den mächtigsten Herrschern gegenüber wagen.[1])

Nebenher ging dann ein doch nicht nur quantitativ sehr fruchtbarer Klassizismus verschiedener Richtungen. Wie viel herrliche Statuen sind nicht allein dem Liebling Hadrians, Antinous, gesetzt worden! Die beste von ihnen, die ihn als Knaben mit köstlich zürnendem Augen- und Mundausdruck, die andere, die den Jüngling mit geneigtem Haupt darstellt und deren Antlitz von einer Fluth praxitelischer Weichheit und praxitelischer Reize umflossen ist[2]), man steht ihnen mit so rückhaltloser Bewunderung gegenüber, daß man alles Epigonenthum darüber mit demselben Recht vergißt, wie vor den besten Werken der hellenistischen Zeit.

Aber beide Ströme künstlerischen Schaffens sind im Laufe der letzten Jahrhunderte der Kaiserzeit immer seichter geworden, um zuletzt ganz zu versiegen und zu versumpfen.

1) Rom, Vatikan; Kapitolinisches Museum; Vatikan.

2) Neapel, Nationalmuseum; Rom, Kapitolinisches Museum.

Schon die Reliefs der Trajanssäule, also aus dem Beginn des zweiten Jahrhunderts, lassen ein Erschlaffen der plastischen Kraft erkennen; die Marc-Aurel-Säule aus der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts ist schon eine Nachahmung der älteren, und die Figuren vom Triumphbogen des Septimius Severus von 203 sind schon ganz plump und nichtig. Selbst die Porträtkunst, die sich länger hielt, ist allmählich verloren gegangen. Der Malerei war nichts anderes beschieden: auch in ihr scheint sich eine ausgebreitete Kopierthätigkeit geregt, aber doch auch eine Zeit lang eigene Kraft bethätigt zu haben. Wenn in einer Provinzialstadt wie Pompeji so neckisch-lebendige Genrebildchen auf die Wand gemalt wurden, wie der Cyklus des mythologischen Buben[1]), den seine Ziegenböcke lustig im Wagen ziehen und dann umwerfen, so muß eine noch kräftigere hohe Kunst gleicher Richtung zur selben Zeit vorausgesetzt werden. Aber selbst schon in Pompeji meint man eine im Laufe der Zeit fortschreitende Abnahme der künstlerischen Kraft feststellen zu können.

Die Baukunst war diesem Volke der That und der wuchtigen Worte von Anfang an sicherlich die ihm am meisten kongeniale, und in ihr sind ihm deshalb auch die eigenthümlichsten Leistungen gelungen. Die Römer haben keinen Stil im Sinne des mittelalterlich-griechischen geschaffen, aber sie haben die ihnen überkommenen Bauelemente zu neuen Schöpfungen verwandt und ihnen vor allem konstruktive Neuerungen zugesellt. Sie haben insbesondere das Gewölbe und den Rundbogen ausgebildet und sie haben für ihre Palast- und Zirkusanlagen den Geschoßbau, wenn nicht erfunden[2]), so doch aufs reichste ausgestaltet. Sie haben in den gewaltigen Sälen ihrer Bäder und Basiliken herrliche und neue Raumwirkungen zu erzielen verstanden, sie haben ihren Gewölben und Wandvertheilungen vorzüglich proportionierte Dimensionen gegeben und haben die Decken mit köstlichen

1) Pompeji, Casa nuova.
2) S. o. S. 356.

Kassetierungen geschmückt. Sie haben den Kuppelbau zur Vollendung geführt: das Pantheon, eines der erhabensten Bauwerke, von denen die universale Kunstgeschichte weiß, wagt zwar die edle Linie dieser Bauform noch nicht nach außen hin zu offenbaren, aber es hat im Inneren zum ersten Mal die vollen, reinen Harmonieen, die von ihr ausklingen, ertönen lassen. Sie haben endlich in dem Basilikenbau den Typus geschaffen, von dem fast aller Kirchenbau späterer Zeiten ausgegangen ist: weite durch Säulen und Pfeiler in Längsschiffe zerlegte Prachträume, die von Tonnen- und Kreuzgewölben überdacht wurden und in den Halbkuppelnischen der Apsiden einheitliche beruhigende Abschlüsse fanden. Im Triumphbogen endlich verbanden sie Gewölbe und überkommene Säulenformen zu einer ganz neuen edlen und feierlichen Gattung des öffentlichen Denkmals. Mögen auch in den älteren Stadien der römischen Architekturentwicklung etruskische, in späteren hellenistische Vorbilder viel von dem Verdienst dieser reichen geistigen Schöpfungen für sich in Anspruch nehmen dürfen, mag auch nebenher eine ganz und gar epigonenhafte Kunst namentlich die Tempelbauten beherrscht haben, es wird trotzdem sehr viel wirklich römisches Gut in diesen Theilen der römischen Kunst anzunehmen sein, weit mehr als in irgend einem anderen. Auch daß es nicht an starken Fehlern mangelt — wie häßlich wirken z. B. die Durchschneidungen der Pilaster durch die harten Linien an Fenster- und Zwischengesimsen an dem Triumphbogen des Titus, dem Kolosseum oder an der Porta Nigra zu Trier — thut dem Verdienst dieser vollkommensten Leistungen römischer Geistesthätigkeit wenig Abbruch.

Daß auch in der Geschichte der römischen Architektur den ersten Zeiten dieses Alters die entscheidenden Neuerungen zufallen, scheint erwiesen zu sein. Die anfängliche Produktivität erlischt in den letzten Jahrhunderten in der Baukunst, wenn auch hier, wo die Technik nicht so fein und zart und zerbrechlich ist, wo sie sich leichter überliefern läßt, der

Auflösungsprozeß sich nicht so unerbittlich vollzogen haben mag, wie sonst allerwärts.

Trotzdem bleibt das Gesammtbild unverschoben; es ist das einer etwa ein bis zwei Jahrhunderte langen Blüthe, dann eines langsamen Zerfalles.

3. Religiöse Reaktion.

Bleibt man dem Grundsatz getreu, von allen Stadien der römischen Entwicklung her einen Blick auf die analogen Epochen der griechischen Kulturbewegung zu werfen, so wird man nirgends so bitter deutlich über ihre geistige Inferiorität belehrt, als bei Betrachtung der Religionsgeschichte dieses Volkes der Waffen schon von den Punierkriegen ab. Die Erschütterung des alten Glaubens, die in Griechenland das Werk tiefbohrenden Grübelns und einer oft von Gewissenszweifeln im Innersten erregten Seelenbewegung war, sie war den Römern von außen her angeflogen: sie nahmen sie weit mehr als eine von den vielen Kulturanleihen hin, als daß sie selbst sich zu ihr durchgearbeitet hätten. Unzweifelhaft war auch hier die Stunde gekommen, da dies älteste Erbe der Väter nicht mehr unangetastet bleiben konnte, aber das ganze Elend solcher erborgten und nicht errungenen Geistesbildung ist nirgends übler offenbar geworden, als in diesem Punkte.

Und man wird nicht sagen dürfen, daß in der Kaiserzeit sich an diesen und den übrigen Erscheinungen, die schon im Laufe der späten Republik aufgetreten waren, viel geändert hätte. Der Staat freilich suchte nach wie vor die altüberlieferten Formen zu konservieren. Dem Thron der neuen Monarchie war der Altar der alten Staatsreligion eine noch viel erwünschtere Stütze, als der Republik. Augustus hat durch große Feste — aller Cäsarismus liebt Feste und am meisten kirchlichen Pomp — die religiösen Gefühle zu

beleben gesucht. Indessen war der Erfolg dieser von oben befohlenen Religiosität, wie gewöhnlich, nicht eben groß: die zahlreichen Ehren und Vortheile, die auf die hohen Priesterämter gehäuft wurden, machten diese Stellen für strebsame Beamte und Karrieremacher wieder begehrenswerth, was sie Jahrzehnte lang nicht mehr gewesen waren: die religiöse Inbrunst aber wandte sich, soweit sie vorhanden war, mit immer stärkerem Eifer von den alten Göttern ab und den neuen, aus immer fernerem Orient eingeführten zu. Auf die phrygischen Gottheiten, die große Mutter, Attis und Bellona, folgten zuerst die ägyptischen: Isis, Serapis, Osiris, Anubis, dann — gegen Ende des zweiten Jahrhunderts — die syrisch-phönizischen Baal und Astarte, schließlich der persische Mithras: der Gott der unbesiegten Sonne.

Die Mysterien, die die neuen Priesterschaften einschleppten, wurden immer phantastischer, immer eindrucksvoller und wechselten früh zwischen schwüler oft perverser Sinnlichkeit und ebenso leidenschaftlicher Askese. In dem einen Tempel boten sich zur größeren Ehre ihres Gottes Hierodulen dar, in anderen zerfleischten sich die Priester der Kybele und der phrygischen Bellona; die Isispriester aber trieben ihre Enthaltsamkeit so weit, daß sie nicht nur Keuschheitsgelübde thaten und sich des Fleischgenusses enthielten, sondern daß sie sogar leinene Gewänder trugen, um nur nie mit der Unreinigkeit des Thieres in Berührung zu kommen. Die Anbeter des Attis und des Mithras führten eine Taufe, ein Bad der Wiedergeburt im Blute eines Stieres oder Widders ein, andere Priesterschaften legten Waschungen, Sühnungen, Bußübungen aller Art auf. Und es scheint, als hätten alle diese Dienste, neben denen man die Staatsreligion beibehielt, im Laufe der Zeit eine immer weiter verbreitete und immer intensivere Religiosität hervorgebracht.[1]

Unendlich merkwürdig aber ist, daß von dieser allgemeinen

1 Auft S. 104ff.

Reaktion auch die Philosophie ergriffen worden ist. Ja man kann sagen, daß alles, was die Weltweisheit der Kaiserzeit überhaupt an eigenen und dies Mal wirklich originären Leistungen hervorgebracht hat, aus solcher Annäherung an die Religiosität der Epoche herausgeboren ist. Schon der römische Philosoph des ersten Jahrhunderts ist dieser Reihe zuzurechnen. Seneca ging zwar aus von den Stoikern, aber er hat seiner Ethik doch allerlei spezifisch religiöse Elemente beigemischt, die sein eigenes Werk sind. Bereits aus den Bestandtheilen seiner Lehre, die stoisches Gut reproduzieren, hebt er diejenigen hervor, die der Gottesidee und ihren Beziehungen zum sittlichen Handeln der Menschen dienen. Der Glaube an eine göttliche Vorsehung, an die Gottverwandtschaft der menschlichen Seele und an die Fortdauer nach dem Tode sind mit Nachdruck betont. Indem er den Kosmopolitismus der Stoa erneuert, zieht er die Konsequenzen der Menschenliebe und des Mitleides mit den Bedrängten. Ja er bildet eine Theorie von der sittlichen Schwäche, von der Sündhaftigkeit der Menschen aus, die in einem potenziert religiösen Sinne die Menschen mit der Gottheit in Beziehung setzt: diese Lehre athmet eine Selbstdemüthigung und Selbstzerknirschung, von der die Griechen der alten großen Zeit ganz frei gewesen waren.

Und Epiktet, Senecas jüngerer und nicht-römischer Zeitgenosse, ging noch weiter. Seneca hatte einen Gottesbegriff gehabt, der zwar ganz einheitlich war, der aber doch mehr eine Zentralstelle der physischen Kräfte des Weltalls darstellte, als eine Persönlichkeit. Er war sehr viel mehr Deist als Monotheist. Bei Epiktet aber nimmt die Gottesvorstellung einen durchaus persönlichen Charakter an, die sittliche Idee tritt auch im metaphysischen Theil seines Glaubens viel stärker in den Vordergrund. Und in gleichem Verhältniß wächst auch die Selbstdemüthigung. Zu entsagen, zu dulden ist die Losung für den Menschen, der an sich fehlerhaft, der von sich aus zu sittlicher Vollkommenheit

nicht gelangen kann und der deshalb sich nur demüthig in die Rathschlüsse Gottes zu fügen hat. Gott ist gütig, Gott ist allgegenwärtig, man soll ihn immerdar preisen. Seneca war den äußeren Gütern durchaus nicht abgewandt, Epiktet aber predigt schon Askese: er empfiehlt dem Weisen die Ehelosigkeit.

Marc Aurel, der milde Philosoph auf dem Throne, hat aus ähnlichen Stimmungen vor allem sittliche Konsequenzen gezogen. Er stellt als oberstes Gebot auf: „Liebe die Menschen, auch die, welche dich beleidigen." Man weiß, wie weit Gedanken dieser Art zurückreichen, über die Stoa hinaus bis zu Platon und Sokrates[1]), aber unzweifelhaft hatten sie in Marc Aurels Weltanschauung eine ganz andere Bedeutung, da sie ganz und gar in den Mittelpunkt all' seines Denkens gerückt sind. Aber andererseits wendet sich der Kaiser wieder den polytheistischen Auffassungen der Väter zu. Wohl glaubte er an eine göttliche Vorsehung, er pflegte auch Gott als Einen anzurufen, und seine halb platonischen metaphysischen Vorstellungen knüpfen an einen Weltgeist an. Aber er hat doch auch die alten Dienste mit Eifer befördert.[2])

Selbst die eigentlichen Philosophenschulen des Zeitalters gehören weit mehr in die Geschichte römisch-griechischen Glaubens als in die der Wissenschaft. Die Neupythagoräer, die sich von den letzten Zeiten der Republik her bis in den Anfang des dritten Jahrhunderts hielten, haben als Eklektiker die Bestandteile von vielen Lehren in ihre Theorie aufgenommen. Aber wie in diese das mystische Erbe des alten Pythagoräerthums eindrang, so verstanden sie auch ihre im übrigen theils pantheistische, theils logisch-platonische Metaphysik mit vielerlei positiv gläubigem und abergläubischem Beiwerk zu verbinden. Publius Nigidius Figulus, der wunderliche

1) Vergl. oben S. 348, 222, 210.

2) Aust S. 99 ff.; Zeller, Philosophie der Griechen III 2 (³1880) S. 757 ff.

Heilige, der schon vor Ende der Republik aus orientalischen, tuskischen und pythagoräischen Zuthaten eine mystisch-konfuse Mixtur zusammensetzte[1]), steht am Anfang dieser Reihe, und sie gipfelt gegen Ende des ersten Jahrhunderts in Apollonius von Tyana, einem Theosophen und Wunderthäter, der Magier, Brahmanen und vielleicht auch schon Christen kennen gelernt hatte, und dessen Biograph Philostratus ihn um 200, d. h. ein volles Jahrhundert später, zu einem Gottmenschen erhob und ihn in einem an die Evangelien erinnernden Tone als Restaurator des Glaubens pries.[2])

Systematischer und durchdachter, aber im selben Sinne Religion und Wissenschaft aufs unklarste vermischend, ist die neuplatonische Theorie dieser Zeiten ausgebaut worden. Zwar Plotin selbst war noch viel zu intellektualistisch gesonnen, als daß er sich zu positiver Religion herbeigelassen hätte. Mit platonischer Transcendenz und einer sehr logischen Metaphysik und Theologie verband er eine Sittlichkeit, die diesem Seitenstück durchaus entsprach. Er wünscht vor allem, daß die Seele, die mit der Weltgottheit eines Wesens ist, sich zu ihr erhebe, doch freilich ist die Gottheit schlechthin unpersönlich gedacht, und die Reinigung der Seele, die er fordert, ist zwar von stoischer Verachtung aller Aeußerlichkeiten eingegeben, aber sie hat ganz im Sinne Platons ein lediglich geistiges Gut zum Ziel: die Wonne des Denkens.

Plotin lehrte bis 270, aber schon sein Schüler Porphyrius, der zu Beginn des vierten Jahrhunderts starb, näherte sich mit starken Schritten dem Glauben. Er tritt nicht mehr für ein geistiges, sondern ein asketisches Glück ein, er fordert die Enthaltung von allem Fleischgenuß und

1) Mommsen, Römische Geschichte III ([8]1889) S. 573 f., er war nebenher auch ein vielseitiger Polyhistor (über seine astronomische Gelehrsamkeit z. B. vergl. A. Breysig, De P. Nigidii Figuli fragmentis apud scholiasten Germanici servatis [Bresl. Diss. 1854] S. 16 ff.)

2) Christ, Geschichte der griechischen Litteratur ([3]1898) S. 699, 725.

von der Ehe, und für diese Bestrebungen ist ihm die herrschende Volksreligion als Bundesgenossin sehr willkommen. Jamblichus vollends, des Porphyrius Schüler, der im ersten Drittel des vierten Jahrhunderts wirkte, ist in die Tiefen und Untiefen jeglichen Glaubens und Aberglaubens niedergestiegen, um in ihnen Manifestationen des religiösen Dranges der Menschheit zu verehren. Der Mystizismus unserer Tage, der ästhetisch ebenso fruchtbar wie logisch haltlos ist, hat ganz mit Recht die Erinnerung an diese Schule in Verehrung erneuert.[1] Jamblichus hat alle trübe Hefe der Zeichendeuterei, des Opferwesens und der Mysterien aufgerührt und angenommen, ohne doch dabei von seiner ursprünglichen philosophischen Grundlage ablassen zu wollen — so vielleicht der erste von den Kompromißphilosophen, an denen die Geschichte neuerer Weltweisheit nur zu reich ist.

Die Unduldsamkeit des Christenthums hat all' dieser Philosophie noch zu Ausgang der Kaiserzeit ein gewaltsames Ende bereitet: Hypatia, die letzte Philosophin der neuplatonischen Schule, ist dem Glaubenseifer des alexandrinischen Pöbels zum Opfer gefallen. Doch man wird nicht verkennen dürfen, daß diese Theorien zwar in der Geschichte des menschlichen Denkens eine wichtige Rolle spielen, nicht aber in der der römischen Religion. Denn für den Glaubenszustand eines Volkes kommt nicht allzu viel in Betracht, was in einer Anzahl stiller Hörsäle gelehrt wird. Nur so viel bezeugen diese Erscheinungen, daß auch die geistigen Führer des Volkes, soweit sie nicht bei dem älteren atheistischen Rationalismus beharrten, den Drang nach einer Rückkehr zur Religion verspürten.

Der Staat hat sich unterdeß nicht allzu viel um diese Reaktion bekümmert: er fuhr fort, durch die Vergöttlichung der Kaiser die Zahl der alten Gottheiten zu vermehren. Seit Diocletian wurde, was vorher mehr ein Ausfluß hündischer

1) Maeterlinck, Trésor des humbles.

Schmeichelei der Privaten gewesen war, sogar zum Gesetz erhoben. Und auch im Uebrigen wurden die alten Kulte aufrecht erhalten, nur daß man in einer beispiellos weitherzigen und toleranten Religionspolitik neben ihnen jedweden andern Dienst duldete. Selbst die Christenverfolgungen sind wohl mehr durch die Weigerung der Christen, den Staatsgöttern, insbesondere den vergötterten Kaisern den offiziell vorgeschriebenen Respekt zu bezeigen, hervorgerufen, als durch eine besondere Abneigung gegen den neuen Glauben, die ganz und gar nicht in das sonstige System der kaiserlichen Regierung gepaßt hätte.

Trotzdem bleibt für das religiöse Leben dieser Epoche ihr reaktionärer Zug entscheidend, und es ist doch erstaunlich, wie ganz das aufkeimende Christenthum sich in diese Entwicklungsreihe einfügt, obgleich fast keines von ihren einzelnen Gliedern den mindesten Einfluß durch das Christenthum erfahren hat. In vielen Stücken nimmt sich die Geschichte dieser Glaubensformen wie eine Vorbereitung, ein Hintasten nach dem Ziele aus, das dann das Christenthum selbst steckte. Theologisch gefärbte Darstellungen der universalen Geschichte haben derartiges oft zu Unrecht behauptet, hier aber kann auch die objektivste Berichterstattung gegen eine solche Auffassung nichts einzuwenden haben. Nur daß freilich daraus auch die umgekehrte, solcher christlichen Teleologie zumeist sehr unwillkommene Folgerung gezogen werden muß, daß die neue Religion durchaus nicht nur das Produkt der einen Persönlichkeit, sondern ebenso sehr auch das Erzeugniß, das Bedürfniß des Zeitalters war.

Das sinkende Heidenthum aber ist zuletzt eines ruhmlosen Todes gestorben: sobald die Monarchie glaubte an der immer größer gewordenen Zahl der Christen eine gute politische Stütze zu gewinnen, verließ sie es, und nach einem mehrere Jahrzehnte währenden Uebergangsstadium wurden die Dienste der Väter verlassen und bald verfolgt. Ein großer und edler Herrscher, Julianus, den die christliche

Tendenzhistorie den Abtrünnigen gescholten hat, machte um 362 den romantischen Versuch, sie wiederherzustellen – ohne jeden dauernden Erfolg. Nur das immerdar konservative Landvolk der Bauern hat noch eine Zeit lang treu bei den verödeten Altären ausgehalten. Daß der Name Bauer im Latein dieser Zeiten identisch mit dem Begriff Heiden wurde, ist charakteristisch; freilich auch ein sehr starkes Memento für alle späteren Religionen, sich nicht allzu viel auf die Anhänglichkeit der Landbewohner zu gute zu thun und aus ihr nicht allzu zuversichtliche Konsequenzen für die Zukunft zu ziehen.

Dritter Abschnitt.

Gesellschafts- und persönlichkeitsgeschichtliche Ergebnisse.

Welcher Art der sozialhistorische Charakter der römischen Staats-, Klassen- und Wirthschaftsentwicklung in diesen Jahrhunderten war, kann nicht zweifelhaft sein, nur wird man freilich, wenn nicht im Ganzen, so doch in einzelnen Punkten die beiden Hälften, in die die Periode so deutlich zerfällt, auseinanderhalten müssen. Die Monarchie ist auch hier, wie überall, wo sie zuerst auftritt, als ein Produkt der starken Persönlichkeit unschwer zu erkennen. Für dieses ihr Wesen ist die Geschichte des römischen Kaiserthums deswegen ein so besonders wichtiges Zeugniß, weil sich die Gründung eines Thrones hier einmal im hellsten Lichte historischen Tages vollzogen hat. Und da ist offenbar, daß diese Einherrschaft, die im zweiten und ersten Jahrhundert schon von einer ganzen Anzahl der bedeutendsten Männer des Handelns uneingestanden auf Umwegen, halb oder ganz erstrebt worden war, die der Gewaltigste aller Römer begründet hatte, und die dann sein kluger Neffe, einer der umsichtigsten und tüchtigsten Herrscher des ganzen neuen Zeitalters, erneuert hatte, das Werk großer Menschen war. Doch freilich die Institutionen der Monarchie sind sehr häufig nicht geeignet, diesen ihren Grundcharakter aufrecht zu erhalten; wie unendlich oft besteht zwischen den gewaltigen Gründern einer Dynastie und ihren sehr mittelmäßigen Nachkommen der peinlichste Gegensatz! Aber eben die Einrichtung, die für diesen natürlichen Unterschied den Grund darbietet, die Erblichkeit, sie fiel hier fort.

Und wenn man den Römern der Kaiserzeit auch schwerlich eine ganz klare Einsicht in diesen Sachverhalt wird unterschieben dürfen, so mag doch ein sehr bestimmter Instinkt sie davon zurückgehalten haben, die höchste Würde im Staat einer einzigen Familie auszuliefern, sie dem Wettbewerb der starken Einzelnen zu entziehen und den Ehrgeiz der gewaltigen Menschen des Handelns dadurch seines höchsten Zieles zu berauben. Denn die sehr auffällige Unerblichkeit der Krone, die im System des römischen Staatsrechts sich fast wie eine Anomalie, eine Lücke ausnimmt, wird so allein erklärlich.

Und man wird schließlich nicht verkennen dürfen, daß trotz allen auf der Hand liegenden Schäden, die der Verfassung des Reichs durch diesen Mangel zugefügt wurden, die starke Persönlichkeit aus ihm Vortheil gezogen hat. Ueber das Reich sind dadurch freilich eine Anzahl Bürgerkriege verhängt worden, aber ist undenkbar, daß auch Thron- und Erbfolgestreitigkeiten in einem Herrschergeschlechte ganz ähnliche Folgen gehabt hätten? Die üblen Folgen des Cäsarismus, insbesondere der aberwitzige Dünkel, der sich einiger Herrscher bemächtigt hat und der in mehreren Fällen bis zum Wahnsinn ausartete, sie wären in einer Dynastie vermuthlich noch viel öfter aufgetreten. Das Prätorianerthum freilich wäre nicht zu so üblem Einfluß gelangt, aber wer wollte leugnen, daß diese Armee oft recht gut gewählt hat. Wie groß ist doch die Zahl der bedeutenden, der tüchtigen, der edlen und vor allem der thatkräftigen Regenten in dieser langen Herrscherreihe! Und zum Sinken kam das Wahlkaiserthum des Heerlagers eigentlich erst dann, als die Kraft des Volkes überhaupt erloschen war.

Doch freilich, wenn die Unerblichkeit der Monarchie auch an einer und zwar der ersten Stelle des Staates der starken Persönlichkeit eine Zufluchtsstätte bewahrte, im übrigen wurden ihr gerade so wie von jedem andern Absolutismus alle Lebensfäden abgeschnitten. Nach unten hin ist die Devise

dieser, wie aller unumschränkten Monarchieen: die Herstellung eines erzwungenen Verbandes, einer Zwangsgemeinschaft. Gewiß, auch diesem Cäsarismus fehlte so wenig wie seinen übrigen Seitenstücken der Tropfen demokratischen Oels, mit dem noch jeder militaristische und quasi-moderne Selbstherrscher gesalbt worden ist: die Egalisierung und Nivellirung der Stände nicht nur, sondern auch der einzelnen Völker des Weltreichs spricht dafür; das Klassen- und Wirthschaftsleben trägt wenigstens in den ersten Jahrhunderten des Zeitalters ein vielfach individualistisches Gepräge. Der Kosmopolitismus, der, damals allein, mit dem Staatsgedanken nicht in Konflikt gerieth, das Aufsteigen der freigelassenen Sklaven, das Walten freier Konkurrenz auf einem sehr ausgedehnten Wirthschaftsmarkte, und selbst die Lockerung der Familienbande, das sind alles ebenso viel Zeugnisse für die Freiheit des Individuums in diesen nicht-politischen Sphären.

Im staatlichen Leben aber lastet all' der furchtbare Zwang einer unumschränkten Regierung um so schwerer auf den Schultern Aller. Und er wird dadurch nicht vermindert, sondern eher vermehrt, daß eine Periode halb aristokratischer, halb demokratischer Freiheit vorangegangen war, wie denn jeder ganze oder halbe Absolutismus, der auf eine so völlig anders geartete Epoche folgt, schwerer drückt als ein primitiver oder organisch gewachsener. Am übelsten aber machte er sich vermuthlich auf den höchsten Stufen der Gesellschaft geltend. Tacitus hat mit knirschender Wuth geschildert, wie elend gerade dem stolzen Adel seines Volkes das Rückgrat nicht gebeugt, sondern für immer gebrochen wurde. Die alte Erbsünde aller absolutistischen Systeme in den höheren Entwicklungsstadien der Sozialgeschichte, der höfische Servilismus ist hier allmählich zu einem für alle Zeiten typischen Muster ausgebildet worden.

Man wird nicht vergessen dürfen, daß selbst dieses übelste Phänomen des damaligen Staatssystems eine psychische Wurzel hat, die es zwar nicht rechtfertigen, wohl aber zur

Noth erklären kann: in aller Selbstdemüthigung — und es giebt keine unbedingtere als die starker Menschen des Handelns, also etwa hoher Beamter, vor einem ihnen nur an Rang Ueberlegenen — liegt ein ethisch-ästhetisches Element, das zu ihr sicher schneller führt, als alle rationalen Erwägungen einer starken Staatsgesinnung: der Drang der menschlichen Natur nach Verehrung, nach rückhaltlosem Sich-Unterordnen und Emporschauen, derselbe Drang, der aller Religiosität bei weitem die meiste Nahrung zuführt in den Seelen der Menschen. Doch freilich, dieser starke Trieb hat in der römischen Kaiserzeit wahrhafte Saturnalien gefeiert, er hat in ihrer ersten Periode den neu-römischen Adel, der auf die stolzeste Vergangenheit zurückschaute, gebrochen und hat in der nachdiokletianischen Zeit sogar die Institutionen verändert. Denn daß damals und hier zuerst ein Berufs-, d. h. Soldbeamtenthum großen Stils geschaffen wurde, ist von der höchsten Wichtigkeit nicht nur für die römische, sondern für die universale Geschichte. Sozialgeschichtlich bedeutete sie einmal eine freilich nur zweckmäßige und folgerichtige Stärkung und Verbesserung des staatlichen Apparates, zum zweiten aber auch eine weitere Unterwerfung des Einzelnen. Denn unzweifelhaft ist ein Soldbeamter unvergleichlich viel abhängiger und moralisch unselbständiger als ein Ehrenbeamter, mag dieser sich auch, wie die Konsuln und Prätoren der ausgehenden Republik sicher in der Regel gethan haben, noch so sehr im Amt bereichern. Jeder Adel, der sich zum Soldbeamtenthum herbeiläßt, steigt eine Stufe herab, — man gedenke nur der unvergleichlich eindrucksvollen Szene, in der der Reichsfreiherr vom Stein das erste Gehalt, das ihm ausgezahlt wurde, zornig zu Boden warf. Und wie sehr sich dieses spätrömische Beamtenthum auch sonst erniedrigt hat, ist bekannt: all der thörichte Rang- und Abzeichen-Mummenschanz, der sich leider von damals immer weiter fortgepflanzt hat, legt dafür Zeugniß ab, und mehr noch die höfisch knechtische Gesinnung, die seitdem wahrlich nicht zu Unrecht Byzantinismus genannt worden ist.

Doch noch eine andere gesellschaftsgeschichtlich wichtige Aenderung ist in der nachdiocletianischen Zeit hervorgetreten: jener absichtlich und oktroyiert korporative Zug, der von da ab in der Stände- und Berufsgliederung so deutlich nachzuweisen ist. Alle Thatsachen der politischen Entwicklung pflegen in der Regel nur durch Deutung für die Geschichte des Verhältnisses von Persönlichkeit und Gemeinschaft fruchtbar gemacht werden zu können, hier aber hat man den Eindruck, als trete einmal die soziale Grundströmung alles staatlichen Geschehens ganz unverdeckt an die Oberfläche. Dieser weltgeschichtlich so ungemein denkwürdige Vorgang, daß ein reifes Volk auf einer ganz hohen, ganz modernen Entwicklungsstufe sich anschickt, wieder zu den Formen eines viel primitiveren Kulturstadiums herabzusteigen, nimmt sich aus wie eine Absage an das herrschende soziale System. Es ist, als wäre man des unter der Staats- oder besser unter der Kron-Hoheit bestehenden Individualismus müde geworden und habe nun wieder zu einer künstlichen Genossenschaftsordnung zurückgestrebt. Denn nur die Kaiser und ihre Räthe können nicht auf diesen Gedanken gekommen sein, dazu ist die Bewegung viel zu tiefgreifend und elementarisch.

Doch freilich, daß sie von oben her diktiert wurde, war auch ihr schwerster und zugleich ihr ganz sozialer Mangel: denn eben diese Organisation und Leitung durch den Staat mag gewiß nicht ein Produkt der Beamtenwillkür gewesen sein, sondern der Ueberzeugung der Besten im Reiche entsprochen haben, aber zugleich ist sie der stärkste Beweis dafür, daß der Drang zur Genossenschaft doch nicht stark genug war, um von unten her sich zu regen. Und so wurden denn all' die Vereinigungen, die entstanden, doch wieder Zwangs- und nicht freie Genossenschaften. Alle diese Zunft- und Kastenbildung, alle diese Schollen- und Berufsfesselung, sie waren nicht wie einst, da sie dem Geist eines Zeitalters ganz entsprochen hatten und deshalb vollkommen gesund und berechtigt waren, das freie Erzeugniß einer wirklich korporativ-

gerichteten Gesellschaft, sondern ein unersprießliches Gemisch hypermoderner Romantik und unhaltbaren Staatszwanges. Man kann kein Mittelalter künstlich imitieren, diese Lehre ist damals für alle Zeiten gültig festgestellt worden. Daß es überhaupt nur versucht wurde, war ein Zeichen offenbaren Verfalls.

Die geistige Geschichte der Kaiserzeit aber ist voll von persönlichkeits- und gesellschaftshistorischen Analogieen zu dieser Entwicklung. Allerdings von großen Persönlichkeiten hat sie nur den einen Tacitus aufzuweisen, dessen kühn wagender Subjektivismus ihn durchaus in die Reihe der von ihm so hart bekämpften Caesaren stellt. Im übrigen zeigt das geistige Schaffen dieselbe Unterwürfigkeit einem zwar nicht politischen, sondern ideellen Absolutismus gegenüber, dem der griechischen Muster, auf, an der das staatliche Leben der Epoche so reich war. Die Parallelen mit dem geistig wie politisch wesensverwandten Hellenismus drängen sich überall auf, nur freilich, daß die Unoriginalität dieser Zeit noch peinlicher wirkt, als die des Hellenismus, da sie zugleich das Erzeugniß einer nationalen, nicht aber nur wie dort einer Epochen-Unselbständigkeit war. Es war doch der erste Fall gänzlicher geistiger Knechtung eines Volkes durch ein anderes. Allein die großen Erfolge der Architektur und vielleicht auch der Malerei können davon ausgenommen werden, wenn auch den starken Künstlern, die zuerst die herrlichen Tonnengewölbe gespannt, die Basiliken und Triumphbogen errichtet, die letzten reichen Mosaiken entworfen haben, ein bitteres Schicksal die Unsterblichkeit ihres Namens vorenthalten hat.

Die religiöse Entwicklung aber, insonderheit die der zweiten Periode, offenbart ein schlechthin staunenswerthes Zusammentreffen ihrer sozial-psychgischen Grunderscheinungen mit denen der staatlich-gesellschaftlichen. Die vollkommene Demüthigung des Ichs vor immer neuen, immer fremderen Gottheiten, die in so starkem Gegensatz zu dem heiteren Erdensinne der voraufgegangen sehr viel rationalistischeren Epochen steht, ent-

spricht dem Zuge vollkommener Unterwerfung unter Staat und Monarchie, der das Zeitalter beherrschte. Das Christenthum nimmt sich in diesem sozial-geschichtlichen Zusammenhang, ebenso wie in gewissen Einzelheiten der Kult- und Dogmenentwicklung, nur wie die letzte und konsequenteste Ausgestaltung eines Prinzips aus, das doch auch den Dienst der großen Mutter oder des unbesiegten Sonnengottes Mithras bestimmt hatte. Und war schon die Bildung zahlreicher engerer Glaubensgemeinschaften im Bereiche des alten Heidenthums ein Symptom des aufsteigenden Dranges zu genossenschaftlicher Einung gewesen, so ist der übermächtigen Sekten- und später Kirchenbildung des neuen Glaubens dieser Stempel aufs deutlichste aufgeprägt. Nur daß freilich diese Bewegung ebenso natürlich, freiwillig und von unten her organisch gewachsen war, wie die Korporationsbewegung im Staat künstlich und erzwungen war. Daß zuletzt der Staat zusammenbrach, die Kirche aber in unverminderter Kraft fortbestand, ist der beste Beweis für das ganz verschiedene Maß an Lebenskraft, das beiden innewohnte. Gewiß, auch im Christenthum, im altrömischen Christenthum war Mittelalter, aber es war nicht künstlich, es war natürlich: kraft der ihm innewohnenden moralischen Stärke eines ganz neuen religiösen und sittlichen Prinzips und vielleicht noch mehr dank seinem Ursprung, dank seiner Herkunft von einem fremden, noch ganz mittelalterlichen Volke.

Als das römische Reich unter der Uebermacht roher Barbarenkraft mehr zusammensank, als zusammenstürzte, ist zum dritten Male im Verlauf der griechisch-römischen Periode die politische Autonomie großer Völker untergegangen. Zuerst ist die griechische, dann die hellenistische, jetzt auch die stärkste und robusteste von allen, die römische Selbständigkeit vernichtet worden. Jedes Mal hatte bis dahin die Kultur das politische Dasein der sie tragenden Nationen überlebt; die griechische war von der hellenistischen, diese von der römischen aufgesogen und in etwas bewahrt worden. Jedes

Mal waren auch die Völker im ethnischen Sinne am Leben geblieben: die Nachkommen der großen Griechen des sechsten, fünften und vierten Jahrhunderts bewohnten das alte Hellas auch noch, als die Römer den mazedonischen Staaten ihr Ende bereiteten, und der hellenistische Völkerkreis hat das halbe Jahrtausend, das er unter römischem Szepter zugebracht hat, körperlich, dem Blute nach unangetastet durchlebt. Und auch jetzt wieder ist dies Alles zum Mindesten theilweise eingetroffen: Kultur und Bevölkerung der Römer wurde auch in dem Westreich, das die Germanen gänzlich überwältigten, die eine halb, die andere ganz konserviert. Im Osten blieb sogar die staatliche Selbständigkeit noch ein Jahrtausend lang, freilich in mumienhafter Erstarrung, bestehen — vielleicht ein letzter Beweis für die noch größere Zähigkeit des griechischen Elements, das hier überwog und nun auf demselben Platz noch ein drittes Jahrtausend selbständig ausharren sollte.

Trotzdem, und in diesem Falle vielleicht mit dem besten Rechte, muß hier vom Sterben einer großen Nation gesprochen werden. Denn nicht das physische und nicht das geistige und nicht einmal ein nur schemenhaft politisches Fortleben — wie das von Byzanz — entscheidet über die historische Existenz der Völker, sondern die Vereinigung von körperlicher, kultureller und starker politischer Selbständigkeit. Und fragt man nun auch dieses Mal nach dem Grunde solchen Völker-Todes, so wird man doch auch hier am letzten Ende nicht irgend eine Staats- oder Gesellschaftsform, nicht einen Zustand der geschlechtlichen Sittlichkeit, nicht das Eindringen des Christenthums, wie Nietzsche meinte und noch weniger das Ausbleiben mechanischer Erfindungen, wie die Thorheit einiger in Geschichte dilettierender Naturforscher annahm, sondern allein das Sinken der Volkskraft als Ursache vermuthen dürfen. Man wird nicht wenige der staatlichen, sozialen, moralischen und geistigen Erscheinungen gegen Schluß des Zeitalters als Symptome dieses Verfalles ansehen müssen, wie etwa die Ausartungen des Cäsarismus und seiner Be-

amtenhierarchie, die soziale Reaktion der Zunft- und Kasten-romantiker, die ausschweifende Ueppigkeit, das gänzliche Einschlafen der wirthschaftlichen Regsamkeit und mehr noch den Verfall des geistigen Schaffens. Aber sie alle können nicht Ursachen, sondern nur Anzeichen und Wirkungen derselben Krankheit des innersten Kernes gewesen sein.

Wer aber will sagen, auf welche letzten äußeren Gründe das Zermorschen und Zerfallen auch dieser Nation, die in den Zeiten ihrer Jünglings- und Mannesblüthe von ewiger Gesundheit zu sein schien, zurückzuführen ist. So kurzlebig wie das griechische Volk ist das römische gewiß nicht gewesen. Mißt man, was die einzig mögliche Form des Vergleichs ist, die Entwicklungsstadien an einander ab, so ergiebt sich, daß vom Beginn ihres späten Mittelalters bis zum Verlust der politischen Selbständigkeit den Griechen noch nicht ein halbes, den Römern aber fast ein ganzes Jahrtausend autonomer Geschichte vergönnt gewesen ist. Vielleicht hat die kompakte und mehr kontinentale Gestalt der italienischen Halbinsel zu dieser Verlangsamung wesentlich beigetragen: die Bindeglieder zwischen den beiden Thatsachen, der großen Langlebigkeit des römischen Volkes und der weitflächigen und minder zerrissenen Gestalt ihres Landes, würden durch die sehr viel weniger rapide wirthschaftliche, namentlich kommerzielle, durch die noch ungleich phlegmatischere Geistesentwicklung und im politischen Leben durch die viel weitere Ausdehnung und also auch robustere Basis des Staatsgebietes dargestellt werden.

Aber freilich, wenn es erlaubt ist, diese anthropo-geographischen Vermuthungen weiter auszuspinnen, hat das Meer seine belebenden, aber auch beschleunigenden und also kraftverzehrenden Wirkungen hier nicht im selben Maße ausüben können wie in Hellas, so mag es immerhin noch genug Einfluß ausgeübt haben. Daß auf der Handpalme Griechenlands eine überreiche Geistes- und eine allzu zarte Staatskultur aufblühte, ist ähnlich erklärlich, wie daß Italien eine so langsame geistige und eine so starke und doch durchdachte Staats-

bildung hervorbrachte. Italien war, um ganz hypothetisch zu reden, schmal und meerumspült — und freilich auch sonnig genug und doch auch wieder nicht so zerfasert, um robuste, aber auch wahrhaft geistig durchdrungene politische Einrichtungen, um seine Staatskunst und sein Recht hervorbringen zu können. Mit anderen Worten, diese Halbinsel war immerhin so weitflächig, daß sie einen ausgedehnteren, stärkeren, lebensfähigeren und vor allem weniger von natürlichem Partikularismus bedrohten Staat hervorbringen konnte. Aber sie war auch wieder nicht so kontinental, daß sich hier ein weiter despotisch regierter Flächenstaat hätte bilden können, wie in den unabsehbar großen Ländern des Orients. Das Meer hat seine belebende Wirkung so weit ausüben können, daß Italien zu zwar starken, aber doch auch freien Staatsformen gelangte. Und wenngleich ihm keine so fein gegliederte geistige Kultur beschieden war, so sind doch wenigstens seine politischen Institutionen in einzigartigem Grade geistig durcharbeitet worden. Denn sie waren im Grunde ebenso sehr der eigentliche Ertrag seiner — sonst nicht eben bedeutenden — geistigen, wie seiner staatlichen Kultur.

Andererseits theilt Italien eine lebenfördernde, aber auch lebenkürzende Wirkung der geographischen Voraussetzungen durchaus mit Griechenland: das milde Klima. Vielleicht sind dessen das Blühen, aber auch das Verblühen beschleunigenden Folgen hier in etwas durch die anderen, territorialen Vorbedingungen aufgehalten worden, vielleicht aber haben sie ihren Einfluß zuletzt doch ausgeübt.

Oder warum sonst haben Germanen und Slaven, d. h. die einzigen nordischen Kulturvölker, allein auf dem Erdball sich so ungleich viel länger stark gehalten und warum haben sie, und sie vielleicht allein, noch heute Aussicht auf Jahrtausende ähnlich starker politisch-geistiger Lebensbethätigung?
